[illegible]enpeitsche.

Sammlung

[illegible]

„F R E I H E I T“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]







Pfaffenpeitsche.

Sammlung

der vom October 1868 bis Juni 1869 in der Zeitschrift

„FREIHEIT“

erschienenen

anti-clerikalen Aufsätze

von

Ludwig Richard Zimmermann.

Graz 1870.

Verlag der Zeitschrift „Freiheit“.

Toleranz.

(Nr. 1 — 1868.)

„Lasset uns Frieden halten, — oder uns doch wenigstens nicht thatsächlich prügeln!"

Läßt eine hochw. Hirtenschaft ihre Schäflein zu Bittgängen, Processionen, Wahlfahrten u. s. w. ausrücken, so drücken sich die Ketzer mildschmunzelnd zur Seite und lassen die ganze Straße den frommen Füßen, die ganze weite Luft den mehr oder minder verstimmten Kehlen. Donnert ein Gottesdiener pflichtschuldigst und gräßlich gegen neue, vernünftige Gesetze, verbietet er die Civilehe bei Hölle und Schwefel, so hören sich die Ketzer solches Mordio freundlich lächelnd an, und bewundern wohl noch auf das Unbefangenste die Gesundheit der hochwürdigen Lunge.

Versammeln sich an schönen Sommerabenden einige Dutzend älterer Damen auf offener Straße vor einem „Muttergottesbilde" und besingen dasselbe mehr oder minder falsch, so schließen die Ketzer vergnüglich ihre Fenster und wünschen höchstens, daß dieser Vorsänger oder jene Nachsängerin nicht so stark durch die Nase fromm sei. Ketzer sind nämlich gemeiniglich der bescheidenen Ansicht, daß zu einem gelungenen Lobgesange nicht nur reine Herzen gehören, sondern auch reine Nasen.

So sehen die Ketzer neidlos und friedlich zu, wie andere Leute allein selig werden. Ruhig und milde lassen sie ihre Ohren und Augen in mannigfaltigster Weise malträtiren; denn sie wissen ja, daß ihre frommen Nebenmenschen das Alles brauchen, um — selig zu werden.

Die frommen Nebenmenschen aber — wenn sie die Macht haben — machen es anders.

Fällt es einem Ketzer ein, ketzerische Vorträge zu halten, wie z. B. die Wanderprediger Marckwort in Stainz und Kerbler in Lienz, so bleiben die frommen Himmelskinder nicht etwa ruhig weg, schlagen ein paar Kreuze und denken sich: „Alle guten Geister u. s. w." — nein, sie machen zur „höheren Ehre Gottes" eine Katzenmusik und wünschen den Ketzer zu — prügeln. Und im Hintergrunde lauern die Oberfrommen und lachen heiligverstohlen in's fette Fäustchen.

Und in Graz erscheint das bischöfliche „Volksblatt" und berichtet in wonnedurchschossener Schrift von der handgreiflichen Glaubenstreue thatsächlicher — Narren. Denn exemplarische Narren sind jene Stainzer Bauernbuben gewesen, welche um der lächerlichen Fabeln dieses oder jenes Oberfrömmlings willen sich eine gerichtliche Untersuchung auf den Hals geladen haben.

Die armen Teufel wollten „ihren Glauben" mit Zaunpfählen vertheidigen, als ob dieser Glaube außen auf ihren dicken Köpfen sitze und nicht d r i n! Haben sie vielleicht gedacht, ihr Glaube könne ihnen — gestohlen werden?

Wie dem auch sei, sie haben dem friedlich und bescheiden einherwandelnden Ketzerthume Prügel zwischen die Füße geworfen — dicke, intolerante Prügel, womit man den frommen Anstiftern jenes Glaubensexcesses je „fünfundzwanzig" auf die wohlgenährte irdische Vergänglichkeit versetzen sollte.

Mögen die biederen, lederhosigen Kreuzfahrer einsehen, wie ungerecht und intolerant sie gehandelt haben und mögen sie mir auf's Wort glauben, daß sie dereinst doch in den

„Himmel“ kommen, wenn sie auch hienieden keinen Wanderprediger mehr durchprügeln.

— — — — — — — — — — — —

Man denke sich einmal, es fiele einer anderen gesetzlich anerkannten Religionsgenossenschaft ein, es im Punkte öffentlicher Ceremonien u. dgl. der katholischen gleichzuthun.

Man denke sich, die Juden stellten eines schönen Tages (natürlich mit obrigkeitlicher Bewilligung) das Bildniß irgend eines verdienstvollen Oberrabbi neben das eines katholischen „Heiligen“, welcher vielleicht einst als „Großinquisitor“ Hunderte von Juden braten oder dünsten ließ „ad majorem Dei gloriam“.

Würden die Frommen den Rabbi in Gesellschaft ihres „Heiligen“ dulden? Ich glaube kaum; ich möchte Arme und Beine, Nase und Ohren des armen Rabbi nicht für eine einzige Nacht mit einem einzigen Groschen garantiren.

Man denke sich eine jüdische Procession vom einen und eine katholische vom anderen Ende einer engen Gasse kommend, jede ihren Gott in einer anderen Melodie besingend; — wer würde aller menschlichen Voraussicht nach Prügel bekommen?

Und hätten nicht Protestanten, Juden, Freireligiöse und sonstige Ketzer, sobald sie nur gesetzlich anerkannt sind, genau dasselbe Recht zu öffentlichen Uebungen, wie römische Katholiken?

Mögen die römischen Frommen — besonders aber die Oberfrommen — dies einsehen und uns Ketzer ruhig unsere Ketzereien treiben lassen, sei es in Peking oder Lienz, in Nanking oder Stainz.

Sie können dafür stets auf liberale Gegenseitigkeit rechnen.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 3. — 1868.)

Es ist Menschenpflicht, den mit System verbreiteten Unsinn zu entlarven, wo man ihm begegnet.

Ich begegne ihm nun fast regelmäßig im hiesigen „Katholischen Wahrheitsfreund", diesem merkwürdigen Blatte, von welchem Einige glauben, es sei schon vor Jahrhunderten zum erstenmale erschienen und heutigen Tages nur neu aufgelegt worden.

Dort werden in Nr. 32 drei Geschichten auf einmal erzählt, welche uns lehren, daß man bei einigem Uebelwollen gegen die römische Kirche ersäuft, erschlagen oder auch geblendet werden könne — je nachdem Ort und Gelegenheit.

Da war einmal zunächst anno 1863 im südlichen Italien ein junger Mann, welcher gerne „Rom oder Tod!" schrie, was der Himmel bekanntlich nicht gerne hört. Eines Tages badete sich dieser Jüngling im Meere, schwamm herum und rief zur Unterhaltung wieder sein: „Rom oder Tod!" Auf einmal tauchte er unter und — blieb auch richtig unten. Diesen simplen Ertrinkungsproceß begleitet nun der „Wahrheitsfreund" mit gar erbaulichen Worten und fragt schließlich frommschmunzelnd: „Wer sieht da nicht den Finger Gottes?"

Ich sehe da höchstens einen — Wadenkrampf, wie er selbst den Monsignore-Redacteur des „Wahrheitsfreundes" packen kann, wenn er einmal heilige Lieder singend — in der Mur herumschwimmt.

Ebenfalls in Italien, von wo der „Wahrheitsfreund" die meisten seiner „höheren Fingerzeige" bezieht, passirte

einem Mönche die Fatalität, von sehr dummen, sehr rohen und nebenbei rechtgläubigen Bauern todtgeschlagen, zerrissen und zerfetzt zu werden, weil er den Papst lästerte, Garibaldi lobte und ebenfalls „Rom oder Tod!" rief.

Will uns der „Wahrheitsfreund" etwa weiß machen, daß diese verthierten Glaubensnarren lauter „Gottesfinger" gewesen seien?

Der dritte wahrheitsfreundliche „Fingerzeig" passirte auf einer Eisenbahn in Pennsilvanien. Dort beschimpfte ein alter, alberner Quäcker einen mitreisenden katholischen Ordenspriester. Was nun weiter geschah, erzählt der „Wahrheitsfreund" so:

„Der Priester sah wohl ein, daß dieser Quäker keines Besseren zu belehren, und antwortete Ihm ruhig: „Mein Herr, ich fluche Ihnen nicht, mein Beruf ist blos, zu segnen; aber es kommt vielleicht eine Zeit, wer weiß, vielleicht bald, wo Sie froh wären, wenn Sie mich mit ihren Augen sehen könnten!" Der Quäcker schwieg betroffen. Es stand keine paar Tage an und der intolerante Beschimpfer des Priesters und Ordensmannes bekommt den Krebs an den Augen und — erblindet gänzlich. Des Augenlichtes beraubt, lebte er unter schrecklichen Schmerzen noch ungefähr ein Jahr, bis ihn endlich der Tod von seinen qualvollen Leiden erlöste."

Selbstverständlich schließt diese greuliche Krebsensuppe mit der frommen Mahnung:

„Möge diese Thatsache Religionsspöttern und verblendeten Feinden der katholischen Priester zur Warnung dienen!"

So sind diese frommen Römer! Bricht sich irgend ein Domherr Arme und Beine, so ist das nur eine „Prüfung", welche der liebe Gott seinem würdigen Diener aus besonderer Freundschaft auferlegt; — passirt aber einem Ketzer dasselbe physikalisch leicht erklärbare Malheur, so erhebt sich

das Schaudergegröhle: „Hu! Hu! seht Ihr den Finger Gottes!" — Als ob der liebe Gott seinen eigenen Geschöpfen die Knochen zerbrechen müsse, um ihre Seelen zu curiren.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Eine alte, ewigneue Geschichte.

(Nr. 3. — 1868.)

Sie hieß Maria und war schön und fromm. Er hieß eigentlich gar nichts und war ein Pater.

Sie beichtete ihre verschiedenen Sünden alle vierzehn Tage, und wenn sie manchmal nichts Schlimmes auswendig wußte, so half der Pater nach, bis wieder eine Sünde da war. So wurde sie immer frömmer und immer reicher an Sünden.

Ihr Vater aber war nicht fromm und sprach zuweilen: „Was steckst Du immer in der Beichte statt in der Arbeit? Meinst Du, Dein Pater könne uns vom Hunger absolviren? Glaubst Du, sein Trost für zerrissene Christengemüther heile auch unsere zerrissene Leinenwäsche?"

Da weinte die fromme Maria, blickte zum Himmel und seufzte: „Herr, erleuchte diesen Gottlosen!" — — — Und eines Tages kam der gottlose Vater früher nach Hause als gewöhnlich, und fand Tochter und Pater in so erstaunlich frommen Exercitien begriffen, daß er gar nicht umhin konnte, Seine Hochwürden an deren geheiligtem Kragen zu nehmen und zur Thüre hinaus zu werfen — daß es krachte.

Die fromme Maria aber, die so eifrig gewesen in Glaube und Liebe, kam nun auch in die Hoffnung.

Wo und wann das Alles passiret, läßt sich nicht genau vermelden, denn dergleichen — passiret zu oft.

Capitel „Esel".

(Aus meinen „Erinnerungen eines ehemaligen Briganten-Chefs".)

Nr. 4. — 1868.).

Es war an einem Frühlingstage des Jahres 1862; ich war mit zwanzig Mann meiner Freitruppe aus dem Walde von Rovedo in die römische Campagne heruntergestiegen, um eine von Rom angesagte Zufuhr an Waffen und Munition zu erwarten. Wir lagen in einem Olivenwäldchen, hart an dem Wege nach Vico, von wo unser Transport kommen sollte. Hinter uns erhob sich auf felsiger Höhe stolz und prächtig das reiche Cisterzienserkloster Trisulti, dem fast alle Wälder, Felder und Vignen der weiten Gegend gehören.

Ein Bäuerlein kam lustig singend aus dem nahen Walde und trieb vor sich her einen hochbeladenen Esel. Dem schien nicht gar lustig zu Muthe zu sein; er schritt mühselig einher, blieb jeden Augenblick stehen und senkte den dicken Kopf schier bis zur Erde. Dann trieb ihn der Bauer mit Bitten und Versprechungen, Drohungen und Schlägen wieder an, bis endlich nicht weit von unserem Verstecke der Esel zusammenbrach und liegen blieb.

Und wieder begann das Bäuerlein: „Aber Freund, süßes, schönes Eselchen, steh' doch auf! . . . . Du sollst Zuckerbrod und Mandeln haben, wenn wir zu Hause sind . . . . hörst Du? . . . . Du hörst nicht? Bist Du nicht

die Blume aller Esel der Campagna? waren Dein Vater und Deine Mutter nicht der Stolz aller Esel auf der Welt? .... und Du willst im Schmutz liegen, wie ein Schwein? .... Schäm' Dich und geh weiter! .... Wie? Du schämst Dich nicht? Du willst ein fauler, schlechter Hund sein .... Weißt Du, daß ich Dich todtschlagen werde, wenn wir nach Hause kommen? .... Weißt Du, daß Du der elendeste, dummste Esel der ganzen Campagna bist? .... Weißt Du vielleicht nicht, daß Deine Eltern Schweine waren — wirkliche, garstige Schweine?"

Und heftig prügelnd fuhr das Bäuerlein fort: „Hier wirst Du erschlagen, Du Sohn des Teufels und einer Hündin .... Hier sollst Du zermalmt werden, Du Bestie ohne Glauben, Du gottlose, heidnische, türkische, protestantische, hebräische Seele eines Wurmes!"

Aber der Esel blieb liegen.

Da ließ mit einem Male der Bauer den Stock fallen, griff an seine Brust, zog ein kleines, blauseidenes Säckchen hervor, küßte es und blickte mit heiligem Bocksgesichte gen Himmel. Dann wandte er sich murmelnd wieder zu dem noch immer sanft ruhenden Esel, legte ihm das blaue Säckchen auf den Kopf und blickte erwartungsvoll zum Himmel. Am Himmel aber blieb Alles still und blau. Das Bäuerlein murmelte heftiger, schlug einige Kreuze hintereinander und legte das blaue Säckchen auf den Hals des Esels. Da glaubte ich zu bemerken, wie das graue Thier einen Seitenblick auf seinen frommen Herrn warf, einen Blick so voll stillen Hohnes und hellen Unglaubens, daß ich mich fragen mußte: „Sollte denn ein vernachlässigter römischer Esel wirklich vernünftiger sein können, als ein sorgsam katechisirter römischer Mensch?"

Und wieder blickte der Bauer erwartungsvoll, aber schon etwas ungeduldig gen Himmel, und wieder fiel von dort nichts herunter, was einen Esel laufen machen konnte.

Da schlug das Bäuerlein ein paar ganz besonders große Kreuze und rief: „Madonna santissima, willst du mir helfen? . . . . San Giuseppe, möchtest Du diesen faulen, grauen Hund nicht in einen fleißigen Esel verwandeln? . . . . San Antonio, hilfst Du mir auch nicht? . . . . San Giorgio, hau' ein mit Deinem Flammenschwerte auf diesen Ketzer! . . . . Alle Heiligen helft . . . . ich laß' mich nicht foppen!"

Und wie „zum letzten Versuche in Güte" legte der gute Christ sein blaues Säckchen auf den Schwanz des Esels und blickte zum Himmel auf, als wollte er sagen: „Mehr kann ich im Christenthum nicht leisten; . . . . hier hat aller Glaube ein Ende."

Da ward mir's zu viel; ich trat auf den Weg hinaus und fragte: „Amico mio, was treibst Du da für Dummheiten?"

Wüthend wandte sich das Männlein um; aber der Anblick der Waffen stimmte es weich, und weinerlich sagte es: „Ach Herr, ich bin von Gott und der Welt verlassen!"

„Was soll denn dieser blaue Narrenbeutel?" fragte ich weiter.

Entsetzt wich das Bäuerlein vor mir zurück, drückte das blaue Säckchen an seine Brust und rief: „O Herr, das ist ein kostbares Wundermittel gegen alles Gethier!"

„Was enthält es denn?"

„Haare von dem Esel, auf dem der Herr in Jerusalem eingezogen", sagte der Dummkopf mit frommster Miene; „ich hab's selbst gekauft vom Pater Amadeo in Vico, der

ein wahrer Heiliger ist; und weil ich arm bin, hat er mir's gnädigst um drei Scudi (Thaler) gelassen."

„Du bist ein Esel, ein ärgerer Esel, als der hier zu Deinen Füßen, und Dein Patre Amadeo ist ein Spitzbube, der Dir Haare von seinem eigenen Kopfe verkauft hat, die niemals Wunder thun . . . . Augenblicklich steckst Du den blauen Lügenbeutel ein, nimmst Deinem Esel einen Theil der Ladung weg und packst ihn Dir selbst auf!"

Sprachlos vor Entsetzen folgte der arme Teufel blindlings meinem Befehle, und siehe! der also erleichterte Esel erhob sich freiwillig.

„So", sagte ich zu dem zerknirschten Bauer, „ein andermal überlade und schinde Dein Thier nicht, und Du wirst Deinen albernen Wunderbeutel nicht mehr brauchen. Jetzt geh' mit dem Himmel; — er erleuchte Dein Gehirn."

— — — — — — — — — — — —

Esel und Römer hatten sich getrollt; ich lag wieder unter den Olivenbäumen und blickte durch das graugrüne Laubwerk hinauf zum Himmel. Eine dunkle Wolke zog vor der Sonne hin, und mir war, als nehme sie allmälig die Gestalt eines Riesenesels an und als fiele ihr Schatten nach jener Gegend, wo auf sieben Hügeln sich erhebet — Roma, die „heilige Stadt". Und darüber schlief ich ein und träumte von einem heiligen Universalesel, der seine Schnauze im stillen Ocean kühlet, während er mit dem Schwanze im schwarzen Meer plätschert.

— — — — — — — — — — — —

An diesen Universalesel habe ich noch oft gedacht, und als ich später nach Rom zurückgekehrt war, fragte ich einmal

einen dicken Franciscaner, der in der Locanda neben mir kneipte: „Ehrwürdigster, könnten Sie mir nichts Näheres über einen Universalesel verrathen; — ich habe einmal von einem solchen Wesen gehört.“

Da warf mir der fromme Mensch fast die Foglietta an den Kopf und schrie: „Das ist eine Frechheit!“ . . . . Ich lasse Sie arretiren . . . Sie, unheiliges Lästermaul!“

Und da gerade ein Gensdarm zugegen war — was in der „heiligen Stadt“ überall der Fall ist — so trat der herzu und fragte mich: „Wie können Sie diesen heiligen Mann beleidigen?“

„Aber ich fragte ja nur nach einer Art allgemeinem Weltesel“, entgegnete ich bescheiden.

„Ah bah! das kennen wir schon“, versicherte die weltlich-päpstliche Gerechtigkeit; „nehmen Sie sich ein andermal in Acht, sonst — müssen Sie mit.“

Seitdem glaube ich immer, der Franciscaner und der Gensdarm mußten von dem Universalesel etwas Näheres gewußt haben.

Aus heiligen Hallen.

(Nr. 5. — 1868.)

Es war einmal ein Pater — beliebt bei vielen Damen um seiner langen Beichten und kurzen Bußen willen.

Er wußte so viel und so eigenthümlich zu fragen, daß die Schuldvollen in einen hellen Spiegel zu schauen meinten und die Schuldlosen vor dünnverschleierten Geheimnissen wonniglich gruselten.

„Woher Er nur das Alles wissen kann?" fragte sich staunend die entblätterte Rose in den Dreißigen. „Nein, was man bei Dem alles Neues lernt . . . . ach!" seufte leise erröthend die Lilie von siebenzehn.

„Ich weiß nicht, Papa und Mama sagen doch nie, was Der allemal sagt", wundert sich das Gänseblümchen von fünfzehn und wird plötzlich dunkelroth bis hinter die Oehrchen.

Und während alle die Blümlein so sinnen und staunen, sitzt der brave Pater frommschmunzelnd im Stuhle und sinnet angelegentlich, wie er wohl diese oder jene Seele errette — möge auch die irdische Hülle darüber zu Grunde gehen.

Und es kam eine Matrone mit weißem Haare und tiefgefurchtem, bekümmertem Antlitze. Die hatte Schweres auf dem Gewissen und bekannte es mit zitternder thränenerstickter Stimme.

Und über die glatte Stirne des frommen Paters zogen krause Falten, sein Auge blitzte glühend dahin über die gebrochene Gestalt der Sünderin und seine weißen, frommcultivirten Hände bebten.

Der Alten ward bang; sie glaubte zu schwer gesündigt zu haben, um Vergebung erhalten zu können; aber sie — irrte sich. Hinter ihr stand ein Engel der Liebe und Versöhnung — kaum über siebenzehn Jahre, schön wie das Morgenroth und sittsam-bescheiden wie ein einsames Veilchen.

Dort sog aus wunderbaren Augen der fromme Pater genug Himmelsmilde, um die sündige Matrone — jählings zu absolviren — ohne Buße und sonstige Beschwerden.

Vergnügt trippelte das Mütterchen von dannen, und

aus dem Hintergrunde trat furchtlos und gläubig das unschuldige Kind.

Und es bekannte reuig alle die kleinen Sünden, die ja die „ewige Liebe" wohl alle lächelnd vergibt — ohne danach zu fragen!

Aber der fromme Pater mußte wohl wissen, daß der Himmel noch mehr wissen wollte, und er fragte mehr — viel mehr, als der kleine Engel wußte.

Dem armen Kinde ward nicht recht wohl in der heiligen Atmosphäre; die halbverstandenen, gleich Schlangenzünglein gewundenen Fragen ängstigten und verletzten das kleine Herz; aber — der fromme Mann fragte weiter.

Aus den schönen, unschuldigen Augen flossen heiße Thränen der Scham und der Empörung; aber — der Pater wollte mehr. Er wollte auch den sündigen Zorn im Mädchenherzen ersticken und dorthin erhob er die segnende Hand und sagte: „Friede . . . ." — Er wollte das eigentlich nur sagen, denn in diesem Augenblicke schloß ein kleines Händchen seinen großen, heiligen Mund und — ein profaner Klatsch verrauschte in den heiligen Hallen.

Und als er genug Besinnung gewonnen, um den ungeheuren Frevel zu überdenken, war er allein und — hatte eine geschwollene Wange.

— — — — — — — — — — — —

An dem kleinen Engel aber wurde die große Missethat nicht einmal gerochen — sie war auch zu groß.

Das Himmelreich im Gasthause.

(Nr. 6. — 1868.)

Professor Dr. M. (wehmüthig aber gottergeben): Jean, es schmerzt mich tief.

Jean (voll Mitgefühl): Was denn, Herr Professor?

Professor: Ich werde dieses Local meiden müssen; denn was nützet das beste Erdenbier ohne wahren, himmlischen Glauben?! (Macht einen langen, gläubigen Zug.) Ja, in diesem Bier liegt Christenthum — aber dort .... ha! dort liegt offen auf dem Tische die heidnische — „Freiheit"! Und vergebens blickt mein Auge umher nach dem Malzextracte der Seckauer Himmelsbrauerei, nach dem täglich erscheinenden Katechismus „Volksblatt"! Warum, o sündiger Zöllner und Kellner Jean, warum salvirest Du nicht Deine Seele durch Pränumerationen auf das „Volksblatt"?

Jean (nicht ahnend, daß der Herr Professor ein Mitarbeiter des frommen Blattes): Ach, im „Volksblatt" steht immer so dummes ......

Prof.: Was ... „dummes" ... ? ... (Trinkt wüthend aus). Nein, da hört alle Rücksicht auf's Bier auf! ... Hier gilt's die heiligsten Güter der Seele ...... Jean, wählen Sie: „Volksblatt" oder „Freiheit", Himmel oder Hölle!

Jean: Wenn der Herr Professor erlauben, möchte ich mir die Freiheit nehmen, die „Freiheit" zu behalten.

Prof.: Gut, dann sehen Sie mich zum letzten Male, und der andere fromme Professor soll auch nicht mehr herkommen — gar kein Gläubiger soll mehr herkommen! .... Schwefel soll in Euren Wein, Pech in Euer Bier regnen!

... Verdammt soll Küche und Keller, Salon und „Schwemme“ sein in Ewigkeit ....

Jean: Amen!

(So geschehen im October des Jahres 1868 in einem Hotel zu Graz an der Mur.)

Frommer Blödsinn.

(Nr. 7. — 1868.)

Es liegt mir ein mit erstaunlicher Pfiffigkeit illustrirter „Brief“ vor, welcher an Stelle der Adresse, umgeben von allerhand frommem Geschnörkel, folgende Mahnung trägt:

Wird dir vom Höchsten dieser Brief gebracht,
So ließ ihn mit Bedacht.
Doch darf dein Kopf ihn nicht behalten,
Und damit walten,
Als wär' er nur ein Scherz
Du hast ihn abzugeben an dein Herz.

Ich gebe nun das Ding nicht an mein Herz, sondern an den gesunden Menschenverstand zur gefälligen Beurtheilung ab.

Auf der Siegelseite dieses — wie es scheint — von „oben“ heruntergefallenen Briefes sieht man einen splitternackten Einfaltspinsel, welcher sich mit einigen wilden Bestien ganz en canaille amüsirt und den Urvater Adam vorstellen soll. Der Aepfelbaum, um welchen sich späterhin die bekannte fatale Schlange winden wird, ist hier noch mit Blumenguirlanden geziert, wie ein bischöflicher Triumphbogen in der Firmungszeit. Darüber liest man, wie wohl es jenem nackten Menschen damals war:

O Rückblick voller Lieblichkeit,
Einst gab es keinen Schmerz, kein Leid.
Ja denke, Sterblicher, zurück,
An jener Tage reines Glück!
Der Mensch war da bei seinem Gott
Und kannte weder Noth und Tod.
Allein, was kurz darauf gescheh'n
Das könnt' ihr hier mit Wehmuth seh'n.

Schlägt man nun mit Wehmuth den unteren Theil des Briefes auf, so erscheint die nackte Unanständigkeit in duplo: Adam und Eva unter dem Aepfelbaume.

Und von oben herunter kriecht die Schlange, dieses arme Thierchen, welches die Menschen feigerweise für all' ihre eigenen Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten verantwortlich machen wollen. Diese Schlange hält im Maule einen Apfel von der Größe eines mäßigen Kürbis und macht dazu eigentlich ein Gesicht wie ein Schaf. Das Ganze heißt der „Sündenfall" und ist die ärgste Pfuscherei, die ich je gesehen. Das muß auch der fromme Verfasser gefühlt haben, denn er schrieb darunter:

O Anblick voller Schrecken!
Du lässest mich entdecken
Den großen Sündenfall,
Der uns nun tödtet all'!
Denn hier bei diesem Essen
War leider Gott vergessen
D'rum mußte wohl der Segensstand verschwinden,
Doch suche fort, du wirst die Hilfe finden.

Hat man sich an diesem „Essen" sattsam erbaut, so sucht man gerne die versprochene „Hilfe", schlägt den oberen Theil um und sieht Christus am Kreuze, welchem der fromme Briefschreiber folgende miserablen Verse zumuthet:

O Undankbare, was habt ihr gethan
Seht, eure Sünd' hat mich an das Kreuz gebracht,
Damit du Mensch nicht sollst verderben,
Mußt ich für dich am Kreuze sterben;
Und wirst du feste an mich gläuben,
So wird der Fluch nicht auf dir bleiben.

An den „Fluch" der Lächerlichkeit scheint der Verfasser dieses nicht zu recommandirenden Briefes gar nicht „gegläubt" zu haben.

Nun zu dem eigentlichen Kerne des Schreibens. Schlägt man die eine Längenseite desselben auf, so sieht man mit Wohlgefallen einen Herrn und eine Dame in ganz anständiger, moderner Tracht und glaubt die paradiesische Wildheit glücklich überwunden zu haben.

Aber der schreckliche Briefschreiber verbittert uns auch dieses Vergnügen durch folgende kleiderfeindlichen Verse:

Der Mensch von Erde ist gemacht,
Was nützet denn die große Pracht!
Die Kleider sind nur Sündendecken,
Heb' auf das Blatt du wirst erschrecken!

Wenn nun die Kleider wirklich nur „Sündendecken" sind, so begreife ich nicht, wie ein frommer Mann anständige Leute zum — Aufheben derselben einladen kann.

Doch, in gläubigem Vertrauen wollen wir es thun. Wir schlagen die zweite Längenseite des Briefes und damit die untere Hälfte des Pärchens auf, und sehen — nichts Sündiges, nein: fromme, kahle, wadenlose Todtenbeine, dürre Knochen ohne Hosen und Stiefel!

Diese untere Partie ist schrecklich und verleidet mir allen frommen Geschmack! Es bedürfte auch wahrlich nicht der umherliegenden Todtenschädel, Kreuze, Sensen u. dgl., um klar zu machen, daß hier ein Menschenpärchen mit

der oberen Hälfte noch sündhaft und wohlgekleidet lebt, während es mit der unteren schon längst für immer „selig" geworden.

Aber hiermit ist die fromme Schinderei noch nicht zu Ende, noch einmal muß umgeschlagen werden — und da liegt auf einem Grabdeckel ein unanständig todter Mensch, welcher sich nicht im mindesten genirt, vor unseren Augen zu verfaulen. Spiralförmig, gleich Pfropfziehern, schlängeln sich die riesigsten Würmer aus diesem von einem gewissen J. Herzog in Kupfer gestochenen Leichname, und die ganze Sache macht einen so fatalen Eindruck, daß sie einem schier die — Passion zum Sterben verleiden könnte.

Kaum vermag es mich zu trösten, daß dieser todte Mensch mir folgendermaßen zuredet:

O Mensch! hier spiegle dich, erwäge, was du bist: Nichts als der Würmer Koth, ein Schatten, der nicht bleibet, Ein Staub, den augenblicks ein leichter Wind verstäubet; Ein Licht, das bald verlöscht, d'rum werde, Mensch, ein Christ, und lerne, weil du lebst auf Erden, wie du kannst ewig selig werden.

Ich wußte kaum vor Pracht, wie ich mich sollte tragen,
Nun ist die Pracht dahin, die Würmer mich zernagen
Und der Verwesung Raub bin ich.
Komm, Sterblicher, betrachte mich,
Was Du jetzt bist, das war auch ich.

Was mich etwas beruhigt, ist, daß dieser ganze Brief in Graz bei irgend einem J. Nowohradsky gedruckt und von hier aus in die Welt expedirt wurde. Ich weiß nun, daß dieses Vergehen gegen den Menschenverstand im Bereiche des Krummstabes von Seckau begangen wurde, und ich kann daher ergebenst fragen: „Hatte eine fürstbischöflich seckauische Seelenpolizei Kenntniß von diesem gedruckten Attentate? Und

wenn sie davon Kenntniß hatte, warum erließ sie keinen Steckbrief wider diesen Himmelsbrief?"

Aber ich habe — gut fragen!

In der Sterbestunde.

(Nr. 8. — 1868.)

> Lasset uns wenigstens ruhig sterben; wenn Ihr uns schon im Leben malträtiren müßt!

Ein wahrhaft empörender Fall von „Seelenrettung" wird aus Bozen berichtet. Dort erkrankte der gewesene Ingenieur des Wiener Stadtbauamtes, Herr Reisacher, und nach wenigen Tagen erschien auch schon ein Geistlicher, um den noch keineswegs Aufgegebenen mit dem „Sterbesacramente" zu tractiren. Obgleich die Gattin Reisachers Alles aufbot, um dem Kranken die nöthige Ruhe zu erhalten, drang der Seelenretter fast mit Gewalt in das Zimmer und machte dort seine Himmelssachen ab.

Wieder einige Tage später lag Reisacher wirklich im Sterben, und er wäre wohl auch ruhig und friedlich heimgegangen; — aber siehe, da kamen vier, sage: vier Stück Geistliche im vollen Ornate, mit brennenden Kerzen und einem schweren, eisernen Krucifixe anmarschirt, stellten sich an allen vier Ecken des Sterbebettes auf, legten dem Verscheidenden das schwere eiserne Glaubensinstrument auf die keuchende Brust und plärrten mit lauter Stimme ihre Gebete herunter, bis der arme Mann Ruhe hatte für — immer. —

Gibt es denn gegen solche Malträtirungen keine Hilfe? Ich meine doch; und wahrlich, bevor ich einen mir theueren Sterbenden mit brennenden Kerzen, eisernen Instrumenten und Sterbegeheul selig machen ließe — eher machte ich vom Haus- und Menschenrechte den allernachdrücklichsten Gebrauch. Und kein gerechter Richter der Erde wird mich darum verdammen können, weil ich dem hilflosen Sterbenden Ruhe geschafft habe in der letzten, schwersten Stunde — über die hinaus ein Priester ebensowenig weiß, als jeder Andere.

Und läßt sich denn nicht gut und ehrlich sterben ohne alle diese Ceremonien? Wer hat Jesum Christum mit der letzten Oelung versehen? Haben Petrus, Paulus, Johannes und die übrigen Apostel und so viele Tausende der ersten und besten Christen von solchem Sacramente irgend etwas gewußt? Und sind sie etwa nicht „selig" geworden? Und werden nicht auch jene vier Bozener Priester „selig" werden, wenn sie vielleicht einmal ganz zufällig in's Wasser fallen und ohne alle Oelung von hinnen schwimmen? —

Wann wird man einmal aufhören, um einiger todter Formen willen seinem Nebenmenschen Leben und Sterben zu verbittern? Wann wird man einmal vor lauter „Frömmigkeit" dazu kommen — menschlich zu sein? —

Vielleicht nach dem „öcumenischen Concil", wenn die Bischöfe abreisen und — der Papst mit.

Frommer Erzblödsinn.

(Nr. 8. — 1868.)

Ich kann nicht umhin, folgende bei Ph. Kraußlich in Linz gedruckte Grauslichkeit vor das Forum des gesunden Menschenverstandes zu schleppen.

Eine Stimme,

welche von der

armen Dienst-Magd

in der Pfarre Kirchdorf

am 21. April 1867 an dem Platze vernommen wurde, wo jetzt das Kreuz steht, welches zu Ehren der geheimnißreichen wunderbaren Erscheinung am Wege zum Kloster Schlierbach von frommen Gläubigen gestiftet worden ist.

So kündigt sich der nun folgende Schwindel an, und es ist dabei bemerkenswerth, daß — wie bei fast allen derartigen Betrügereien — auch hier eine arme blöde Person des untersten Standes mit ihrem Namen für Das herhalten muß, was durchtriebene geschorene Schlauköpfe ersonnen, um — Dummköpfe zu prellen.

Die „arme Dienstmagd" erzählt ihre Stimmgeschichte folgendermaßen:

Als ich am 21. April 1867 an dem Platz wo jetzt das Kreuz steht bethend kniete, vernahm ich eine Stimme, welche in meiner Nähe gleich wie ober meinem Kopfe mit folgenden wehmuthsvollen ausdrücklich an mich gerichteten Worten erscholl:

Gehe hin, so hieß es unter andern, gehe hin, achte nicht das Urtheil der Welt und verkündige ohne Scheu was du hier in dieser Stunde vernehmen wirst, und nun — sprach die unsichtbare Stimme — welche theilweise in schmelzende weiche Accorde, wie in leisen klagenden Harfentönen sich auflöste. Es werden Zeichen und Wunder geschehen im Himmel und auf Erden, diejenigen aber, die Geistes-

gaben genug besitzen um das Gute von dem Bösen, das Heil von der Verdammniß unterscheiden zu können, werden zu viel von Stolz und Eigendünkel regiert, daß sie die Offenbarungen Gottes bei Seite setzen und lieber ihren sündhaften Neigungen folgen, und wenn auch im Innern von der Wahrheit überzeugt in der Oeffentlichkeit nicht selten darüber spotten, deshalb wird man auch so lange der Zeichen und Wunder nicht achten, bis nicht das wirkliche Strafgericht Gottes selbst hereinbricht. Daß aber diese Zeit nahe, sehr nahe ist, das verkünde ich allen bußfertigen Sündern im Geiste meines göttlichen Sohnes. Ja — die Zeit des Gerichtes ist nahe. — Europa besonders steht in Gefahr. — Rettet daher, was zu retten ist.

Schon aus dieser Probe wird dem vernünftigen Leser einleuchten, daß die „arme Dienstmagd" nicht die Alleinschuldige an dieser Comödie ist. Der Styl, so miserabel er auch sein mag, weist doch darauf hin, daß es ein Oberfrommer war, welcher diese „wunderbare Erscheinung" erfunden. Die „schmelzend weichen Accorde" und die „leise klagenden Harfentöne" lassen mich sogar vermuthen, daß der oberfromme Schwindler ein — poetisches Gemüth habe.

Der Glaube ist tief gesunken und mit kleinen Zeichen nicht mehr zu erretten.

Hiemit soll gewissermaßen die Dicke der vorliegenden Lügen entschuldigt werden.

Meine Thränen sind bitter, welche über meine Wangen geflossen sind, noch bei weitem bitterer aber werden die Strafen sein, so von meinem Sohne über das undankbare Volk verhängt werden, es wäre denn: daß es Buße thut, den schrecklich sündhaften Lebenswandel ablegen und gleich dem verlornen Sohne reuvoll zum Glauben und der Tugend zurückkehren würde.

Darum mögen Alle, die es hören wollen, es vernehmen, daß das Jubiläum zu Ehren des heiligen Vaters und zur Errettung des heiligen Glaubens abgehalten werden muß. . . . .

Fast möchte man glauben, die arme Kuhmagd habe

da am Zustandekommen des neuesten „öcumenischen Concils“ mitgearbeitet.

Wehe! dreifaches Wehe auch über euch, die ihr nicht meidet die Lästerungen über das heilige Gotteswort oder über die katholische Kirche, und euch gefallet in freigeistig und prahlerischen Redensarten. Wenn ihr euch vermesset die Hand gegen eure Eltern oder Vorgesetzten zu erheben, und so schlecht haltet das siebente Sacrament, das oft versprochen und so wenig und klein gehalten wird. O, bekehrt euch und reißet durch eure Verstocktheit nicht wieder die heiligen fünf Wunden meines vielgeliebten Sohnes auf und reicht durch eure Schwelgerei ihm nicht neuerdings den Kelch des Isops dar. Bedenkt wie er eurer Unkeuschheit wegen auf dem Berge Golgatha seiner Kleider beraubt worden ist. Bürdet ihm nicht abermals das Kreuz eures unbändigen Stolzes auf und hütet euch die Dornenkrone eurer Hoffärtigkeit ihm neuerdings auf das heilige Haupt zu drücken. O bekehrt euch — noch ist es Zeit — noch ist das Urtheil nicht ganz über euch ausgesprochen. Doch wenn ihr euch nicht ernstlich bestrebt all diese furchtbaren Sünden zu meiden, so bin ich nicht mehr vermögend genug für euch bei meinem Sohne zu bitten, ihr werdet dann heimgesucht werden, mit einer Krankheit, die die Cholera und Pest weit noch übertreffen wird.

Nach diesem Durcheinander von Sünden scheint die große „Krankheit“ bald losgehen zu sollen, und es ist demnach Zeit, daß sich ein Jeder vorsehe. In den heiligen Bocksprüngen unserer frommen Blätter, in unterschiedlichen tollen Hirtenbriefen und komischen Allocutionen, in Sechszehner-Adressen und Greuter'schem Streitroßgewieher scheinen mir schon bedenkliche Symptome dieser Krankheit zu liegen. Ich vermuthe eine Art „Drehkrankheit“ sämmtlicher Himmelsschafe einschießlich der schwarzen Böcke.

Mit großen Blutvergießungen und schrecklichen Erdbeben — der Hagel wird eure blühenden Fluren und Aecker verwüsten und eure gesegneten Fruchtbäume ein verheerender Orkan entwurzeln, gleich wie eure Lästerzurgen das heilige Gotteswort und die katholische

Kirche zu stürzen sucht. Eure Wohnungen werden viele in Brandstätten erklärt — so wie ihr die Brandfackel eures Haßes und der Zwietracht in die Welt hinausschleudert. Um euren unbändigen Stolz zu zähmen, werdet ihr zu Bettlern herabsinken, ihr werdet heimgesucht werden mit noch hundert anderen Bedrängnissen, so ihr euch nicht bekehrt und in euren Sünden verharret. Wollt ihr aber von all' diesem Elend und Jammer befreit werden, so höret auf meine Mahnung und betet täglich andachtsvoll das folgende Gebeth mit dem Anhange von fünf Vater unser, zu Ehren der heiligen fünf Wunden meines gebenedeiten Sohnes und dem göttlichen Glauben zur Bekennung der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Welche Ideen von der Gottheit werden dem gläubigen Leser hier zugemuthet! Man weiß nicht, soll man mehr über die Albernheit oder die Frechheit dieses „wunderbaren Stimm"-Schwindels staunen, der hier den zornigen, rach- und zerstörungssüchtigen Gott des alten Testamentes neu anstreicht.

Wüßte man nicht, mit welchem Raffinement bisher in Schule und Familie alle gesunde Vernunft, alles Wissen verfälscht, verstümmelt und gemordet wurde, — man könnte nicht begreifen, wie dem Volke heutigen Tages noch solche dummangelegte Betrügereien geboten werden dürfen! — —

Dir aber, so wandte die Stimme, welche bisher obgleich nahe bei mir, doch wie in weite — weite Ferne hinausgesprochen hatte, mir sich zu: — Dir aber der frommen Gott ergebnen Magd befehle ich, das was Du jetzt vernommen, so wie das folgende Gebeth allen jenen mitzutheilen, welche noch am Glauben hängen und Bußfertigkeit zu üben trachten, nicht aber dem unbußfertigen und ungläubigen Volke, denn selig sind die, welche nicht gesehen und doch geglaubet haben, sie werden nicht allein für sich Befreiung ihrer Sünden erlangen, sie werden auch die furchtbare Geißel des Zornes Gottes, wenn auch vielleicht nicht ganz, so doch zum Theil von ihren Nächsten abwenden und außerdem noch eine ihm befreundete abgeschiedene Seele aus dem Fegfeuer erlösen.

Das Hören solcher „unsichtbaren“ Stimmen sollte einfach polizeiärztlich verboten und Dawiderhandelnde dem Narrenhause übergeben werden.

Der Aufklärung werden so viele Grenzen gezogen; warum nicht auch der Verdummung? —

Das von der „Stimme“ mehrfach empfohlene Gebet kann ich getrost weglassen; — es ist nichts daran. —

Solcher Blödsinn wird gedruckt und verbreitet zu Linz, im Dunstkreise desselben Bischofs, welcher in seinem letzten Hirtenbriefe mit ganz absonderlichem Ingrimm über unsere neuen, vernünftigen Gesetze herfiel.

Man könnte wohl fragen, hat dieser Bischof Kenntniß von jener „unsichtbaren“ Stimme, welche in seiner Diöcese vagabundirt? Und wenn er davon Kenntniß hat, läßt er seine Heerde von Kanzel und Beichtstuhl herab davor warnen?

So könnte man allerdings fragen, aber — nützen würde es nichts. —

(Dieselbe „arme Dienstmagd“ hatte, außer der obengeschilderten noch sechs andere „wunderbare Erscheinungen“ — eine lächerlicher als die andere. Ich werde darüber gelegentlich berichten.)

Von der Kanzel.

(Nr. 8. — 1868).

Sonntag, den 18. October 1868, wurde auch in Windischgraz von der Kanzel herab jenes Sammelsurium abgestandener Katechismusbrocken gepriesen, welches unter dem Namen „Sechszehner-Adresse“ seinen Rang im

Unsterblichlächerlichen behauptet. Auch wurde ein Exemplar dieses Schriftstückes an die Kirchenthüre geheftet.

Hiergegen erließ nun das Stadtgemeindeamt eine höchst vernünftige Kundmachung, in welcher die Bevölkerung vor der zwar sehr frommen, aber ungesetzlichen Wühlerei gewarnt wird.

Wem vernünftige Gesetze auf Erden mehr gelten, als die päpstlich-patentirte Seligkeit im Himmel, der kann diese Kundmachung des Gemeindeamtes nur freudig begrüßen. Es liegt darin ein erfreuliches Zeichen, daß die Zeit thörichter Nachsicht gegen geistliche Anmaßungen vorüber, und es wäre zu wünschen, daß alle Gemeindevertretungen sich zu derselben geistigen Unabhängigkeit erhöhen.

Sie könnten dann alle die Genugthuung erleben, von unserem „Grazer Volksblatte" eben so herzlich verlästert zu werden, wie es jenem beneidenswerthen Gemeindeamte geschehen.

Dem Bischofsblatte aber, welches auch bei dieser Gelegenheit wieder von einem „von Christus selbst eingesetzten Bischofe von Rom" fabelt, sei hier eine Lection über den Mißbrauch mit Kanzel und Kirchenthüre gegeben.

Vor Allem sind die Kirchen (mithin auch ihre Kanzeln und Thüren) nicht Eigenthum der betreffenden Pfarrer oder Capläne, sondern der betreffenden Religionsgenossenschaft, wie es auch von Anfang an und von Rechtens wegen mit allem „Kirchengute" der Fall ist.

Wie können sich demnach Geistliche erlauben, Kanzeln und Kirchenthüren zur Anpreisung ihres eigenen Krames zu benützen? Wie können sie ihre dunklen Parteisachen an

die Kirche einer Gemeinde nageln, welche nicht vernagelt genug ist, sich dafür zu begeistern? Ist die Kirche ein „Gotteshaus" oder ein Priesterhaus? und soll darin Friede und Liebe gepredigt oder zu friedensstörerischen, gesetzwidrigen Umtrieben aufgefordert werden?

Es ist wahrlich eine colossale Anmaßung, wenn ein schwaches, irdisches Menschlein seine und seiner Kastengenossen Meinungen von derselben Stelle aus in die Welt schreit, von welcher aus nur das „Wort Gottes" ertönen soll!

Es ist nicht minder frech, an das „Gotteshaus" einen Wisch zu nageln, auf welchem sechszehn Menschlein fortwährend von einem „Stellvertreter Gottes" fabeln. Was soll sich denn der „allgegenwärtige", „allwissende" Gott denken, wenn er an seinem eigenen Hause liest: er sei abwesend und müsse durch eines seiner Geschöpflein vertreten werden?

Mögen darum die steierischen Knechte des römischen „Knechtes der Knechte Gottes" in Demuth erkennen lernen, daß sie nicht Herren in dem aus dem Beutel der Gläubigen erbauten Gotteshause sind, sondern Diener, und daß sie von der Kanzel nur das „Wort Gottes" zu lehren haben, nicht aber die komischen Stylübungen von sechszehn Römern in Graz.

Das fromme Bischofsblatt aber, welches dem Gemeindeamte von Windischgraz „das A B C wahrer, freiheitlicher Entwickelung" abspricht, lerne zuvor das A B C wahrer, bischofsloser Vernunft.

Fromme Bücherschau.

(Nr. 10. — 1868.)

Jeder lobt seinen Kram, das ist nicht mehr als billig; — wird aber dabei gelogen, so ist das sündhaft.

In seiner Nr. 295 lobt das „Grazer Volksblatt" zwei von irgend einem Pater Huguet verfaßte Broschüren: „Der Triumph Pius IX." und „Die Herrlichkeiten Pius IX." Dabei nimmt der Capuciner-Recensent den Mund recht voll und sagt der Welt, der Geschichte und der Wahrheit folgenden imposanten Unsinn unter die Nase:

„Auch die Gegner der Kirche müssen, soweit sie noch einen Rest von Edelsinn bewahrt haben, anerkennen, daß die Gestalt Pius *IX.* in Wahrheit die ruhigste, imponirendste und mächtigste Erscheinung in unserem gegen die Kirche verschworenen Jahrhunderte ist. Da ist es gewiß tröstlich in einer Zeit, wo Alles wankt und zu stürzen droht, zu dem emporzublicken, der allein feststeht und mit der Festigkeit die Sanftmuth, Milde und Tugend eines Heiligen vereinigt."

Ich habe nun keine Spur von jenem Reste von „Edelsinn", welchen das „Volksblatt" nur reclamirt, um unbehelligt eine offenbare Unwahrheit durchzuschmuggeln. Pius IX., die — „ruhigste, imponirendste und mächtigste Gestalt dieses Jahrhunderts" — Pius IX. der — „allein Feststehende"!!

Ach, gehört denn die totalste Unkenntniß der Geschichte wirklich zu den heiligen Dienstpflichten des frommen Blattes? Weiß denn der recensirende Capuciner gar nicht, daß Pius IX. anno 1848 mit der italienischen Revolution marschirte und seine „Crociati" gegen das alte, katholische, conservative Oesterreich kämpfen ließ? Weiß er nicht, daß derselbe Pius IX. 1849, nachdem er die italienische Revo-

lution im Stiche gelassen, sich von den Truppen der französischen Republik wieder auf den „Stuhl Petri" setzen und seine Provinzen von den wiederbefreundeten Oesterreichern „in Ordnung bringen" ließ? Weiß er nicht, daß Pius IX. anno 1859 und 1860 denselben Napoleon feierlichst verwünschte, den er dann 1867 um der elenden Heldenthat von Mentana willen inbrünstig segnete? — Wo ist da etwas „Imponirendes", oder gar „Feststehendes"? Und soll etwa in der päpstlichen Schmähschrift gegen die neuen österreichischen Gesetze, in dem verzweifelten Heranwinken der Protestanten und sonstigen Ketzer in den großen „Schafstall" oder in dem Verschenken goldener Tugendrosen an lüderliche Königinnen etwas „Imponirendes" liegen?

Will das fromme Blatt die imponirendste, großartigste Gestalt unserer Zeit sehen, so blinzele es mit seinen heilig verdrehten Aeuglein auf — Garibaldi. Dort wird es frommschaudernd eine Helden- und Menschengröße, eine zu jeder Zeit unveränderliche Festigkeit — kurz, eine Erscheinung erkennen müssen, wie sie ihresgleichen nur wenige in der Menschengeschichte hat. Und wenn die Menschheit „den Triumph und die Herrlichkeiten Pius' IX." schon längst vergessen hat, wird sie noch immer den Namen Garibaldi lesen in dem Buche des Triumphes und der Herrlichkeit der Freiheit und der Wahrheit.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 12. — 1868.)

Es ist doch ein eigen Ding um den frommen Blödsinn; er ist zäh wie Eselsleder.

Alle Welt weiß, wie erst kürzlich ein protestantischer Pfaffe, Namens Knaak, in einem Anfalle von Bibelfestigkeit erklärte: die winzige Erde stehe stille und die ungeheuere Sonne drehe sich d'rumherum wie ein närrischer Pudel um seine eigene Schweifspitze.

Kaum hat sich die Welt an dieser biblischen Knackwurst satt gelacht, so schreibt auch schon ein zweiter Pastor, Namens Ströbel in der „Zeitschrift für lutherische Theologie und Kirche" wörtlich so:

„So lange der Mensch seinen Kopf oben behält, wird ihm das Traumgespenst der Erdumdrehung nicht als Resultat der Wissenschaft, sondern als ein von Gedankenlosigkeit oder Denkunfähigkeit zeugender Wahnwitz erscheinen. Thorheit bleibt Thorheit" u. s. w.

Ist es solcher Pastorkelei gegenüber nicht höchste Zeit, daß man die Schulen ganz und gar confessionslos mache? Will man etwa warten, bis unter dem Einflusse dieser Bibelnarren die Schulen wieder dorthin gelangen, wo sie vor der Reformation waren? Wer garantirt uns, daß nicht noch ein dritter Pastor erscheine und mit der Hand auf der Bibel brülle: „Die Erde ist viereckig! .... Hier steht's geschrieben (Offenbarung Johannis 7, 1).... hier spricht das „Wort Gottes" klar und deutlich von — allen vier Ecken der Erde!"

Vor solchem Blödsinne ist man niemals sicher. Die meisten Leser haben wohl dieser Tage in anderen Blättern eine Probe protestantisch-pfäffischen Unsinnes gefunden, welchen man der hannover'schen Schuljugend in Gestalt eines „trefflichen Lesebüchleins" beibringen will. Da wird „zum warnenden Beispiele" erzählt, wie sich der „Himmel" in wahrhaft raffinirter Weise an einem kleinen Bübchen, Namens Fritzchen, rächte, weil dieses kleine, unzurechnungs-

fähige Ding ohne Morgengebet aus dem Bette kroch. Zunächst lauerte der ewige Himmel auf der Treppe und stellte dem arglos herunterspazirenden Fritzchen ein Bein, so daß es auf die gottvergessene, ungeputzte Nase fiel.

Das war die erste „Strafe Gottes". Hierauf ging Fritzchen, zwar heulend, aber noch immer verstockt weiter, und da sprang auf einmal der „Himmel", als großer Fleischerhund verkleidet, mit einem riesigen Stück Nierenbraten im Maule, irgendwo heraus und — plumbs! lag Fritzchen wieder auf der von „Gott" abgewendeten Nase. Und es wäre wohl noch lange so fort gegangen, hätte nicht, wie ich vermuthe, Fritzchen sich gedacht: „Der Gescheidtere gibt nach." Factum ist, daß Fritzchen sofort heimging, sich noch einmal in's Bett legte und den „Himmel" durch ein Gebet versöhnte.

Und mit solch' läppischen Geschichten will man den Kindern den rechten Begriff von „Religion" und „Gottheit" beibringen! Ist das nicht die frechste Verunreinigung des Menschenverstandes?

Ich weiß wirklich nicht, was mir zuwiderer ist: die römische Weihwedelei im Süden oder diese „reformirte" Glaubenspinselei im Norden.

Herr Greuter.

(Nr. 13. — 1868.)

Es gibt zwei Greuter: einen deutschen, reinlichen Menschen Greuter und ein römisches „kothbespritztes Schlachtroß" Greuter. Der Mensch Greuter ist ein joviales, lebens-

lustiges Wesen, dem man hinter dem Weinglase oder beim Kegelspiele alles Andere anmerkt, als den glaubenswüthigen Pfaffen. Dieser an sich nicht üble Mensch aber steht unter dem Banne des „Zauberers in Rom" und muß sich in Folge einer ganz besonderen „Verwünschung" gelegentlich in einen schrecklich wiehernden und ausschlagenden Streithengst verwandeln, — welch' animalischer Proceß zum Besten der „heiligen Sache" dienen soll.

In der jüngsten Scandalscene im Abgeordnetenhause spielte das Schlachtroß Greuter eine ganz absonderliche Rolle. Ich kann das, was er damals von einer „Frau Isabella" und einem „Herrn Franz Joseph" gewiehert, nicht so criminös-ernsthaft auffassen, als es der größte Theil unserer Presse gethan.

Das Schlachtroß Petri war gut aufgelegt, es war — was man so sagt — vom Hafer gestochen, und wollte seinen Spaß haben. Es fiel ihm gewiß nicht ein, die weggejagte spanische Reichsmetze mit dem Kaiser von Oesterreich in irgend welchen ungebührlichen Vergleich zu bringen. Papa Greuter wollte nur die Respectwidrigkeit kennzeichnen, mit welcher wir Liberale von „geheiligten" Personen und Dingen zu sprechen pflegen.

Hätte man ihn ausreden lassen, so würde er höchst wahrscheinlich noch gesagt haben: „Ja, meine Herren, diese zügellose Presse wird noch dahin kommen, von einem „Herrn Pius" oder gar von einer „Frau Kirche" zu sprechen! Daß man von der Gottheit einfach per „Herrgott" oder „Gott" redet, das ist uns Gesalbten ziemlich gleichgiltig! aber dem „Statthalter Gottes" gebührt das Prädicat „Seine Heilig-

keit" und seiner Kirche die Bezeichnung „heilige, allein seligmachende."

So würde Greuter gewiehert haben; denn ihm war es wahrlich nicht um eine „Illoyalität" zu thun; — er wollte nur die böse liberale Presse ein bischen denunciren — dieser biedere Tiroler, dieser schlichte Sohn der Berge. Daß sich unsere Volksvertreter über die einfach-schöne, echt-bürgerliche Bezeichnung „Herr Franz Joseph" so sehr entsetzen würden, das konnte Herr Greuter, der sich in seiner Himmelsunschuld selbst ein Roß nennt, nicht voraussehen.

Aufrichtig gestanden, kann auch ich die tiefinnerste Entrüstung der „Bürgerminister" und „Volksvertreter" nicht begreifen; — zumal ich diese Herren noch niemals so tief-innerlich „entrüstet" gesehen habe, wenn es sich um Etwas handelte, was dem österreichischen Volke zuwider sein mußte.

Mir ist, als brauchte man einen Sündenbock für Das, was mit dem „Ausnahms"- und „Wehrgesetze", an dem Gelde, dem Blute und der Freiheit des Volkes versündigt wird, und darum reitet jetzt jeder noch so flaue Volksfreund auf dem armen Glaubensgaule herum, und sogar der jammervolle Leibtrompeter des Herrn Rauscher, der Wiener „Volksfreund", bläst Herrn Greuter die heilige Freundschaft ab.

Um nun zum Schlusse zu kommen, bedauere ich, daß ein so begabter Mann, wie Herr Greuter, seinen eigenen bedeutenden Menschenverstand bei jeder öffentlichen Gelegenheit überwiehern muß — um des römischen „einzigen Schafstalles" willen. Seine hin und wieder durchblitzende Frei-

heitsliebe, seine Geradheit und Furchtlosigkeit wären einer schöneren, menschlicheren Aufgabe würdig als der eines — Streitrosses geistlicher Herrschsucht und laienhafter Bornirtheit. —

„Handel!"

(Nr. 13. — 1868.)

Aus Obersteier wird mir nachträglich über einen Ablaßhandel berichtet, welcher im Fasching d. J. betrieben wurde und an die Blüthezeiten der Seligkeitskrämerei erinnert.

Der Papst brauchte damals Geld, griff hinein in den Vorrath „überflüssiger geistlicher Verdienste und Gnaden", zog einen hundertjährigen „Ablaß" hervor und — setzte ihn in Curs. Wie das Geschäft in anderen Gegenden ging, weiß ich nicht; — in Obersteier aber war der Markt gut. Die frommen Verschleißer sparten keine Mühe, und die gläubigen Käufer sparten kein Geld.

Hundert Jahre vom „Fegefeuer" herunterzuhandeln, ist aber auch kein Spaß; da kann man schon ein paar schnöde, irdische Sündengulden riskiren. Und es wurde wirklich „gehandelt". Das eine Schaf bekam seine hundert Jahre Fegefeuerfreiheit billiger als das andere; — je nach Quantität und Qualität der „Sünden". Manche kauften mit 40 bis 50 Kreuzern ein, Manche wieder mit 2—5 Gulden.

Was mich betrifft, so gebe ich für das ganze „Fegefeuer" keinen Groschen; — ich will erst einmal warten, bis ich d'rin bin. Doch will ich in dieser Hinsicht Nieman-

den sein Marktpläsir nehmen und will nur tadeln, daß solcher Ablaßhandel von der Kanzel herab betrieben wurde.

Man nehme doch von geistlicher Seite etwas Rücksicht auf den mageren Geldbeutel der obersteierischen Bevölkerung; — was läge denn d'ran, wenn man diesen armen Leuten das Fegefeuer-Jahrhundert à 1 Neukreuzer berechnete? Das Fehlende könnten ja die Herrn Bischöfe und Prälaten von ihrer feisten — „Armuth" zusetzen.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 14—15. — 1868.)

Sechs kräftige Gebether zu der heiligsten Dreifaltigkeit, so heißt ein gedruckter Schwindel, welcher noch heutigen Tages in Masse unter dem Landvolke verbreitet ist, und woraus wir wieder einmal ersehen können, mit welchen Mittelchen die systematische Verblödung des Volkes bisher betrieben wurde.

Zunächst werden die armen Pinsel, welchen man dieses Zeug anhängt, in folgender schlauer Weise vertröstet:

„Diese Gebether und Andacht kann verrichtet werden, sowohl zu Haus als auch in der Kirchen bey einem geweihten Wachslicht. Wer also solche acht Tage lang verrichtet, und ist nicht erhört worden, so geschieht es in der Folge zu seiner Seelenheil ganz gewiß. In den Gebethern muß das Begehren benennet, und alle Gebether dreymal wiederhohlt werden."

Versteht sich! „in der Folge" wird's schon helfen; nur getrost weiterbeten, gläubiges Schaf! Und hilft's etwa doch bis zu Deinem seligen Ende nichts — nun, so bist Du halt — zur unrechten Zeit gestorben. Die Wun-

derkraft des Wisches bleibt darum doch zweifellos. — Ueber den Ursprung und den Nutzen dieser „Andacht und Gebether“ wird nun folgende schöne Geschichte erzählt:

„Es war im Jahre 1619 zu Prag ein Pater, welcher Bibliothekarius gewesen ist, sehr krank. Er hatte einen Studenten zu seiner Bedienung bei sich, welcher sehr arme Aeltern hatte. Einmal bekam er einen Brief von seinen Aeltern, welche ihm berichteten, daß sie Schulden halber von Haus und Hof in Zeit von einem Monat vertrieben werden sollen. Als der Pater dieses vernommen hatten sprach er: Wenn ich nicht so krank wäre, so wollt ich dir und deinen Aeltern aus dieser Noth helfen. Der Student fragte, wie das seyn könnte? darauf sprach der Geistliche: in der Bibliothek ist ein Kastl, darin ist ein Gebeth, welches er genau beschrieben hat, es ist ein so geheimnißvolles Gebeth, daß, wer solches mit Andacht verrichtet, der wird Gut und Geld bekommen, oder sonst was er begehrt. Da solches der Student vernommen, hat er heimlich den Schlüssel zur Bibliothek genommen, das obgemeldete Gebeth gefunden und abgeschrieben, und selbes wieder an sein Ort gelegt, darauf hat er das Gebeth verrichtet, und seinen Aeltern aus der Noth geholfen. Zuletzt hat er dieses Gebeth mehreren Menschen gegeben, absonderlich solchen, die in grosser Noth waren. Einige von denen, die dieses Gebeth hatten, giengen einstens in den Wald, um Holz zu suchen, unter Weges haben sie dieses Gebeth gebethet. Als sie nun in den Wald gekommen, fanden sie einen grossen Schatz, womit sie sich aus all ihrer Noth geholfen haben.“

Wir ersehen daraus, daß die Nachwelt diese Wundergebete eigentlich einem Erzgauner zu verdanken hat, der dieselben erst gestohlen und dann mit vieler Andacht und Erbauung gebetet hat.! —

Sehen wir nun, was eigentlich an den sechs Kunststückchen ist.

Nr. 1. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, sehe an mein Elend und Noth; ich bitte dich durch das Wort, so alles erschaffen, und alles gemacht hat; ich bitte dich durch die Ver-

dienste der allerheiligsten Mutter Maria der Jungfrauen. Ich bitte dich durch die vier Evangelisten, heiligen Markus, heiligen Lukas, heiligen Matthäus, und heiligen Johannes, ich bitte dich durch alle Heiligen Märtyrer und Blutzeugen Christi, steht mir bey in meiner Noth, und Anliegen, und verleihe mir, gnädiger und barmherziger Gott, daß ich von meiner Noth befreyet werde, schicke und verleihe mir 2c. 2c. das bitte ich dich durch den Vater, Sohn, und heiligen Geist, Amen."

Unter dem 2c. 2c. sind stets die harten Thaler oder Ducaten zu verstehen, welche man vom lieben Gott geschenkt haben will.

Nr. 2. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch alle heilige Engeln, heil. Gabriel, heil. Uhlrich, und durch alle heil. Cherubin, und Seraphinen, welche unaufhörlich rufen: Heilig, Heilig, ist der Herr Gott Sabaoth, Himmel und Erden sind seiner Herrlichkeit voll, stehe mir bey, schicke und verleihe mir 2c. 2c. das bitte ich dich durch Kraft des Vaters, Sohnes, und heiligen Geistes, Amen."

Der Leser wird nun schon merken, daß hier sehr kräftig in's Zeug gegangen wird. Der Schwindler von Verfasser ruft an, was helfen kann; er ruft nicht nur den h. Ulrich an, sondern auch „alle heiligen Cherubin und Seraphinen", lauter Leute, über deren Gesichter und Berufsgeschäfte ich vollständig im Unklaren bin.

Nr. 3. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch die Weisheit Salomons, durch den Gehorsam Isaks, und durch die Benedeyung des Geschlechtes Abraham, durch die Frommheit Jakobs, durch die Schlange Moyses, und durch die 12 Geschlechter Israels, ich bitte dich durch die Anempfehlung deiner lieben Mutter den heil. Johannes, unterstütze und verleihe mir 2c. 2c. ich bitte dich durch die allmächtige Dreyfaltigkeit und einige Gottheit, Amen."

Der Kerl wird hier immer wanzenhaft=kecker; er

läßt sogar Schlangen und Juden los, um den lieben Gott zu imponiren; — er will halt — sein Geld.

Nr. 4. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch die allerheiligste Menschwerdung deines Sohnes, ich bitte dich durch die Beschneidung, Geißlung, Krönung, Achsel-, Schulder- und Zungenwunde, Kreuztragung und Kreuzziehung, ich bitte dich durch sein ganzes bitteres Leyden und Sterben, Auferstehung, Himmelfahrt und Sendung des heiligen Geistes, durch dieses alles bitte ich dich gütiger Heiland, stehe mir armen und elenden Sünder bey, schicke und verlei mir ꝛc. ꝛc. das bitte ich dich durch die Gott- und Menschheit deines Sohnes, Amen."

Ich glaube, wäre ich der liebe Gott, ich würde schon bei diesem vierten Kraftstück nachgeben und dem zudringlichen Strolche meine Börse hinwerfen; — denn das hält der Zehnte nicht länger aus. Die „Beschneidung" allein mag schon höchst fatal sein; — aber nun gar noch alle diese Achsel-, Schulter- und Zungenwunden! Das ist Erpressung unter lebensgefährlicher Bedrohung und gehört vor ein k. k. Landesgericht in Strafsachen.

Nr. 5. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, ich bitte dich durch die Angst und Schweiß deines liebsten Sohnes, durch die Liebe, die er getragen hat, zu dem menschlichen Geschlecht, durch die unergründliche Allwissenheit, und durch die heiligen Worte, so er am Stamm des heil. Kreuzes gesprochen hat zu seinem himmlischen Vater, da er seinen allerheiligsten Geist aufgab; ich bitte dich, stehe mir bey in meinem Anliegen, und Noth, schicke und verleihe mir ꝛc. ꝛc., um welches ich dich bitte durch seine Ankunft, wann du wirst richten die Lebendigen, und die Todten."

Wie der Mensch es anstellt, um hier den längstgetrockneten „Schweiß" und die wohl noch lange bevorstehende „Ankunft" Jesu Christi zum jüngsten Gerichte —

für sich „bitten" zu lassen, ist ein schmähliches Räthsel — und nicht einmal die schön-greuterische Anrede „Herr himmlischer Vater" vermag mich damit zu versöhnen.

Nr. 6. „O allmächtiger ewiger Gott! Herr himmlischer Vater, siehe an mein Elend und Noth, bitte dich, durch die heil. 5 Wunden deines lieben Sohnes, durch sein heiligen Fleisch und Blut, Mark und Bein, Leben und Sterben, durch die Genugthuung für das menschliche Geschlecht, durch alle seine heil. Adern und Blutstropfen, Angst, Noth, und Abnehmung vom heil. Kreuz, durch die Schmerzen, die seine allerheiligste Mutter gelitten, da sie ihn auf ihrer Schoß gehabt hat! stehe mir armen Sünder durch alle diese Geheimnisse bey, schicke und verleihe mir rc. rc. Um alles dieses bitte ich Gott Vater, Sohn, und heil. Geist, Amen."

Wem geht das nicht durch „Mark und Bein"? Wer möchte einen solchen Jammerburschen nicht um jeden Preis los werden? Aber der fromme Strolch gibt noch nicht nach; er will seines Geldes ganz gewiß sein, und lamentirt der Vorsicht wegen noch folgendes

Gebeth zu der Mutter Gottes.

„O allerseligste Jungfrau! du Königinn Himmels und der Erden! ich bitte dich durch deine heil. Jungfrauschaft, wie auch durch deine allerheiligste Empfängniß von dem heil. Geist, und durch den Gruß von der heil. Elisabeth in der Schwangerschaft, durch die Geburt und Flucht in Egypten, durch den Schmerz, da du deinen lieben Sohn verlohren, und durch die Freud, die du gehabt, da du Jesum im Tempel gefunden hast. Ich bitte dich auch durch die traurige Beurlaubung von deinem herzliebsten Sohne, und durch jene Schmerzen, die du empfunden, da du unter dem Kreuz gestanden, und Jesum daran hangen gesehen, sprach St. Johannes, siehe meine Mutter! Ich bitte dich Allerseligste durch den Schmerzen, den du empfunden, da man Jesum vom Kreuz herab nahm, und dir todter auf die Schooß gelegt hat, daß du vor Ohnmacht dein heiliges Haupt auf das seinige hast müssen hinsinken lassen; durch diese heilige Geheimnisse bitte ich dich, o allerseligste Jungfrau und Himmelskönigin

Maria, stehe mir Armen und Nothdürftigen in meiner jetzigen Noth und Anliegen bey, ꝛc. ꝛc. um welches ich bitte, deinen Sohn, Jesum Christum, Amen."

Nach solchem Genusse bleibt mir noch das Bedürfniß zu fragen: Hat eine hochw. Geistlichkeit Kenntniß von diesen in ihrer Heerde circulirenden sechs kräftigen Dummheiten? Und wenn sie etwa davon Kenntniß hat, warum wettert sie nicht dagegen von derselben Kanzel herab, von welcher sie unsere neuen Gesetze und unsere liberalen Ketzerblätter verarbeitet?

Ich habe zwar genau dasselbe schon zwanzigmal vergebens gefragt; aber ich will darum nicht ermüden; — ich weiß ja, wo der Haken steckt.

Die Civilehe.

(Nr. 14. — 1868.)

Die Civilehe wird von den Bischöfen bekanntlich als „Concubinat" betrachtet. Solange die frommen Herren sich das nur denken oder untereinander sagen, liegt nichts d'ran. Sobald sie's aber öffentlich aussprechen, ist's eine freche Beleidigung der betreffenden Eheleute.

Ein Ehepaar, das sich in gegenseitiger Liebe und Achtung glücklich fühlt, braucht sich nicht erst von einem ledigen Bischofe oder Pfarrer sagen zu lassen, was Alles zu einer „wahren, glücklichen Ehe" gehöre, am allerwenigsten aber braucht es sich mit dem Titel „öffentliche Sünder" tractiren zu lassen.

Die Welt von heute ist der bisherigen läppischen

Bevormundung durch ein paar tausend besonders fromme Leute müde, und die Herren Bischöfe, Prälaten u. s. w. müssen durchaus einmal einsehen lernen, daß sie Menschen sind wie alle anderen — um keine Spur „heiliger", um kein Haar besser — höchstens besser bezahlt.

Ewige Dummheit!

In Gachnagg im Thurgau (Schweiz) wurden einem Bürger Zwillinge geboren. Das eine Kindlein hatte das Unglück, früher zu sterben, als es getauft werden konnte; das andere war glücklich genug, erst nach empfangener „Nothtaufe" zu verscheiden. Der Vater wollte nun die beiden armen Würmchen, die ja doch von „Glauben" und „Seligkeit" noch gar nichts geahnt hatten, einträchtig nebeneinander in einen Sarg legen; — aber da kam der Pfaffe, blinzelte gen Himmel und salbte: „Kann nicht sein; das Getaufte kommt an „geweihte" Stätte, das Ungetaufte kommt in den Winkel; — also zwei Särge!"

Und so geschah es; — im Tode selbst mußten die beiden winzigen Wesen geschieden werden — blos weil das eine etwas „geweihtes" Wasser auf den Kopf bekommen hatte und das andere nicht!

Ueber den betreffenden Pfaffen mag ich gar nicht sprechen; — ich begreife nur die Schafgeduld der betreffenden Eltern nicht. Bevor ich mich solch' alberner Tyrannei fügte, würde ich lieber alle Religionsgenossenschaften von Rom bis Mekka durchwandern.

Die „heiligen drei Könige"

sollen bekanntlich im Kölner Dome begraben liegen. In Wirklichkeit liegen aber in dem betreffenden Grabe die Knochen dreier unausgewachsener Jungen, die bei Lebzeiten vielleicht Schuhe geflickt, keineswegs aber Völker regiert haben. Doch, ein paar Könige ab oder zu, thut nichts zur Sache; wir haben hier mit dem frommen, rechtgläubigen Pöbel in Köln zu thun. Vor Kurzem starb dort ein Mann aus der Secte der „Baptisten", und als er zu Grabe getragen wurde, erschienen wie auf Commando einige hundert fromme, katholische Kerls, welche den Leichenzug unter fürchterlichem Heulen, Pfeifen und Fluchen bis auf den Friedhof geleiteten.

Hiermit nicht zufrieden, bewarfen diese Himmelscandidaten das heimkehrende Trauergeleite auch noch mit Steinen und Koth.

Der Unbefangene wird nun glauben, diese frommen Leute seien eigentlich Bestien; aber das macht nichts, — sie werden dereinst doch alle im „alleinseligmachenden Glauben" verenden und systemgemäß „selig" werden.

Ein Schritt zur Besserung.

(Nr. 17. — 1868.)

Jeder Mensch hat seine weichen Momente;— warum, nicht auch ich. Meine Ketzerseele ist nicht so hartgesotten daß sie nicht zuweilen ihren frommen Riß bekäme. Zumal wenn ich die Unvollkommenheit alles Irdischen so recht vor

Augen habe, wenn das Rindfleisch unbeißbar und die Suppe versalzen ist — dann frage ich mich wohl: „Bist Du auch ganz sicher, daß dieses entsetzliche Essen nicht eine Art Teufelswerk ist? Und wenn es das ist, muß es dann nicht auch selbstverständlich einen Teufel, eine Hölle geben?" Und in solchen Momenten wird mir ängstlich zu Muthe, und ich denke daran, meinen Frieden mit Jenen zu machen, welche sich offen und laut des Besitzes einer Hölle und eines Teufels rühmen. Ich denke mir, diese frommen Leute müssen sich auf Teufeleien besser verstehen, als ich, und sie könnten mich am Ende doch noch in eine Gegend liefern, wo Einem das Heulen und Zähneklappern zur täglichen Gewohnheit wird.

Mein ärgster Fehler ist, daß ich ein liberales Blatt herausgebe. Ich sehe das ein; aber ich kann's nicht so plötzlich ändern und will darum versuchen, den verlorenen Himmel „kleinweise" wieder zu gewinnen. Zu diesem Zwecke errichte ich mitten in der Wildniß der „Freiheit" eine fromme Station, ein Ruhebänklein für erdenmüde, himmelsdurstige Seelen, — kurz, eine „gutgesinnte" Zeitung. Und eine hochw. Oberfrömmigkeit wird mir diese fromme Stiftung gewiß gutschreiben und den Schäflein nicht mehr kurzweg sagen: „Hand weg von der „Freiheit" — diesem vom Teufel geschriebenen und von der Hölle gestempelten Blatte"! Nein, sie wird sagen: „Habt Nachsicht mit dem verlorenen Sohne; — seht, wie er im „Kleinen Himmels-Moniteur" krampfhaft bemüht ist, uns zu versöhnen. Gebt die Hoffnung nicht auf, der Mann kann's noch zum — Capuziner bringen."

Damit es so werde, erscheint nun von Zeit zu Zeit ein

Kleiner Himmels-Moniteur.

Ein gutgesinntes Blatt.

Redigirt von

Sr. Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Meßner Dr. Himmelgrübel.

Frommes Rundgeblinzel.

Wie aus der Hölle berichtet wird, ist man dort nicht abgeneigt, ein aufrichtiges Concordat zu schließen. — möge sich Oesterreich nicht von dem Teufel beschämen lassen und den schon betretenen Weg der himmels- und höllenlosen Vernunft verlassen! —

Seine Heiligkeit geruhten jüngst 50.000 Petersfrancs einzustreichen und den Wunsch nach Fortsetzung zu äußern. Auch der elendeste Liberale, wenn er noch einen Rest von Menschlichkeit besitzt, wird solche Seelengröße und Himmelsmilde anerkennen müssen! —

Napoleon, der fromme Kaiser, zieht seine Chassepots nicht unter dem Stuhle Petri weg; mögen darum sämmtliche Gesellenvereine diesen Erzgesellen in ihre Fürbitten einschließen! Und mögen sämmtliche Jungfrauenvereine sich spiegeln in Eugenien, diesem Ausbund aller Tugenden. Diese hart an's Heilige grenzende Kaiserin zahlt mit Märtyrergeduld täglich 1500 Francs für ihre irdische Toilette; — aber der Himmel wird ihr das einstens gewiß vergüten; — so wie er die 100.000 schändlichen Araber richten wird, die unter Napoleons gesegneter Regierung unbekehrt und ungetauft zu — verhungern wagten! —

Oesterreich . . . . es ist wahr, noch existirt es;

aber wer bürgt uns, daß nicht schon nach Jahresfrist ein Salzsee oder ein Aschenhäuflein daraus geworden? Glaubt man denn, der Himmel könne der Regierung eines protestantischen Ministers ruhig zusehen? . . . O, wenn wir der Himmel wären! . . . .

— Die Heiligsprechung der sechszehn Grazer — welche den Mannesmuth hatten, in dieser an Plagiaten so reichen Zeit, den halben Katechismus abzuschreiben und vom biederen Landvolke bekreuzen zu lassen — dürfte sogleich nach erfolgtem Ableben der Betreffenden stattfinden. Alle Gläubigen werden den erhebenden Act mit Freuden erwarten. —

Spanien liegt noch immer in den Banden der Hölle. Seit Isabella, die Römischkeusche, so schändlich verrathen worden, ist der befruchtende Segen von dem unglücklichen Lande gewichen und feiern dort Vernunft und Freiheit ihre teuflischen Triumphe. O, entsetzlicher Anblick für jeden Gläubigen: hier die fromme, jungfräuliche Königin mit der päpstlichen Tugendrose über und Marfori's Kindlein unter dem Herzen — dort ein ganzes Volk von Rebellen gegen die von Gott eingesetzte Regierung, eine ganze Nation von Spießgesellen der Freiheit und Vernunft! Auch Spanien kann binnen Jahresfrist verbrannt oder ertrunken sein; — ein Heiligenbild soll bereits täglich drei Stunden weinen; andere sollen auf 6—10 Stunden eingerichtet werden. —

Zur Abwehr!

Liberale Blätter veröffentlichten mit der ihnen eigenen Frivolität einen Hirtenbrief Sr. Gnaden des hochw. Herrn Bischofs v. Ketteler, worin es von empörenden

Schmähungen gegen die ausschließlich privilegirte Oberfrömmigkeit wimmelt.

Wir werden die genauesten Nachforschungen über diesen Hirtenbrief anstellen und schon dafür sorgen, daß wir ihn — nicht finden.

Man sieht hier wieder so recht, wie diesen Liberalen kein Mittel zu gering ist — nicht einmal ein Hirtenbrief über Pfarrersnichten. Und was können fromme Männer dafür, wenn ihre Nichten alle so jung, hübsch und — empfänglich sind. O, daß doch einmal diese schnöde Verfolgung der Diener der Liebe enden möge!

Himmelgrübel.

Frömmigkeit oder Turnen?

††† Man sollte es kaum glauben, aber es ist leider wahr — noch gibt es in Graz Titelchristen, welche die unschuldigen Schülerinnen des Ferdinandeums zu sündlicher Leibesübung anhalten möchten!

Immer die alten Phrasen von „Gesundheit", Muskelkräftigung" u. s. w. Weiß man nicht, daß Abtödtung des Fleisches, Casteiung durch Fasten und Geißelhiebe die besten, gesündesten Heilsmittel sind? Man sehe doch unsere frommen Patres Capuziner und Franciscaner an; man beobachte, wie sie leiblich dahinschwinden, um geistlich zu gedeihen. Hat Jemand jemals einen wohlgenährten, gesunden Capuziner gesehen? Gewiß nicht! Zu was also diese unselige Pflege des Leibes? Was nützt es den Schülerinnen des Ferdinandeums, wenn sie auf irdischen Leitern umherklettern und darob versäumen, die Himmelsleiter zu erklimmen? Und ziemt sich's, daß zarte Lämmlein des Glaubens die unglaublichsten Bocksprünge erlernen?

Wahrlich, wem noch der ewige Himmel höher steht als ein zeitlicher Kletterbaum, der muß es dem bischöflichen Ordinariate danken, daß es die armen Kleinen vor gesunder Leibesübung schützt!

Will man die Mädchen in gottgefälliger Weise abhärten, so lasse man sie fleißig in dünnen weißen Kleidchen mit Processionen gehen; dort gewöhnen sie sich an Schnupfen und Lungensucht, als seien sie damit auf die Welt gekommen.

Vermischtes.

(Ein edler Zug Marfori's.) Der fromme Leidensgenosse Isabellens begegnete jüngst einem Mönche, der ihn um eine Gabe zur Erlösung armer Seelen bat. Mildlächelnd griff der Edle in die Tasche eines Vorübergehenden, zog fünf Francs hervor und reichte davon einen dem Mönche. — Welche Größe im Unglück!

(Gerechte Strafe.) Ein gutgesinnter Bürger bat dieser Tage einen liberalen Bekannten, er möge doch um seines Seelenheiles willen die irreligiöse „Freiheit" abschaffen und sich auf das wahrhaft freisinnige „Volksblatt" des Herrn Bischofs abonniren. Der Liberale lachte Hohn und abonnirte nicht. Aber schon am nächsten Morgen beschenkte ihn die Gattin mit Zwillingen. — Wer erkennt da nicht den Finger Gottes?

(Glaubenseifer.) Als — wie Jedermann weiß — sich das ganze steierische Volk zur freiwilligen Unterzeichnung der glorreichen „Sechszehner-Adresse" drängte, kam auch ein vierjähriges Bübchen und bat, sich für seinen bedrohten Glauben unterkreuzen zu dürfen. Man reichte ihm den Bogen, und siehe! der fromme Knabe machte nicht nur drei Kreuzlein darauf, nein, er machte den ganzen Bogen voll. — Gestärkt und gehoben gingen die Zeugen dieser ergreifenden Scene von dannen.

(Rettende That.) Aus Rom trifft die begeisternde Nachricht ein, daß man dort abermals einem neunjährigen Judenbübchen auf der Spur ist, welches nicht abgeneigt scheint, dem entsetzlichen Irrglauben zu entsagen. Bis jetzt sollen die Unterhandlungen bis zum Zuckerwerke gediehen sein; das Jüdchen ißt täglich ein Pfund christlichen Aepfelstrudels auf Probe, dürfte jedoch die volle Ueberzeugung erst aus einer Schüssel Honigsuppe schöpfen.

Feuilleton.

Was der Herr von Münchhausen erzählt.

. . . .

. . . . (Siehe „Volksblatt".)

„Volksblatt"-Anekdoten.

. . . .

. . . . (Siehe Meidinger.)

Localnachrichten.

Der hochw. Domherr X. erhob sich gestern wie gewöhnlich bei bestem Wohlsein, frühstückte, dinirte, soupirte — und legte sich wieder nieder.

Der Schnupfen Sr. Gnaden des hochw. Herrn Leichenansagers Kräher ist kein Stockschnupfen. Dies zur Beruhigung unserer Mitbürger.

(Würdige Fortsetzung siehe „Volksblatt.")

Apostolisches.

(Nr. 17. — 1868.)

Jüngst war der päpstliche Nuntius zu Besuche bei dem Fürsterzbischofe von Olmütz, Landgrafen von Für-

stenberg, und man kann sich wohl denken, daß zwei so außerordentlich fromme Herren in heiligen Werken mit einander wetteiferten und ein rührend' Bild irdischer Entsagung und himmlischer Gnade boten. Zunächst veranstaltete der fromme Fürsterzbischof einige — Jagdpartien. Als ich das las, glaubte ich Anfangs, es handle sich da um eine bessere, erhabenere Jagdgattung — etwa um eine Jagd auf Judenseelen oder dergleichen; — aber es waren doch gewöhnliche Jagden auf Hasen, Böcke 2c.

Eines Freitags, an welchem Tage fromme Schäflein Fische zu essen pflegen, waren die heiligen Männer auch wieder zur Jagd gefahren, und als sie heimkehrten, ereignete sich folgendes Wunder: Die achtzehnjährige Tochter des Gärtners Fleischhacker wurde von dem vierspännigen Jagdwagen des Herrn Fürsterzbischofes derart überfahren, daß sie sofort — in den Himmel kam.

Ich möchte nun gerne das Gesicht des armen, demüthigen Fischers Petrus sehen, wenn er gerade einmal vom „Himmel" herab zuschaut, wie seine gelungenen Nachfolger vierspännig in sausendem Galopp in die eigene, fromme Schafheerde hineinrasseln, daß die Knochen (natürlich der Schafe) krachen. — Jedenfalls bewahre mich eine löbliche Straßenpolizei vor solchen demüthigen Fahrknechten Gottes!

Fromme Henker.

(Nr. 20. — 1868.)

Könnte es an der jüngsten römischen Köpfungsgeschichte etwas Bewunderungswerthes geben, so wäre es die Unver-

schämtheit, mit welcher uns die ultramontanen Blätter weismachen wollen: die ganze Hinrichtungsgeschichte sei — ganz in der Ordnung. Da ist z. B. das bischöfliche „Volksblatt" zu Graz an der Mur, welches jene Halsabschneiderei unter den Augen des „Statthalters" Christi ungeheuer begreiflich findet, dabei aber doch Alles zusammensucht, was den schmählichen Racheact „vertuschen" könnte, und in diesem Bestreben sogar die „Augsburger Allgemeine Zeitung" zum — „liberalen" Blatte macht — blos, weil diese invalide, alles conservirende Reichsköchin der päpstlichen Regierung das „Recht" zugesteht, ihre Feinde zu köpfen, und weil es dem frommen Blatte wohl thut, sich auf ein liberales Blatt berufen zu können. Die „A. A. Ztg.", ein liberales Blatt! — wahrhaftig, der Capuziner scheint zugleich mit Monti und Tognetti den Kopf verloren zu haben. Doch, lassen wir ihn laufen und betrachten wir uns einmal diese römische Gerechtigkeit, welche ein ganzes Jahr brauchte, um zwei Maurergesellen unter die Guillotine zu bringen.

Im „Patrimonium Petri" kennt man kein öffentliches Gerichtsverfahren; das tiefste Geheimniß umschließt dort die Räume, in denen Priester — Priester der „Religion der Liebe" — den Verbrecher inquiriren und justificiren. Welche materiellen Zwangsmittel ihnen bei solchen „Untersuchungen" einstens zu Gebote standen — wie diese demüthigen Himmelsknechte ihre Opfer auf das Grausamste foltern ließen — das lehrt uns die Geschichte. Wie sie heutigen Tages ihre Verbrecher moralisch und physisch bearbeiten — das wird die Geschichte uns erst lehren. Sicher ist, daß die römische Bevölkerung bis heutigen Tages an die Anwendung der schwersten materiellen Zwangsmittel

glaubt. Der Fremde kann sich hiervon leicht überzeugen. Die bloße Frage nach der geheimen Gerichtsprocedur macht den Römer erschrecken; er zuckt die Achseln, macht mit zwei Fingern ein doppeltes Kreuz über den Mund und mit der ganzen Hand eine drastisch-schwingende Bewegung in der Luft, was soviel heißen will, als fame (Hunger) und bastonada (Stockprügel).

Bezeichnend ist dabei, daß das römische Volk den politischen Verbrecher von vornherein für verloren hält. Für dieses jahrhundertelang um die Anwendung seines gesunden Menschenverstandes geprellte Volk ist jeder politische Verbrecher „Uno della setta" (Einer von der Secte — der Freimaurer nämlich). Die Pfaffenschaft hat ihm das so oft und so lange vorgesagt und dabei diese „Setta" als so furchtbar und verdammlich hingestellt, daß ihm nichts übrig blieb, als daran zu glauben und sich davor zu fürchten.

In der That haben auch die römischen Gerichte von jeher mehr Nachsicht mit gemeinen Räubern und Mördern gehabt, als mit politischen Verbrechern, und es läßt sich das leicht erklären. Jene Räuber und Mörder wurden dem „Stuhle Petri" niemals gefährlich; sie waren und sind im Gegentheile meist sehr „gläubige Christen", die einen ungeheuren Respect vor der Madonna haben und niemals versäumen, ihr diesen Respect durch Kerzen- und Geldopfer in feiste Mönchshände zu bezeugen, so oft ein „Geschäft" gelungen.

Anders ist es mit den politischen Verbrechern; die sind nach päpstlichen Begriffen meist „schlechte Christen" und wollen von der geistlichen Statthalterei des Papstes schier ebensowenig wissen, als von seiner weltlichen.

Daher die Erbarmungslosigkeit der frommen Richter gegen solche Verbrecher; daher die Köpfung der beiden jungen Maurer Monti und Tognetti, die ein Stück Caserne sprengten, weil sie damit ihrem Vaterlande zu dienen glaubten.

Während der „heil. Vater" diese beiden politischen Verbrecher ohne Gnade auf das Blutgerüst schickte, saß und sitzt noch heute im Bagno zu Civitavecchia unter Dutzenden begnadigter Mörder der Räuberhauptmann Gasperone, der der Summe von 49, sage neunundvierzig Mordthaten, geständig war, als ihn der fromme Papst begnadigte. Und dieser 49fache Professionsmörder befindet sich sehr wohl, ist recht „fromm", wird gut behandelt, präsentirt sich dem fremden Besucher als starker Tabakraucher und verdient sich ein hübsches Stück Geld mit seiner von ihm selbst geschriebenen Lebensgeschichte, die er zu 5 Francs per Exemplar verkauft.

Bedenkt das, Ihr frommen Vertheidiger der römischen Halsabschneiderei; 49 gemeine (nicht politische) Morde beging dieser Gasperone und doch „konnte und durfte" man ihn am Leben lassen. Und Ihr, Gleißner, wollt einem vernünftigen Menschen begreiflich machen, daß man die politischen Verbrecher Monti und Tognetti um der „ewigen und zeitlichen Gerechtigkeit" willen „nicht" begnadigen „konnte und durfte"!?

Ihr werdet den Henkerfluch von Rom nicht wegnehmen, wenn Ihr Eure geschorenen Köpfe auch noch so opfermuthig beladet mit dem Fluche der — Lächerlichkeit.

Der Zweck heiligt die Mittel!

(Nr. 20. — 1868.)

Bekanntlich leugnen die Jesuiten neuerdings in einem Anfalle von Schamgefühl, daß in obigem Spruche einer ihrer Grundsätze ausgedrückt sei. Nun hat der protestantische Pfarrer Mauerbrecher in Bergzabern (Pfalz) diesen sauberen Grundsatz in dem Lehrwerke des Jesuiten Busenbaum gefunden. Das Werk führt den Titel „Medulla theologicae moralis“ und darin heißt es im Buche VI, Cap. 3 klar und deutlich: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licita“ (Wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt).

Das schätzbare Werk sei dem Capuziner des „Volksblattes“, der noch vor Kurzem so eifrig für die Lammsunschuld der Jesuiten geschwärmt, schönstens empfohlen.

Erzheuchler.

(Nr. 20. — 1868.)

Seit geraumer Zeit läßt sich das bischöfliche „Volksblatt“ von seinen correspondirenden Caplänen über die Unsicherheit auf dem Lande berichten und jeden Raub oder Diebstahl der „neuen Zeit“, dem Liberalismus und dem Fortschritte in die Schuhe schieben. Der Capuziner vergißt bei diesem Biedergeschäfte ganz, daß alle die Hallunken, welche gegenwärtig stehlen, betrügen oder rauben, ihre „katholische Schulbildung“, ihre „sittlich-religiöse Grundlage“ zu einer Zeit empfangen haben, in welcher der ultramontane

Himmel noch voller Geigen hing, in welcher unsere Herren Römer die unumschränkteste Macht hatten, aus dem vorhandenen Menschenmateriale lauter weiße Lämmer oder schöne Engel zu fabriciren. Wenn nun so viele Schafdiebe und zausige Strolche aus dieser Grundlage hervorwuchsen, so adressire der Capuziner seinen Jammer an Die, welche den Grund gelegt, und tröste sich im Uebrigen mit dem „Patrimonium Petri", wo oft im Schatten einer einzigen Capelle mehr Strolche und Räuber beisammen sitzen, als in zehn Bezirksgefängnissen Steiermarks.

Ein Hirtenbrief des Bischofs von Mainz.

(Nr. 22. — 1868.)

Ein unlängst von Herrn Biron der Vergessenheit entrissener, sittengeschichtlich wichtiger Hirtenbrief des Bischofs Ketteler von Mainz hat den frommen Zorn meines Freundes vom „Volksblatte" erregt.

Der Capuziner ereifert sich in Nr. 332 (Morgenpapier) zunächst darüber, daß jenes Sündenregister der Mainzer Priesterschaft überhaupt vorgelesen wurde und daß dabei Damen zuhörten.

Der Capuziner, gestützt auf seine cölibatäre Geschlechtslosigkeit, erlaubt sich dabei allerhand Vertraulichkeiten mit jenen Damen. Bald bedenkt er sie vorwärts mit einem Gedankenstriche, bald rückwärts mit einem Fragezeichen — kurz, er macht Miene, ihr Geschlecht gar nicht anerkennen zu wollen.

Dergleichen mag nun recht fromm sein, ist aber gewiß

nicht galant, und in dieser Hinsicht muß ich das Benehmen meines drohnenhaften Freundes rügen.

Der Capuziner ist aber nicht nur ein ungalanter Mensch, sondern auch ein einfältiger, und so kam es denn, daß er sich von Mainz „Aufklärung“ über jenen Sünden- . . . oder Hirtenbrief erbat, statt sich das betreffende Document einfach zu kaufen, es zu lesen und dann bieder zu stammeln: „Weh' uns Hirten im Schafpelze! . . . dieser Biron hatte Recht!“

Möge der Leser meinem dunklen Freunde diese Unterlassungssünde nicht als Jesuiterei anrechnen; denn, wie gesagt, er ist einfältig.

Ein arger Sünder aber ist der Mainzer, der unser armes „Volksblatt“ „aufklärte“, indem er es sündhaft foppte. Er wollte in einem zwei Spalten langen Schreiben beweisen, daß jener Hirtenbrief Ketteler's sich nur auf vier Geistliche der Mainzer Diöcese beziehe, und vergaß dabei ganz, daß wir Ketzer alle jene Zeit, welche fromme Leute auf's Jenseits verwenden, zu praktischen Diesseitigkeiten benützen. Er bedachte nicht, daß in der Bibliothek der „Freiheit“ zwischen Heine's und Voltaire's Werken auch die des Herrn v. Ketteler aufgestapelt sind, und daß ich daher in der Lage bin, ihm ein Originalexemplar jenes Hirtenbriefes unter die fromme Nase zu reiben. Aus diesem Exemplare (das der Redaction des „Volksblattes“ stets zur Einsicht offen steht) entnehme ich folgende Stellen, welche die Essenz der 19 Seiten langen Sündenepistel an die Geistlichkeit der Mainzer Diöcese bilden.

Der Hirtenbrief stammt aus dem Jahre 1852 — wohlgemerkt! — aus der Zeit, in welcher der fürstliche und

pfäffische Absolutismus in vollster Blüthe stand und alle Gelegenheit hatte, seinen Werth zu beweisen.

Herr v. Ketteler schreibt:

„Der liebe Gott hat es zugelassen, daß das erste Jahr meiner Amtsführung unter vielen traurigen Ereignissen in dem Clerus dieser Diöcese abgelaufen ist.

Ein Priester, seit Jahren ein Trunkenbold und ein Aergerniß in vielen Gemeinden, ist in einer Wirthsstube von der Hand Gottes getroffen. . . . .

Ein Anderer hat, um seine Schande zu bergen, sich plötzlich heimlich entfernt und soll einem ferneren Welttheile zugeeilt sein. . . . .

Ein Dritter hat dem Glauben entsagt.

Ein Vierter endlich ist zum Mörder an den Seelen geworden, die Christus durch sein heiliges Blut erkauft hat, deren Sorge ihm als Stellvertreter Christi übertragen war. . . . .

Das ist das Schwerste, aber nicht das Einzige; und das Alles ist in einem Jahre geschehen, in einer Diöcese, die zu den kleinsten Deutschlands gehört."

Nun spricht Herr v. Ketteler seinen Schmerz über das Geschehene aus und sagt, daß er die Aergernisse, die von Priestern ausgehen, nicht verschweigen dürfe, sollte auch dieser Hirtenbrief von „Miethlingen" veröffentlicht werden. Der Herr Bischof meint hier unter „Miethling" offenbar nur irgend einen ehrlichen und vernünftigen Menschen.

Er klagt weiter:

„Ich kann Ihnen, geliebte Brüder, überhaupt nicht verhehlen, daß ich seit Antritt meines bischöflichen Amtes eine Seite der Leiden der Kirche kennen gelernt habe, die mir bis dahin ganz und gar verborgen geblieben war, nämlich die Leiden, die ihr von ihren eigenen Priestern zugefügt werden."

Herr v. Ketteler versichert nun, daß er zwar auch

als Laie ein ganz ordentlicher Mensch gewesen sei; meint jedoch:

„Aber alles, was die Welt rein, edel, groß nennt, schien mir Koth zu sein gegen die Würde des Priesterstandes in der heiligen katholischen Kirche . . .“

Das zeigt jedenfalls von einer exemplarischen „Demuth“ — ganz so, wie sie Jesus Christus von seinen Jüngern verlangte; und es spricht daher auch Herr v. Ketteler offenbar aus dem Herzen Christi, indem er weiter sagt, daß ihm

„die ganze Welt mit allen ihren Bergen und Thälern, mit allen ihren Abstufungen und Würden, mit Allem, was ich darin gewesen war und verlassen hatte, wie eine arme Fläche, wie ein Sumpf und Koth zu Füßen lag.“

Man sieht hieraus, daß Herr v. Ketteler seine theologischen Studien, seine violetten Strümpfe und seine kleine, künstliche Glatze nicht gering taxirte. Die ganze Welt war ihm „Sumpf und Koth“; — warum er da nicht sofort in den Himmel spazierte, begreife ich allerdings nicht. Ich halte auch diese kothig-schönen Phrasen nur für fromme Aufschneidereien. —

Weiterhin sagt Herr v. Ketteler: nachdem er sowohl in seiner (mir unbekannten) Heimat als auch in Berlin „allgemeine Achtung“ vor dem katholischen Priester gefunden — habe er nicht ahnen können,

„daß ein katholischer Priester in einem katholischen Lande von einem katholischen Volke verachtet werden könne.“

Das mag sein; aber warum machte der Herr Bischof nicht eine kleine Studienreise durch die drei Stammländer des Katholicismus: Frankreich, Spanien und Italien? Warum ging er nicht in das „Patrimonium Petri“, wo Das

was er nicht „ahnen“ konnte, von jedem Kinde begriffen wird?

„Ich verkenne nicht, wie viele ehrwürdige Männer, die durch Tugend, Wissenschaft und Seeleneifer gleich ausgezeichnet sind, in den verschiedenen Theilen der Diöcese mir zur Seite stehen. Ich verkenne aber ebensowenig die Bedeutung der oben angeführten Ereignisse dieses Jahres, die zudem nicht vereinzelt dastehen.“

Hieraus könnte der Capuziner schon erkennen, wie sehr ihn sein Mainzer College gefoppt hat. Hätte es sich nur um jene vier Priester gehandelt, so wäre alles Das nicht nöthig gewesen, was Herr v. Ketteler nun noch auf 19 ganzen Seiten sagt.

„Ich muß über die Zustände im Clerus, die Mißstände, die Mittel ihrer Abhilfe die Wahrheit sagen, wie ich sie vor Gott erkenne. Ich habe länger als ein Jahr gewartet, beobachtet und angesehen, um nicht voreilig zu werden.“

Das ist nur ein gelindes Vorspiel. Indem sich der Herr Bischof über die Verdorbenheit des priesterlichen Nachwuchses beschwert, sagt er drastisch:

„Entweder soll das katholische Volk Priester haben oder keine Priester, aber nicht Burschen unter dem Schein von Priestern.“

Und bezüglich der Unterkunft priesterlicher Recruten in unterschiedlichen Pfarrhäusern klagt er:

„O die armen Neopresbyter, die in eine sittliche Räuberhöhle gerathen, statt ein Vaterhaus anzutreffen!“

Und so wie sich unsere k. k. Feldherren in der Stunde der Noth gewöhnlich am eifrigsten auf den „inneren Dienst“ (Knöpfputzen, Schnurrbartwichsen u. dgl.) verlegten; so sucht nun Herr v. Ketteler die Rettung der Priester im Formendienste, zumal in der strengsten Einhaltung des Breviergebetes.

„Der Priester also, der ohne *causa legitima* das Breviergebet versäumt, lebt im Stande der Ungnade. Die heiligen Messen, die er in diesem Stande liest, sind Sacrilegien, die Sacramente, die er spendet, sind für ihn gleichfalls Sacrilegien. Er mag beten, was er will; weil er nicht betet, was er soll, so kann ihn Gott nicht erhören."

Das klingt schauerlich, und ich möchte wetten: neun Zehntel der ganzen Priesterschaft wären übel d'ran, wenn das Alles so genau zuträfe. Kann mir z. B. mein Freund Capuziner fest versichern, daß er neben dem schwierigen Geschäfte der Volksblätterung, neben der Theilnahme an conservativen Vereinsversammlungen u. s. w., u. s. w. auch noch alles Das leiste, was in des h. Liguori Theolog. moral. libr. 4. weitläufig begründet und befohlen wird? —

Echt bischöflich klingt folgender Satz:

„Ohne Gehorsam gegen seine Kirche kann Gott unser Gebet nicht annehmen."

Der arme, liebe Gott kann also das Gebet erst dann „annehmen", wenn es die Censur der „Kirche" passirt hat? Bisher habe ich dem winzigen Gegenstande „Kirche" auf dem winzigen Dinge Erde eine solche Allerweltscompetenz nicht zugetraut!

Weiterhin verbreitet sich der Bischof über die Einhaltung der Rubriken beim Meßopfer und klagt recht drastisch:

„Wie traurig ist es doch, zu sehen, wenn Priester ihre Tisch- und Schnupftücher reinlicher halten, als Corporalien und Altartücher, wenn sie sich schämen würden, beschmutzte und zerrissene Kleider zu tragen, während sie sich nicht schämen, mit Schmutz dick belegte und zerrissene Paramente zu tragen, wenn sie so fein und gebildet den Anstand und die Formen der Welt beobachten, während sie sich nichts daraus machen, die Formen und den Anstand bei Spendung der Sacramente, wie ihn die Kirche in den Rubriken

vorgeschrieben hat, namentlich aber bei Darbringung des heiligen Meßopfers, unzähligmal mit Füßen zu treten. Ich wähle absichtlich diese mildere Form einer allgemeinen Bitte und Ermahnung, geliebte Brüder, um Ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, die bestehenden Uebelstände ohne persönliche Zurechtweisung, abzustellen. Bei einer späteren Rundreise werde ich aber unfehlbar alle Uebertretungen der Gesetze und Rubriken der Kirche ernstlich rügen. Ich habe leider bemerken müssen, daß die Rubriken über die Haltung des Körpers, über Verbeugungen, Genuflexionen und Benedictionen, über den Ton bei den Gebeten während der heil. Messe sehr viel unbeachtet bleiben."

„Einige Priester vergessen den Anstand so sehr, daß sie laut eifernd vom Altar aus ihre Anordnungen treffen. Der Gebrauch der Stiefel am Altare scheint allgemein zu werden." . . .

„Wie können unsere Lehrer und die Laien, wenn sie den Priester im Verkehr mit der Welt so fein, so artig, so gewandt, so geübt in allen Formen, im Verkehr aber mit dem *Deus absconditus* so schmutzig, so gleichgiltig, so zerstreut sehen; wie können sie da noch den Glauben behalten, wie können sie glauben, daß der Priester glaubt?" . . .

Soweit über „technisch-dienstliche" Mängel; nun aber kommt der priesterliche Lebenswandel an die Reihe, und hier erachtet Herr v. Ketteler es für seine „größte Pflicht", folgende inhaltschwere Sätze an die ihm unterstehende Priesterschaft (nicht an die vier Ausgeschiedenen) zu richten:

„Vor Allem ist es die Tugend der Sittenreinheit, die die Kirche von ihren Priestern fordert. Der furchtbare Ausspruch des Herrn: *Ad nihilum valet ultra, nisi ut mitattur foras et conculcetur ab hominibus,* erfüllt sich ganz eigentlich an dem sittenlosen Priester. O wie wird dieser Ausspruch in dem Spott und Hohn unserer Feinde täglich eine schreckliche Wahrheit."

„Und es muß mit der Sittenreinheit seinen

gewaltigen Haken gehabt haben, da Herr v. Ketteler fortfährt:

„und ich beschwöre Sie bei der Liebe des Heilandes, doch hiernach Ihren Hausstand und Ihren Verkehr mit Personen des andern Geschlechts nach Außen einzurichten, ehe ich genöthigt bin, mit unnachsichtlicher Strenge einzuschreiten. . . .“

„Es ist wunderbar, welches Mitleid manche Priester mit gewissen Personen haben, die sie nicht aus dem Hause entfernen, deren Besuche sie nicht abweisen, die zu besuchen sie nicht unterlassen wollen, während sie kein Mitleid mit den eigenen Schafen haben, deren Seelen sie durch Aergerniß tödten; es ist wunderbar, wie Priester oft die Einzigen sind, die von dem Aergernisse, das sie geben, nichts wissen, während man auf allen Gassen und in allen Kneipen von ihnen redet.“

Das ist deutlich und wird durch folgenden Satz gehörig motivirt. Indem Herr v. Ketteler auf die kirchenrechtlichen Bestimmungen bezüglich des Umganges der Priester mit Personen des anderen Geschlechtes verweist, setzt er hinzu:

„Auch diese so weisen Bestimmungen werden oft nicht mehr beachtet, und schon sprüchwörtlich ist das Unwesen geworden, das von Priestern mit den sogenannten Nichten getrieben wird. Im höchsten Grade aber muß ich es tadeln, daß Geistliche sogar so weit gehen, dasselbe Zimmer mit der Haushälterin zu bewohnen. . . . .

Diese affectirte natürliche Unschuld des Priesters ist gar zu sehr im Wiederspruche mit aller Wirklichkeit, mit dem Dogma von der bösen Lust, mit der Lehre der Kirche und aller Heiligen. Wenn Antonius, Hieronymus u. s. w. keine Thoren, sondern Heilige waren, als sie in der Wüste noch ihre durch Bußübungen ausgetrockneten Gebeine zügelten, um die heilige Keuschheit zu bewahren, wer mag dann an diese natürliche Arglosigkeit und Unschuld glauben, die bei aller Weichlichkeit des Lebens keiner Vorsichtsmaßregeln zu bedürfen glaubt? Jedenfalls urtheilt die Kirche und das Volk ganz anders.“

Nun ermahnt der Herr Bischof zur Mäßigkeit und spricht die wirklich packenden Worte:

„Zahlreiche Canones warnen deshalb die Priester vor dem Laster der Unmäßigkeit und Völlerei. Sie nennen es eine Schmach, wenn Cleriker Jesu Christum den Gekreuzigten, den Lehrer der Armen und Hungernden mit feistem Wanst verkündigen, einen Hohn, wenn rothschwellende Pausbacken das Fasten predigen. . . . .

Leider nimmt der Luxus in der Einrichtuug und die Ueppigkeit bei den Gastmählern auch in den Pfarrwohnungen immer mehr zu, und ich begreife kaum, mit welcher Stirne mancher Pfarrer die Pfarrangehörigen seine Kinder nennen kann, wenn er die Einrichtung seines Hauses und die Art seines Lebens mit der Noth seiner armen Pfarrkinder vergleicht. Nur ein unnatürlicher Vater kann selbst ein Wohlleben führen, während seine Kinder verhungern.

Zu den gesellschaftlichen Vergnügungen übergehend, sagt Herr v. Ketteler:

„Die Canones der Kirche verbieten dem Cleriker ausdrücklich den Besuch der Wirthshäuser (außer im Nothfalle auf Reisen), der Tanzlustbarkeiten, der Gastgelage u. s. w. Ebenso gewisse Spiele und weltliche Beschäftigungen. Endlich verbieten sie die Theilnahme an geräuschvollen Jagdvergnügen. Der Kirchenrath von Trient hat alle diese Gesetze bestätigt.

Der Priester endlich, der an Gesellschaften Antheil nimmt, verliert das Vertrauen der Männer und wird Ursache vieler Sacrilegien, denn in der Regel werden Männer ihre geheimen Sünden keinem Priester beichten, der ihr täglicher Umgang in weltlichen Gesellschaften ist und sich dort vielleicht noch eitler und thörichter beträgt, wie sie selbst.“

Bei dem Punkte Jagdvergnügen fällt mir gerade ein, wie erst vor Kurzem der Fürsterzbischof von Olmütz sammt dem päpstlichen Nuntius sich fröh-

lich dem Waidwerke hingab und wie auf der Heimkehr die glänzende Jagdequipage dieser Priester über ein armes, junges Mädchen dahinrasselte, so daß dieses auf der Stelle todt blieb.

Ich empfehle dem Herrn v. Ketteler die Adresse dieser beiden Oberpriester behufs kirchenväterlicher Erörterungen.

Aus meinem Papierkorbe.

(Nr. 24. — 1868.)

Allwöchentlich befinden sich unter den an die Redaction einlaufenden Briefen einige mit sichtlicher Verachtung allen irdischen Tandes construirte Schreiben, welche ich mit besonderer Andacht zu öffnen pflege. Weiß ich doch, daß es sich da meistens um Ergüsse frommer Seelen handelt.

Die darin nicht selten in Aussicht gestellten irdischen Vergänglichkeiten, als da sind: „Erschlagen" — „Niederhauen" — „Zertreten" — „Zerreissen" u. s. w. interessiren mich minder, als die kritischen Untersuchungen über meine dereinstige Einlieferung in die Hölle.

Ueber die Einlieferung selbst sind alle meine frommen Correspondenten vollkommen einig; dagegen machen sich wesentliche Differenzen bezüglich der Speditionsart geltend. Auch über die in der Hölle gebotenen Genüsse herrscht die bedauerlichste Meinungsverschiedenheit.

Vor etwa acht Tagen sprach ein als Physiker offenbar sehr schätzenswerther „glaibiger Christ" seine Ansicht dahin aus, daß ich mich sammt meinem „Teuffelsblat" heute oder

morgen in „Schwefel und Gstanken" auflösen werde; — also eine Art Verdunstungsproceß.

Von der Hölle konnte mir derselbe Gewährsmann versichern, daß es mir dort sehr „traurig" gehen werde, und daß die „Gerechten" dann die „Satesfazion" haben würden, mich „bis im Himmel hienauf häulen und mit die Zehnt glabbern" zu hören, — was mich schier an dem musikalischen Geschmacke der „Gerechten" verzweifeln machen könnte.

Ein anderer, mir recht sympathischer Correspondent meinte, daß mich der „Teufel" schon darum „holen" werde, weil ich nicht an ihn glaube.

Dieser Anschauung vermag ich eine gewisse kirchengeschichtliche Logik nicht abzusprechen; in der „alten, guten Zeit" pflegte ja auch die Kirche einen Jeden zu „holen", der an sie nicht glauben wollte, — und vielleicht steht der „Teufel" noch auf diesem veralteten Standpunkte.

Bezüglich der „Ewigkeit" legt derselbe rechtgläubige Correspondent eine ganz respectable materialistische Kraft an den Tag, indem er „zuversichtlich hofft", daß ich nach meinem Tode als „elendiger Hund" umherlaufen müsse — „in alle Ewigkeit". So eintönig nun die Rolle eines „ewigen Hundes" sein müßte, so böte sie mir doch immerhin eine tröstende Garantie gegen jene „ewige Seligkeit", welche der fromme Correspondent für sich erwartet.

Ausführlicher als alle Vorgänger beschäftigte sich dieser Tage ein dritter Anonymus mit meinem Blatte und meiner Seele. Er erwies zunächst auf das Ueberraschendste, daß die „Blätter der Freiheit" — „ziegellos" seien.

In der That mußte die „Freiheit" von vornherein

schon der Postspesen wegen auf die Einlegung von Ziegeln verzichten.

Weiterhin weist der Herr Einsender mit fast unwiderstehlicher Logik nach, daß nicht der Pater Greuter ein „wieherndes Streitroß", sondern daß ich selbst „des Teufels wieherndes Streitroß", ein echtes „Werkzeug des Teufels" sei, und eröffnet mir mit erstaunlicher Bestimmtheit folgende interessante Aussicht:

„daher Sie ihn (nämlich den Teufel), wenn Sie so fortfahren bis an Ihr Ende — von Angesicht zu Angesicht schauen und genießen werden."

Man sieht hieraus, daß dieser (schon seiner Deutlichkeit wegen mir nicht unsympathische) Christ den Teufel zu den genießbaren Producten der Schöpfung zählt.

Des Fernern beklagt derselbe Christ, daß so viele andere Christen auf „so teuflische, satanische Blätter" abonniren und sich dadurch „verführen" lassen. Hier ist der Moment, in welchem ich an dem Geschlecht dieses Wesens irre werde. Die öftere, behagliche Wiederholung des Wörtchens „verführen" läßt mich schier auf ein weibliches Stück Frömmigkeit rathen und erschwert mir bei meiner angebornen Galanterie die Vertheidigung nicht wenig.

Das Christenthum zweifelhaften Geschlechtes gelangt weiterhin zu folgendem apostolischen Wunsche:

„Gott erbarme sich Ihrer und erleuchte Sie — damit Ihnen in der Ewigkeit nicht ein anderes, das ist: ein höllisches Licht leuchten möge, wohin Sie der Teufel als sein Streitroß reiten möge, wo Sie auch wiehern würden in alle Ewigkeit" . . . . .

Amen! setzte ich hinzu mit der mir eigenen Ergebung und mit nicht geringer Freude über den humoristischen Zug in dieser Copulation christlicher Fürbitte mit teuflischem Sport-

vergnügen. Schmerzlich ist mir nachfolgende Verkennung meines Verhältnisses zum „Himmel“:

„Ich weiß wohl, daß Sie Protestant sind, daher gegen alle katholischen Anordnungen und Gebräuche schon früher in den Tagesblättern gewiehert haben.“

Das ist ein offenbarer Irrthum der Frömmigkeit unbekannten Geschlechtes; ich bin nicht Protestant und stehe überhaupt in keinerlei contractmäßigem Verhältnisse zum „Himmel“; ich warte noch immer auf positive Daten über diese Gegend. Wenn ich daher gegen irgend etwas „wiehere“, so wiehere ich vom reinmenschlichen Standpunkte aus und je nachdem mich — der Hafer sticht.

Das schätzbare Schriftstück schließt mit der keineswegs verlangten Versicherung:

„Ich bin kein Priester, aber katholisch wohl. — Behüt' Sie Gott!“

Servus!

Frommer Blödsinn.

(Nr. 24. — 1868.)

Fast hätte ich eines meiner besten Freunde vergessen! Zwar dachte ich oft: es geht dir etwas ab; es muß außer Seiner Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Meßner Himmelgrübel, außer dem Herrn Bischof Zwerger und seinem Leibcapuziner, außer meinen hochgelehrten Freunden und Himmelsprofessoren Dr. Tewes und Dr. Maaßen, außer jenen 30—40 edlen Unbekannten, welche mir bisher brieflich die „Hölle“ garantirten — ja, es muß außer all' diesen hier

noch ein Wesen existiren, dem du so manche frohe Stunde deines Lebens verdankst. So dachte ich und endlich fand ich den theueren Namen: „Katholischer Wahrheitsfreund.“ Und ich ergreife die erste beste Nummer dieser frommen Erscheinung, und auf den ersten Blick habe ich, was ich will:

In dem Dorfe W. im Elsaß (der „Wahrheitsfreund“ bezieht seine Wundergeschichten stets aus weiter Ferne), in diesem geheimnißvollen Dorfe lästerte ein lebendiger Bauernbursche ein hölzernes Kreuz, ging darauf in's nahe Wirthshaus, betrank sich colossal und that auf dem Heimwege in der Nähe jenes Kreuzes einen so unglücklichen Fall, daß er sofort todt blieb.

In seiner frommen Schauerweise knüpft nun der „Wahrheitsfreund“ die Frage an: „Warum begegnete ihm dieses Unglück gerade an dieser Stelle seines Frevels?

Das ist höchst einfach; das Kreuz stand in der Mitte der ganz kurzen Strecke, welche der Bursche zurückzulegen hatte; dieser mochte daher purzeln, wo und wie er wollte, er mußte stets in der Nähe der „Stelle seines Frevels“ umfallen.

Wenn heute der fromme Redacteur über einen Jahrgang seines „Wahrheitsfreund“ stolpert und auf die gloriose Nase fällt, so werde ich ihn sicherlich beweinen, ohne im Mindesten darüber zu grübeln, warum er gerade an dieser Stelle seiner literarischen Frevel purzelte.

Aus einem conservativen Vereine.

(Nr. 24. — 1868.)

(Andächtige Stille. Ein Theil der Versammlung wartet auf höhere Eingebungen, der andere schläft.) Se. Gnaden der hochw. Meßner Himmelgrübel (hastig emporspringend, begeistert): Brüder in Christo . . . mich hat's! (Allgemeine Sensation) . . . Brüder, als ich jetzt so in mich versunken dasaß, da, meine Brüder, da (frommes Gruseln) . . . da spürte ich, wie's kam, und ich hörte eine höhere Stimme, die da sagte: „Himmelgrübel, thue Deinen Mund auf“. Und ich that meinen Mund auf, weil ich in sündiger Menschlichkeit Anfangs glaubte, ich kriege etwas zu — essen. Aber die Stimme rief stärker: „Rede, Himmelgrübel . . . . geh', halt' eine schöne Red'.“ (Der Berichterstatter des „Wahrheitsfreund“ notirt sich: „Wer sieht da nicht den Finger Gottes?“) Ja, meine Brüder, so bin ich denn auserkoren, eine Red' zu halten, und ich werde eine Red' halten; denn in dieser schrecklichen Zeit der Gottlosigkeit muß der gute Katholik eine Red' halten; denn wenn er keine Red' hält, so . . . so hört man ihn nicht! (Stürmischer Beifall). Meine Brüder, wie könnte ich nun eine Red' halten, ohne der „schlechten Blätter“ zu gedenken? (Rufe: „Sehr richtig!“) Ich lese zwar natürlich kein schlechtes Blatt . . . aber darin liegt ja schon der Beweis, daß diese Blätter nichts taugen. (Ungeheurer Applaus. Rechtsgelehrter M. umarmt Himmelgrübel und schluchzt: „Bruder . . . die Logik . . . der Scharfsinn . . . . Du hau'st mir's herunter!“) Ja, meine Brüder, der schlechte Kirchenwein . . . ja so! die schlechten Blätter sind trüb und sauer, denn leider kommen jetzt Jahr=

gänge zur Verwendung (Allgemeines Staunen) . . . und wenn der heilige Vater auch diese zwei Verschwörer köpfen ließ . . . oder vielmehr, weil so viele Leute nur aus Neugierde die schlechten Blätter lesen . . . und wie schon Paulus schreibt in seinem Briefe an die . . die . . . Doch genug, ich lese die Blätter gewiß nicht. (Allgemeiner Ruf: Ich auch nicht!") Ich lese das „Volksblatt"; — das ist gesunde Kost . . . (Der Capuziner schmunzelt und dreht die Daumen.) Das ist so conservativ, das hält fest am Alten, da kann ein Jeder alles das wieder lesen, was er schon vor zwanzig Jahren gelesen, ... ja, oft ist mir's beim Lesen, als hört' ich meine Großmutter erzählen aus ihrer Kindheit. (Tiefe Rührung. Der Capuziner schenkt den Nächststehenden das heutige Abendpapier des „Volksblattes", und diese gehen damit still hinaus.) Ja, meine Brüder, so ist ein gutes Blatt, und auch mein gutkatholischer Nachbar, der Käsehändler, sagt immer: „Nix über's „Volksblatt"!" (Donnernder Beifall. Himmelgrübel wird von allen Seiten umarmt, worauf die Versammlung in gehobener Stimmung auseinandergeht.)

Ein Jesuitenstreich.

(Nr. 27. — 1868.)

Wie diesen heiligen Vätern, welche sich unbegreiflicherweise nach dem Namen Jesu Christi nennen, jedes Mittel zum Zwecke recht ist, das lehrt neuerdings ein in Bordeaux geschehener Scandal. Ein 13jähriger Zögling der dortigen Jesuiten-Schule war der „Auflehnung" beschuldigt und von

11 Uhr Vormittags bis 11 Uhr Nachts in's Carcer gesperrt worden. Während dieser Zeit erhielt er nur ein wenig trockenes Brod, aber keinen Tropfen Wasser.

Gegen 11 Uhr Nachts erschienen drei Jesuitenpatres bei dem kleinen Gefangenen, knebelten und schlugen ihn mit einem in Knoten geflochtenen Stricke bis auf's Blut. Der vor Schmerz und Angst außer sich gerathene Knabe riß sich nach einiger Zeit los und versuchte zu entfliehen, ward aber vor der Thüre eingeholt, zurückgeschleppt und neuerdings in grausamster Weise mißhandelt, bis er die Besinnung verlor.

Der Vater des armen Kindes hat nun die Hilfe des Gerichtes gegen diese frommen Bestien angerufen, und wurden dieselben auch zu zweimonatlicher Einsperrung verurtheilt.

Die Patres hatten nach diesem Vorfalle noch die Unverschämtheit, zu erklären: „gegen die „Rebellion" sei jedes Mittel recht."

Dieser Sippschaft ist überhaupt jedes Mittel recht.

Selbst die französische Presse ist entrüstet über jenen Scandal und der „Siècle" schreibt u. A.: „Man wird von Abscheu ergriffen, wenn man diese schauderhaften Einzelheiten liest; allein gehen dieselben nicht ganz logisch aus den clerikalen Ideen hervor?... Die Zöglinge einsperren, schlagen und martern, das ist seit lange der Brauch in den geistlichen Erziehungsanstalten."

Wird nicht bald der Tag kommen, an welchem Regierungen und Völker sich schämen, daß sie diese Gesellschaft so lange in ihrer Mitte geduldet haben?

An unsre Pharisäer.

Was schwätzt Ihr von dem Wege,
Der uns zum Heile führt,
Ihr, die statt heil'ger Liebe
Nur wilden Haß geschürt?

Des großen Meisters Lehren
Begreift und lehrt Ihr nicht;
Er lehrte ja die Liebe,
Die Freiheit und das Licht!

Er lehrte Vorwärtsschreiten
Auf der Erkenntniß Bahn;
Ihr klammert Euch und And're
An Grabesmoder an.

Er hat in Noth und Armuth
Bis in den Tod verharrt;
Ihr habt mit Seelenwucher
Der Erde Gut erscharrt.

Er hat am Kreuz vergeben
Der wilden Feinde Schaar;
Ihr bauet auf den Gräbern
Von Völkern den Altar.

Ihr habt den Himmelssegen
In Höllenfluch verkehrt,
Habt Christi holde Lehre,
Verfälschet und entehrt.

Was uns zum Heile führet,
Das habt und wollt Ihr nicht:
Das ist die Bruderliebe,
Die Freiheit und das Licht!

Der „Heiland“ lebt.

Der „Heiland“ lebt, und nimmer wird er sterben;
Er lebt in tausend Menschengeistern fort.
Ihn wird kein wälscher Pfaffenfluch verderben,
Ihn bannet nimmer der Despoten Wort!

Solang noch Licht in Euren Augen sprühet,
Solang die Liebe noch im Herzen spricht,
Solang für Freiheit noch die Seele glühet:
Solange zweifelt an Erlösung nicht!

Wie ich mich ent — frömmelte.

Als ich noch die verknöpften Höschen
Der holden Knabenjahre trug,
Da glaubt' ich, was der Lehrer wollte —
Sein Stock war mir Beweis genug.
Da sah zu blut'gen Gnadenbildern
Ich tiefgerührten Blicks hinauf,
Aß fromm dazu mein Butterbrödchen
Und flehnte heiße Thränen d'rauf.
Da weint' ich, daß die bösen Heiden
Verfolgt das gute Christenthum,
Daß sie des bischen Glaubens wegen
So viele Menschen brachten um.

— — — — — — — — — — — —

Ich wuchs heran, die Höschen wurden Hosen,
Nicht mehr gemessen mit Hispaniens Rohr; —
Die Gnadenbilder waren noch dieselben;
Doch and'ren Sinnes stand ich jetzt davor.
„Der Tausend!“ dacht ich mir, „Ihr Frommen,
„Ihr habt uns da zu wenig hingemalt!
„Ihr zeigt nur, wie Euch einst die Heiden
„Gekreuziget, geköpfet und gepfahlt.

„Malt doch dazu, wie Ihr es einst getrieben
„In Eurer Himmelsmilde; — malt uns doch
„Wie Ihr der ganzen Erde Schaf- und Rindvieh
„Gespannt in Euer blutbeflecktes Joch.
„Wie Ihr gepflanzt in diesen Erdengarten
„Schaffot und Galgen, Rad und Marterpfahl,
„Wie Ihr gedüngt den Acker Eurer „Liebe"
„Mit Hex- und Ketzerschädeln ohne Zahl.
„Malt uns doch, wie Ihr eingeheizt so Manchem,
„Bis nur die arme Seele übrig blieb.
„Die „span'schen Stiefel" malet auch, darinnen
„An Hühneraugen litt die „Christenlieb"."

— — — — — — — — — — — — —

So dacht' ich und entschwunden war die Rührung,
Die oft das Butterbrödchen mir versalzt;
Es glätteten sich all' die frommen Falten,
Die man dem Kinde in's Gehirn gefalzt.
Und wär' ich nicht erwacht aus solchem Schlummer,
So wär' ich — ich gesteh's mit tiefem Kummer —
Wohl heut'zutage noch bedeutend frummer,
Doch, wie mir dünket, auch bedeutend — dummer.

Christlich-ökonomische Glosse.

Sieh', guter Christ, beim Eintritt in die Welt
Wirst Du getauft für baares, gutes Geld;
Zur Hochzeit und zum Sterben fehlt Dir nimmer
Der Kirche Segen, — aber Geld kost's immer.
Die Schafe himmeln sich vom Strohsack auf die Bretter,
Die Hirten loben Gott und werden täglich fetter.

Aus Spanien.

Viel schwarze Gesellen wandern
Wohl über die spanische Grenz'
Und einer klagt's dem andern:
„'s ist aus mit uns — ich kenn's."

„Wo einstens an Loyola's Lehre"
„Die biedern Schafe geglaubt",
„Wo wir zur „höheren Ehre" "
„So viel gestohlen, geraubt",

„Dort jagt man uns heiligen Brüder"
„So ganz ohne Umständ' davon",
„Und vom Himmel fällt gar nichts hernieder —"
„Er hält's mit der Revolution!"

So wandern in düst'rer Betrachtung
Die Schwarzen hinaus in die Weit'
Gefolgt von des Volkes Verachtung
Und dem Fluche der Lächerlichkeit.

Was man aus Frankreich jetzt vernimmt,
Klingt mehr und mehr erbaulich;
Dort wird ob „Ihrer" Frömmigkeit
„Ihm" schon zu Muth ganz graulich.
Dort kommen aus Spanien die Schwarzen all'
Mit Hut, Kapuz' und Schleier
Und sammeln sich um „Sie" herum,
Wie — um das Aas die Geier.
Drob grollet „Er" und spricht: „Was nun"
„Mit diesem frommen Gewimmel?"
„Wenn's lang' so fort geht, sammelt sich noch"
„Um uns der — ganze Himmel!"

Bauernregeln pro 1869.

Januar: Ist um Sylvester das Menschenhirn klar,
So mag der Papst wettern das ganze Jahr.

Februar: Sei's zu Petri Stuhlfeier warm oder kalt;
Der Stuhl und der Peter sind längst schon zu alt.

März: Hirtenbriefe und Märzenschnee
Thun dem Gehirn und den Stiefeln weh.

April: Bläst am 1. von „Oben" ein Freiheitswind,
So ist, wer dr'an glaubt, ein Narr oder Kind.

Mai: Wer zu Walpurgis noch an den Teufel glaubt,
Der ist wohl ein E…, mit Verlaub.

Juni: Scheint auch die Sonn' zu Sanct Peter und Paul,
Die Geschicht' mit dem Beust bleibt doch alleweil faul!

Juli: Ist zu Mariä Heimsuchung kein Donnerwetter los
Und kein Redacteur im Criminal — so ist das curios.

August: Viel Höhenrauch deutet auf strengen Winter;
Der „Schilcher" benebelt, der Weihrauch nicht minder.

September: Gib auf Aegidi-Tag wohl Acht.
Ob etwa Petri Stuhl nicht kracht.

October: Bleibt zu Sanct Gallus der Peterspfennig aus,
So muß der Fuchs aus dem Loch heraus.

November: Hörst du zu Martini der Gänse Gesang,
So tagt die „Vertretung des Volkes" noch lang.

December: Geräth dem Papst das „Concil" zu Mariä Empfängniß,
So halt' dir den Bauch in des Lachens Bedrängniß.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 1—6. — 1869.)

„Betrachtungen über die vier letzten Dinge", so heißt ein 244 Seiten starkes Buch, welches ein gewisser Ignaz Schöpf, prov. Canonicus in Straßburg, also ein regelrechter Priester verfaßt hat, und welches 1866 in zweiter Auflage in Brixen (heil. Land Tirol) erschien.

Die „vier letzten Dinge", welche dieser würdige Gottesmann mit Sachkenntniß beschreibt, sind „Tod," „Jüngstes Gericht," „Hölle" und „Himmel," und die Beschreibung selbst überbietet Alles, was mir an frommer Verrücktheit jemals vor Augen gekommen. Man mag wollen oder nicht — nach jedem Capitel muß man das Titelblatt aufschlagen, um sich immer wieder zu überzeugen, daß der Verfasser „Schöpf" heiße und nicht — Schöps.

Aus besonderer „Passion" nehme ich vorerst die „Hölle" des Herrn Schöpf her.

Mit einem Lächeln wehmüthigen Hohnes spricht Herr Schöpf im 1. Höllen-Capitel zunächst von jenen „Thoren", welche aus purer Herzensangst „sich selbst betrügen", indem sie die Existenz der „Hölle" wegleugnen. Der Herr Schöpf weiß deshalb doch, was er weiß; er weiß, daß die Erde „in der Mitte hohl" ist und beweist uns aus der Bibel, daß in dieser Höhlung sich die „Hölle" befinde. Erzählt ja doch das „Wort Gottes" von Core, Dathan und Abiron, welche sich gegen Moses empörten:

„Da spaltete sich die Erde unter ihren Füßen und that ihren

Mund auf und verschlang sie mit ihren Zelten und all ihrer Habe. Und sie fuhren lebendig hinunter in die Hölle und die Erde bedeckte sie." (4. Mos. 16, 31.)

Was die Habe dieser drei Kerle, die Zelte, Schöpfe und Rinder in der „Hölle" zu thun hatten, kümmert den Herrn Schöpf nicht; er will nur „beweisen".

Die G r ö ß e der „Hölle" mißt der fromme Mann in folgender classischer Weise. In der Offenbarung Johannes (14, 19) heißt es:

„Der Engel schlug seine scharfe Sichel an die Erde und schnitt den Weinstock der Erde und warf es in die große Kelter des Zornes Gottes; und die Kelter ward gekeltert und Blut floß aus der Kelter tausend sechshundert Stadien weit."

Da nun 32 Stadien gleich einer deutschen Meile sind, so mißt die Hölle nach Ignaz Schöpf und Adam Riese 50 deutsche Meilen in der Breite, und (der Ordnung wegen) auch in der Länge und Tiefe.

Uebrigens gibt Herr Schöpf die tröstliche Versicherung: sie werde gerade groß genug sein, um alle Verdammten aufzunehmen; nur dürfe Keiner auf räumliche Bequemlichkeit reflectiren. Er citirt bei dieser Gelegenheit die heil. T h e r e s i a, die uns sehr umständlich erzählt, wie sie selbst einmal in jener Gegend gewesen sei, und sich dabei höchst übel befunden habe. (Es sei übrigens hier gleich constatirt, daß die häufig citirten Höllen-Beschreibungen von „Heiligen" und „Seligen" schmählich von einander abweichen; und wir wissen ja auch — warum.)

Das zweite Höllen-Capitel handelt von dem „F e u e r i n d e r H ö l l e".

Zunächst wird umständlich bewiesen, daß das Höllenfeuer viel h e i ß e r sein müsse, als das i r d i s c h e Feuer,

Das begreife aber der Teufel; da ja doch die Hölle mitten in der Bauchhöhle der Erde steckt! Doch der Herr Schöpf hat seinen Beweis:

„Der gelehrte Baronius erzählt von einem ausgelassenen Priester, daß ihm, als er in Todesnöthen lag, die Teufel mit einer Pfanne voll siedenden Peches erschienen seien. Und als ein einziger Tropfen aus dieser Pfanne auf des Priesters Hand sprang, da habe er ihm alsbald die Haut und das Fleisch und das inwendige Bein mit solchem Schmerz durchdrungen, daß der elende Priester vor Größe des Schmerzens entsetzlich zu heulen angefangen und bald darauf seinen unseligen Geist aufgegeben habe."

Dieser saubere Baronius mag in seinem Himmelsdusel ein paar heilige, römische Inquisitoren für „Teufel" angeschaut haben. Die verstanden sich auf die Pechpfannen nicht übel.

Nicht oft genug kann der fromme Verfasser betheuern, daß alle die Greuel-Geschichten von der „Hölle" nicht etwa als „Bilder" zu betrachten seien; — nein, es handle sich da um baare, nackte Wirklichkeit. Das verleiht dem gedruckten Blödsinne erst die rechte, höhere Weihe.

Nachdem nun Herr Schöpf schärftens bewiesen, daß in der Hölle Alles, Alles Feuer sei, schildert er uns voll echt-römischer Logik im 3. Capitel die — „Kälte in der Hölle." Daher komme auch das eifrige „Klappern", welches die Verdammten mit ihren Zähnen executiren.

Daß die höllische Kälte „viel tausendmal kälter ist, als die irdische, beweist Herr Schöpf so:

„Denn Feuer, Hagel, Schnee, Eis, Sturmwind loben den Herrn und richten sein Wort aus." (Ps. 148, 8.)

Das „beweisende" Moment liegt hier wohl im einträchtigen Lobgesange jener Elementar-Ereignisse.

Ueber die Manipulation der „Teufel" erfahren wir bei dieser Gelegenheit folgendes schätzenswerthes Detail:

„Die Verdammten werden aus dem Orte der grimmigsten Kälte in den feurigen Pfuhl, der mit Schwefel und Pech brennt, von den Teufeln geworfen und darin bis über das Haupt versenkt."

Solche jähe Abwechslung mag bei längerer Dauer allerdings höchst zuwieder sein; zumal wenn Einem noch folgende Bescheerung bereitet wird:

„Nebst der Kälte leiden die Verdammten in dem See der Hölle noch eine Pein, welche sehr schrecklich ist. Dieser Pfuhl ist ganz faul, vergiftet und stinkend, und es dampft ohne Unterlaß ein garstiger, dicker, unfläthiger Nebel hervor. Ja, was noch mehr ist: in diesem garstigen Pfuhl sind so viele giftige, abscheuliche Kröten und Schlangen, daß Einem graust, daran zu denken."

Schreiben kann man's aber, Herr Schöpf, wenn es gilt, den Schafen einen „dicken Nebel" vorzumachen, wie?

Es kommt nun das 4. Capitel „Vom Hunger und Durst in der Hölle".

„Wie groß der Hunger in der Hölle sei, ach! wer will das erklären?" ruft Herr Schöpf, „der Psalmist sagt: die Feinde Gottes werden Hunger leiden, wie Hunde!" Hieraus schließt wieder Herr Schöpf mit der ihm eigenen Himmelslogik, daß sich die Verdammten dem „Selbstfraße" hingeben, daß „ein Jeder mit wilder Gier sich selbst verzehrt" — natürlich, ohne jemals satt zu werden. Außerdem frißt „Einer den Andern", und, wie ich vermuthe, wünschen die „Teufel" dazu mit der ihnen eigenen Malice: „G'segnete Mahlzeit!"

Selbstverständlich trifft diese jammervolle Hungercür zunächst Die, „welche an Fasttagen Fleisch essen." Da ich nun principiell an solchen Tagen Braten speise, so mache

ich mich schon im vorhinein auf einen überaus teuflischen Speisezettel gefaßt.

Aber das Gehunger des Herrn Schöpf wird immer entsetzlicher:

„Weil ihr aber weder in hundert noch in tausend Jahren ein Bröcklein Brod zu hoffen habt, sondern wisset, daß ihr in der langen Ewigkeit ewig Hunger leiden müsset, ach Gott! wie muß euch denn zu Muthe sein."

Nun, Herr Schöpf, machen wir's nicht zu arg. Wo Deutsche sind, gib's auch Wirthshäuser, und diese nationale Tugend wird selbst vor dem Teufel nicht zu Schanden werden. — Hoffen wir, Herr Schöpf!

Nun kommt der Durst, und es flehet der Verdammte:

„Ach barmherzigster Gott, ich begehre keinen Wein, sondern nur Wasser: ich begehre auch keinen Eimer voll, wiewohl ich deß sehr bedürftig wäre, sondern ich begehre nur ein einziges Tröpflein Wasser, meine glühende Zunge zu kühlen. Du wirst mir diese geringe Bitte nicht abschlagen, du wirst ja als der unendlich Gütige von allen Geschöpfen gepriesen!"

Aber das nützt bei Herrn Schöpf gar nichts; er kennt „Gott" genau genug um behaupten zu können:

„Doch umsonst ist diese Bitte. Gott ist taub bei ihrem ewigen Bitteruf. Kein Tröpflein Wasser kühlt ihren brennenden Durst."

Er weiß aber noch mehr, sonst würde er nicht sagen:

„Nun aber peinigt Gott die Verdammten nicht blos mit dem allergrößten Hunger und Durst, sondern speist und tränkt sie mit den Schwefelflammen und mit dem Weine seines Zornes."

Nach Alldem könnte ein „Gottloser" glauben, der liebe Gott habe ein gewisses Raffinement in der Malträtirung armer Menschlein.

Mit dem Schnupftuche vor der Nase constatire ich

nun, daß Herrn Schöpf's 5. Höllencapitel vom — „Gestank in der Hölle" handelt.

Herr Schöpf riecht zunächst Folgendes:

„Damit in der Hölle ja nichts fehle, wodurch die Verdammten gepeinigt werden, so hat der erzürnte Gott diesen abscheulichen Kerker mit grausamem Gestank anfüllen wollen zur Strafe des lieblichen Geruches, mit welchen sich hier die Menschen oft im Uebermaß ergötzen."

Meine Damen — zumal meine hochfrommen Aristokratinnen — werfen Sie gefälligst Ihre Mille-fleurs-, Ciel de nez- und Juchtenfläschchen weg; denn in Herrn Schöpf's „Hölle" machen Sie damit miserable Geschäfte! Bedenken Sie, daß schon der „Prophet" Isaias (3, 24) ganz trocken weissagte: „Statt der Wohlgerüche wird es Gestank geben." Damit Sie aber genauer wissen, was man in der „Hölle" (des Herrn Schöpf natürlich) Ihren süßen Näschen zumuthen wird, so hören Sie die eigenen Worte des oberfrommen Verfassers:

„Ein faules Aas verbreitet solchen Gestank, daß Niemand in der Nähe desselben vorbeigehen kann.

Wenn aber dieser Aäser hundert oder hunderttausend bei einander lägen, so würden sie ja weit und breit die Luft so sehr vergiften, daß die Menschen sterben müßten.

Gleichwohl ist dieser Gestank verglichen mit dem höllischen Gestank so unbedeutend, daß man ihn eher für einen lieblichen Geruch halten möchte."

Was meinen Sie, peterspfennigsammelnde, gläubige Damen, zu diesem nasalen Verhängniß, welches Ihnen ein „Diener Gottes", ein römisch-accreditirter Priester und Pfleger des Menschengehirnes in Aussicht stellt? Was sollte gar die urfromme Madame Eugenie von Frankreich dazu meinen, deren Parfum-Budget alljährlich 50.000 Francs auf-

weist — gerade genug, um hundert Familien zu ernähren? —

Es thut mir leid, aber der Herr Schöpf entblödet sich nicht, folgendermaßen weiterzuschwefeln:

„Dieser grimmige Gestank wird noch vermehrt von den Verdammten selbst. Wenn ein Mensch einen stinkenden Athem hat, so mag Niemand mit ihm viel reden, noch nahe zu ihm gehen.

Was für ein Elend muß daher in der Hölle sein, worin Jeder einen solchen stinkenden Athem hat, daß er unmöglich zu ertragen ist; und doch werden die Verdammten so hart an einander gepreßt, daß Einer auf dem Andern liegt und dessen stinkenden Athem in sich ziehen muß."

Ich habe bisher nicht gewußt, daß solche Unanständigkeiten zur „Religion" gehörten, daß es solcher Nasen-Brutalisirung bedürfe, um den Menschen — „selig" zu machen. Jetzt graut mir doppelt!

Mit welcher Vorliebe dieser Höllenforscher den üblen Geruch cultivirt, beweise die Thatsache, daß auf 10 Seiten die Worte „Gestank" und „stinken" 68mal vorkommen, — von „Aas", „Eiter" und sonstigen Scheußlichkeiten gar nicht zu reden. Und so schreibt ein Priester in einem feinausgestatteten Buche: wie mag es da erst von den Bauernkanzeln herab — duften!

Die „Heiligen" scheinen auch ihre Passion an diesem Capitel gehabt zu haben, denn es werden ihrer mehrere citirt, wie z. B. der h. Martinus, von welchem es heißt:

„Im Leben des heil. Martinus lesen wir, daß ihm einmal der böse Geist erschienen sei und dabei einen solchen Gestank verbreitet habe, daß der Heilige zu sich selbst sprach: „Wenn ein einziger Teufel so stinkt, was wird dann in der Hölle für ein Gestank sein, wo so viele tausend Teufel beisammen sind."

Auch der h. Augustin leistete wohl mehr, als er eigent-

lich konnte, indem er die Hölle „ganz voll Maden und Würmer" sein ließ. Woher wußte er diese Unappetittlichkeit? Hatte er sich schon einmal in solch' fataler Gesellschaft bewegt?

Selbst Herr Schöpf rümpft die fromme Nase und seufzt: „O Gott, was muß das für ein Gestank sein!"

Ja wohl, Herr Schöpf, da heißt's ein wohlriechendes Gewissen und viel Rappé oder Spaniol mitnehmen, sonst stürzt man sich aus Verzweiflung wohl gar in das bodenlose Meer von Langweile, welche Sie uns späterhin als den „Himmel" vorwässern.

In seiner christkatholischer Aesthetik weiß Herr Schöpf für das 6. Capitel keine bessere Ueberschrift, als: „Von den Würmern der Hölle", und beweist darin zunächst vom natur-historischen Standpunkte eines dreifachgeschorenen Himmelsbruders, daß — „die Würmer in der Höllenhitze leben können." Sein vornehmster Grund hiefür ist:

„Bei Jesus Sirach heißt es (10, 13.): „Wenn der Mensch todt ist, so sind Schlangen, wilde Thiere und Würmer sein Erbtheil."

Und er versichert dabei ausdrücklich, daß dieses „Erbtheil" nicht blos für diese Welt, sondern auch für die „Hölle" gelte.

Glorreich sind die Aussagen der „Heiligen" über diesen Punkt:

„Und zwar spricht sich der heil. Augustin darüber so aus: „Warum sollten in der Hölle nicht lebendige Würmer sein können, da doch auf Erden einige Würmer in dem Feuer leben können? Es ist bekannt, daß der Salamander im Feuer leben kann. Man findet auch in den warmen Badquellen gewisse Arten von Würmern, welche in diesen heißen Wässern ohne Schaden leben." Der heil. Basilius sagt: „In der Hölle sind unzählbar viele Arten giftiger Würmer, welche ohne Unterlaß fressen, aber sich nie sättigen; daher

sie mit ihrem Beißen den Verdammten unerträgliche Schmerzen zufügen." Ferner spricht der heil. Anselm: „In der Hölle sind unsterbliche Würmer, giftige Schlangen und grausame Drachen, welche, wie die Fische im Wasser, in dem Feuer leben können."

„Und", fragt Herr Schöpf triumphirend, „warum spricht denn Christus von einem Wurm, der nie stirbt?"

Daß Christus in seiner bilderreichen Sprache unter diesem „Wurme" das Gewissen meinte, fällt dem frommen Naturforscher gar nicht ein.

Zum Schlusse dieses Wurmcapitels tractirt uns Herr Schöpf mit folgendem Höllenberichte einer Dame:

„Die heil. Brigitta sagt in ihren Offenbarungen: Es erschien mir eine Frau, die jetzt verdammt und einst auf Erden reich und geehrt war. Diese Frau erschien, als wenn sie aus einem finstern, schlammigen See kröche, daher ihr Anblick schrecklich war. Ihre Lefzen waren abgeschnitten, das Kinn zitterte, die Zähne klapperten, die Nase war zerfressen, die Augen waren ausgerissen und hingen an zwei Adern bis auf die Wangen herab. Am Kopf mangelte die Hirnschale, das Hirn wallte wie siedendes Blei und floß herab wie heißes Pech. Die Brust war blos und aufgerissen und voll langer und kleiner Würmer, deren jeder sich über den andern hin- und herwälzte und das elende Weib zernagte. In ihrem Magen lag eine lange und große Schlange, welche sich um die Gedärme herumzog und das Eingeweide zerfraß."

Was diese Brigitte genossen haben mag, bevor sie auf eine solche Historie verfiel, ist mir ein — spirituoses Räthsel.

Nachdem sich Herr Schöpf solchermaßen durch zwei Capitel sehr unanständig benommen, kommt er mit der „Finsterniß, dem Rauche und den Gespenstern in der Hölle" angerückt.

Er weiß ganz genau, daß die Finsterniß der Hölle „grausam und dick" ist, und daß die „Verdammten" dort

gar nichts sehen. Freilich erzählt er wieder an andern Stellen sehr ausführlich, was für entsetzliche Dinge die „Verdammten" sehen: aber das macht nichts; — bei frommen Büchern handelt sich's ja nicht um Menschenverstand.

Ungesund für die Augen mag das Local übrigens sein, denn:

„Der garstige Rauch beißt immer an ihren Augen, und der giftige Schwefeldampf macht sie ganz blind",

versichert Herr Schöpf. Warum sorgen aber auch diese „verdammten" Narren nicht für eine anständige Ventilation? An dem nöthigen Winde fehlt's doch in Herrn Schöpf's Hölle gewiß nicht.

Die beiläufige „Größe" des Rauches sollen wir aus Folgendem ermessen:

„Sie werden gequält werden mit Feuer und Schwefel, und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen in alle Ewigkeit, und sie werden keine Ruhe haben Tag und Nacht." (Offenbarg. Joh. 14, 11.)

Man sieht hieraus, daß nach der Idee dieses Gottesmannes auch die Qual bereits unter die Raucher gegangen ist.

Als „Beweis" führt uns Herr Schöpf eine Erzählung des „ehrwürdigen Beda" vor, die ich ihrer hinreißenden Komik wegen nicht übergehen darf:

„Ein Mann in England, mit Namen Trithelmus, lag in einer schweren Krankheit eine ganze Nacht wie todt. Und als er wieder zu sich kam, erzählte er unter Andern auch dies: „Ich wurde von einer glänzenden Person in eine fremde Landschaft geführt und wir kamen endlich in eine dunkle, schreckliche, schauerliche Finsterniß. Hier konnte ich nichts mehr sehen als den Schatten meines Führers."

Wohlgemerkt! in dieser totalen Finsterniß sah der Kerl noch einen Schatten!

„Als wir immer tiefer in diese Finsterniß kamen, siehe, da

bemerkte ich in Mitte dieser Finsterniß einen unermeßlich großen Abgrund voll des Rauches und des finstern Feuers, so schrecklich anzusehen, daß mir alle meine Haare zu Berge stunden."

Hier mehren sich die Wunder in greulichster Weise; dieser „eine ganze Nacht wie todt" gelegene Schwindler sieht in der Mitte der Finsterniß einen unermeßlichen Abgrund voll finsteren Feuers! Und dieser physikalisch-mathematisch bankerotte Mensch war „fromm", und wer von uns „selig" werden will, muß riskiren, ihm dereinst zu begegnen!

„Es stiegen aus diesem Abgrunde in dunklen Flammen brennende Funken herauf, welche gar bald mit großem Getöse wieder hinunterfielen. Neben diesen Funken fuhren auch unendlich viele stinkende Kugeln wie schwarze Wolken hinauf, was mir so schrecklich vorkam, daß ich alle Augenblicke fürchtete, sie würden mich mit ihnen in den feurigen Schlund hinunterziehen. Diese Funken und schwarzen Kugeln waren lauter verdammte Seelen, die durch die Gewalt des grimmigen Feuers wie irdische Feuerfunken in die Höhe getrieben wurden. O Gott, was habe ich gelitten! Wie hat mir diese dicke Finsterniß den Todesschweiß ausgetrieben! Als ich lang in dieser Angst dastand, und nicht mehr wußte, wo ich mich hinwenden sollte, siehe, da hörte ich über mir von Ferne ein großes Gelächter und unter diesem Gelächter auch zugleich ein jämmerliches Heulen und Weinen. Als dies ungeheuere Geschrei etwas näher zu mir kam, merkte ich, daß eine große Anzahl Teufel fünf arme Seelen unter sich hatten, und dieselben schrecklich peinigten."

Der Mann mußte offenbar kurz vorher zugesehen haben, wie eine große Anzahl frommer „Diener Gottes" im Namen der „heiligsten Inquisition" fünf arme Ketzer „unter sich hatten" und „schrecklich peinigten", was seinerzeit bekanntlich eine der beliebtesten kirchlichen Uebungen war.

„Endlich sah ich zu meinem allergrößten Herzenleid sehr viele böse Geister mit großem Grimm und Wüthen zu mir hinauffahren und sie wollten mich in diesen dunklen Abgrund hinabziehen. Dar-

über erschrack ich gar sehr, seufzte und weinte und flehte um Hilfe. Denn ich sah in dieser dicken Finsterniß nichts mehr als Teufel, Abgrund und düsteres Feuer, und wußte vor Schrecken nicht, wohin ich mich wenden sollte."

In's Narrenhaus, theurer Trithelmus! in die Abtheilung der Unheilbaren!

Schließlich ließ man den Kauz wieder laufen und trug ihm auf:

„allen Menschen diese schauerliche Finsterniß zu erklären."

Und das ist des Pudels Kern bei allen derartigen Schwindeleien.

Köstlich ist's auch, wie uns Herr Schöpf den „heil. Antonius den Einsiedler" vorführt, der von sich selbst geschrieben:

„daß ihm die leidigen Teufel in allerlei schrecklichen Gestalten erschienen und ihn oft auf unsägliche Weise geplagt und erschreckt haben. Bisweilen erschienen sie ihm in Gestalt wilder Löwen, Bären, Drachen und Hunden, bisweilen aber in Gestalt grausamer wilder Männer, Weiber und Unholden.

Bisweilen schlugen und mißhandelten sie ihn so grausam, daß er wie todt dalag, bisweilen aber jagten sie ihm durch allerlei Gespenstereien solche Angst und Schrecken ein, daß, wenn ihm Gott und sein Schutzengel nicht zu Hilfe gekommen wären, er des jähen Todes hätte sterben müssen."

Man kennt meinen Respect vor „Heiligen" genügend, um zu ermessen, wie sehr ich von der Wahrheit dieser schönen Geschichte überzeugt bin.

Warum aber der h. Antonius neben den Löwen, Bären, Drachen und Hunden nicht auch die „langen und kleinen Würmer" der h. Brigitte gesehen hat? — Nun, sie hatten sich vielleicht gerade ein bischen — verkrochen.

Sehr unheimlich klingt die Nutzanwendung, welche Herr Schöpf aus jener Geschichte des h. Antonius zieht:

„Haben sie dies einem so heiligen Manne, über den sie keine rechtmäßige Gewalt hatten, gethan, was werden sie mit den gottlosen Sündern, darüber sie völlige Gewalt haben, in der Hölle anfangen? Wie werden diese teuflischen Gespenster in schrecklicher Gestalt wilder Thiere über die armen Sünder so grimmig herfallen und sie grausam behandeln. Ach, was wird hier für ein Elend sein!"

Nun, Hochwürden-Verfasser, hier ist wieder so ein Moment, in welchem man „ein Einsehen" haben muß. Denken Sie sich einen zwar armen, aber vernünftigen Sünder, der diese „wilden Thiere" so lange leugnet, bis sie crepiren; — wie sollen sie ihn dann beißen?

Jedenfalls ist es curios, daß bis jetzt nur sehr fromme Leute von der „Hölle" und dem dortigen Geschwefel, Gewürme und Gebeiße zu erzählen wissen. Die „Sünder", zumal die „Ketzer", haben bis dato ebenso boshaft, als hartnäckig darüber geschwiegen. Sollte ihnen der „große Gestank und Rauch" die Stimme verschlagen haben?

Von einer gewissen socialen Bedeutung ist das 8. Capitel „Von der Gesellschaft in der Hölle."

Das Capitel fängt gut an:

„Viele verwegene Menschen, wenn man sie wegen ihrer Sünden straft und ihnen mit der Hölle droht, pflegen vermessentlich zu sagen: „Ich komme hin, wo ich wolle, so finde ich doch Gesellschaft;" als wenn diese Gesellschaft ihnen ein Trost und eine Linderung ihrer Pein sein sollte. Damit diese vermessenen Sünder erkennen, wie übel sie reden und wie unrecht sie sich dieser Gesellschaft erfreuen, so will ich ihnen in diesem Capitel erklären, wie jammervoll diese Gesellschaft sei und wie gewaltig ihre Peinen dadurch vermehrt werden."

Da dieses Capitel eigentlich nur Jene angeht, welche nach dem Tode noch „wohin kommen" wollen, so könnte ich's, was mich betrifft, ruhig überschlagen; aber weil sich

Herr Schöpf so viele Mühe damit gegeben, mag ich nicht rücksichtslos sein.

Nach Herrn Schöpf besteht die höllische „Gesellschaft“ aus „Teufeln und verdammten Menschen“ — also ähnlich wie bei uns.

„Was die Gesellschaft der Teufel anbelangt, so ist diese so schrecklich, daß sie billig unter die größten Peinen mag gerechnet werden. Wären keine Teufel in der Hölle, so wären sie tausendmal erträglicher als sie nun ist. Weil aber so viele Teufel in derselben sind, so ist solche Verwirrung, solcher Jammer, solches Elend und eine solche Tyrannei daselbst, daß Einem schon beim Gedanken an die Hölle das Herz im Leibe brechen müßte.“

Ich wollte diesen Absatz ursprünglich im politischen Theile der „Freiheit“ zu einer Schilderung römischer Zustände verwenden, aber bei näherer Betrachtung erschien er mir doch ein wenig zu — milde.

Was für eine Kunde ein solcher Teufel ist, mag man aus Folgendem entnehmen:

„Wenn er den Verdammten nichts Leides zufügen, sondern nur ewiglich bei ihnen wohnen würde, so wäre doch dieses Beisammensein allen armen Sündern eine solche Pein, daß sie vor Schrecken und Greuel alle Stunden eines neuen Todes sterben müßten.“

Einmal wäre genug, Herr Schöpf. Selbst den Höllenaufschneider ziert eine gewisse Mäßigung!

Weiter macht uns Herr Schöpf mit dem Souverän der Hölle bekannt, der gleich seinen Collegen auf Erden auch seinen „großen Titel“ führt.

„Unter allen leidigen Teufeln ist keiner schrecklicher als der Oberste der Teufel, der hoffärtige Lucifer, dessen Grausamkeit, Bosheit und Abscheulichkeit so groß ist, daß sich nicht allein die Verdammten, sondern auch die Teufel vor ihm fürchten. Wegen seiner Abscheulichkeit wird er genannt: ein Drache. Wegen seiner Grausamkeit: ein Löwe. Wegen seiner Bosheit: die alte Schlange.

Wegen seines Betruges: der Vater der Lüge. Wegen seines Hochmuthes: ein König der Hoffärtigen. Und wegen seiner großen Macht und Gewalt: der Fürst dieser Welt."

Nicht übel ist auch das Portrait dieses Herrn Lucifer, welches Hochwürden folgendermaßen aus der Bibel copiren:

„Wer wird aufdecken die Oberfläche seines Gewandes? und wer eingehen mitten in seinen Mund? Die Pforten seines Angesichtes, wer thut sie auf? Schrecklich stehen seine Zähne umher! Sein Leib ist wie gegossene Schilder, geschlossen mit Schuppen, dicht aufeinander. Eine schließt sich an die andere, und auch kein Lüftchen dringet durch sie. Sein Niesen ist strahlend Feuer, und seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröthe."

Der arme Teufel scheint einen besonders hitzigen Schnupfen zu haben. Zu welchem Behufe übrigens Jemand „mitten in seinen Mund eingehen" sollte, begreife ich nicht. Es müßte sich denn gerade einmal das „Volksblatt" zu diesem Experimente verstehen.

Daß aber der Kerl auch noch „Pforten" im Gesichte hat, erhöht seine Niederträchtigkeit auf das Peinlichste.

Ueber die Empfangsceremonien in der Hölle läßt Herr Schöpf einen gewissen biblischen Job Folgendes melden:

„Sie rissen auf wider mich ihre Mäuler und schlugen höhnend meine Wange, und sättigten sich mit meinen Peinen. Er faßte meinen Nacken, zerbrach mich, und stellte mich ihm selbst wie zum Ziele. Er umgab mich mit seinen Spießen, verwundete meine Lenden, schonte nicht, und goß zur Erde mein Eingeweide aus. Er schlug mir Wunde über Wunde und fiel mich an, wie ein Riese." (Job. 16, 10—14.)

Daß bei solcher Behandlung auch der Styl des Herrn Job ruinirt werden mußte, ist begreiflich.

Wie schlecht die Manieren der „Verdammten" in der Hölle werden, beweise folgende Versicherung des Herrn Schöpf:

„Selbst dein Vater und deine Mutter, dein eigenes Weib und deine Kinder, deine Brüder und Schwestern, deine Freunde und Verwandten werden deine abgesagten Feinde sein, und dir statt der Dankbarkeit alles Leid und Uebel zufügen.“

Schrecklich! in solcher Gesellschaft müßten sich ja am Ende noch die Redacteure von „Volksblatt“ und „Vaterland“ mit dem päpstlichen Nuntius rastlos prügeln!

Aber so rasch sind wir nicht fertig; die Verdammten machen sich das Leben auch noch in anderer Weise sauer:

„Und zwar erstlich, weil sie so gepreßt auf einander liegen und keiner sich vor den andern regen und bewegen kann, wie im folgenden Capitel weiter erklärt wird. Zweitens, weil sie so gewaltig stinken und einander mit ihrem unerträglichen Gestanke schier umbringen. Denn je mehr Verdammte in der Hölle sind, desto größer ist auch der Gestank, weil ein jeder Leib entsetzlich übel riecht. Drittens, weil sie so schauerlich heulen und mit ihrem Wehegeschrei die ganze Hölle erfüllen.“

Bis auf das Geheul paßt diese Beschreibung gerade so gut auf ein Faß voll Häringe, als auf die Hölle.

Freunden des Gesanges diene Folgendes zum Troste:

„Mit den armen Verdammten werden auch die leidigen Teufel heulen und ein solches unerhörtes Geschrei anfangen, daß die ganze Hölle davon erzittern wird.“

Wie erhaben man in der Hölle über irdische Schönheit ist, beweise folgender Ausspruch des heil. Anselm:

„Gleichwie kein Gestank mit dem Gestank der Verdammten zu vergleichen ist, so mag auch keine Häßlichkeit dieser Welt ihrer Häßlichkeit gleich gefunden werden.“

Herr Schöpf aber glaubt's dem h. Anselm zuvorthun zu müssen, und sagt ganz kaltblütig, als fürchte er sich gar nicht vor den betreffenden Schmerzen:

„Schändliche Brandmäler werden allen Verdammten auf ihre Stirnen, auf ihre Backen, auf ihre Rücken und auf alle jene Glieder, mit welchen sie gesündigt haben, von den Teufeln gebrannt

werden, damit alle Verdammten klärlich sehen werden, was für Schandthaten ein Jeder durch sein ganzes Leben begangen habe."

Als „Beweis" bot Herr Schöpf nichts als den Bibelspruch: „Ich will ewige Schmach und Schande über Euch häufen, die nimmer soll vergessen werden." (Jer. 23. 40). Wie er hieraus das Recht zieht, jedem Verdammten eine Stempelmarke aufzubrennen, das begreife der Papst. —

Wie der Appetit während des Essens, so wächst in diesem Buche der Blödsinn während des Blödelns, und es wäre sündhaft, wollte man nicht auch die noch folgenden Capitel „Von den verschiedenen Peinen in der Hölle" u. s. w. genießen.

Herr Schöpf befürchtet, daß die bisher im Allgemeinen geschilderten „Peinen der Hölle" Manchem „nicht so tief zu Herzen gehen möchten, als es wünschenswerth sei", und darum will er nun mit den „Augen des Geistes" die einzelnen „Peinen" näher betrachten, damit wir „dadurch zur heilsamen Furcht mehr bewegt" würden.

Da ist's einmal zunächst die Lage der „Verdammten", was auch dem abgehärtesten Turner Grausen einflößen muß; denn

„diese Millionen Leiber liegen hart aufeinander und ist nichts zwischen ihnen als lauter Feuer. Dies Feuer ist nicht an allen Orten gleich heiß, sondern ist in der Mitte des Abgrundes am heißesten.

Nun blicke hin auf diesen ungeheuren Haufen der Verdammten, die ohne alle Ordnung, wie in einem furchtbaren Knäuel der Verwirrung hier liegen. Keiner kann sich wenden oder regen. Alle drücken, alle pressen sich so gewaltig, daß sie bersten möchten. Einer verflucht und verwünscht den Andern, Einer martert und peinigt den Andern."

Was mag da allein an Crinolinen und Frisuren zu

Grunde gehen! Und wie gewaltig mögen dort die Cylinder angetrieben werden!

„Damit du recht erkennst, wie hart gepreßt diese elenden Sünder liegen, sollst du wissen, daß, gleich wie die Leiber der Heiligen nach dem jüngsten Tag ganz leicht sein werden, so werden hingegen die Leiber der Verdammten gewaltig schwer sein. Von dieser Schwere schreibt der heil. Bernard: „Der Leib eines Verdammten ist schwerer als ein großer Klumpen Blei." Desgleichen spricht der heil. Anselm: „Es ist eine solche Schwere in den Verdammten, daß sie weder einen Fuß, noch eine Hand, noch ein einziges Glied ihres Leibes bewegen können."

Bedenke, mein lieber Christ, wie dir zu Muthe wäre, wenn du in diesem Haufen lägest, und was für grausame Pein und Marter du in dieser gewaltigen Zerquetschung ausstehen müßtest! Ihr Unglücklichen, es kann euch weder ein Mensch, noch ein Engel, noch Gott selbst vermöge seines unwiderruflichen Urtheils aus dieser schauerlichen Lage helfen!"

Aber Herr Schöpf, wie reimt sich denn das mit Ihrem „allmächtigen", allbarmherzigen" Gotte? Dieser Gott sollte nicht einmal einen armen Verdammten aus seiner gedrückten Lage befreien können? Warum nicht gar! Ich versichere Ihnen, Hochwürden, der liebe Gott kann, wenn er will, die ganze „Hölle" abschaffen und sämmtliche „Verdammten" und „Teufel" sofort zu Engeln 1. Classe ernennen. Und er braucht dazu weder Sie noch irgend einen Ihrer oberfrommen Collegen. —

Unterdessen sind in Herrn Schöpf allerhand gastronomische Gelüste erwacht; er wirft einen letzten bedauernden Blick auf die Gequetschten und spricht:

„Weil wir ihnen nicht helfen können, so wollen wir uns zu einem andern Orte, zur Höllenküche, begeben. Daß in der Hölle eine große Gruft sei, die die höllische Küche genannt wird, dürfte nicht bezweifelt werden. Die göttliche Gerechtigkeit bezahlt jede Sünde

mit der ihr gebührenden Strafe. „Wie sehr sie sich herrlich gemacht und in Lüsten gelebt hat, so viel gebet ihr Qual und Leid. Und die Baumfrüchte, die Lust deiner Seele, sind von dir gewichen, und Alles, was fett und vortrefflich war, ist von dir verschwunden, und man wird es hinfort nicht mehr finden.“ (Offb. 18. 7. 14.) Weil sich die Menschen durch die Gaumenlust oft sehr versündigen, so muß auch in der Hölle eine Küche sein, wo diese Sünder besonders bestraft werden. Gott spricht durch den Mund des Psalmisten: „In's Feuer wirst du sie stürzen, Kohlen werden auf sie fallen, ihr Elend werden sie nicht aushalten“. (Ps. 139, 11.)

Auf seinem Wege durch diese merkwürdige Küche entdeckt Herr Schöpf ein Heizmaterial von wahrhaft erstaunlicher Güte:

„Gleichwie nun die göttlichen Werke alle menschlichen Werke unendlich übertreffen, so sind auch die Kohlen, die Gott im Grimme seines Angesichtes selber entzündet hat, unendlich heißer als die Kohlen, die wir anzünden.“

Wer begreift da nicht den schönen Sinn des Wortes „Köhlerglaube“?

Herr Schöpf heizt weiter:

„Nun beherzige o Christ, diese Pein, und bedenke, wie denjenigen zu Muthe sei, die in diesem Kohlenhaufen begraben liegen. Wer kann ohne Schrecken daran denken und sich eine solche grausame Pein lebhaft vorstellen? Und weil die Verdammten Jahr und Tag in dem Kohlenhaufen liegen und nicht verbrennen können, so müssen sie ja nothwendig so heiß und glühend werden, wie ein glühendes Eisen. Siehe, wie sie sich hin- und herwenden. Höre, wie sie schreien und heulen. Welch' ein Schmerz! Welch' eine Pein!“

„Höre, wie sie schreien und heulen“! das ist leicht gesagt; — man hört aber gar nichts. Oder hat Herr Schöpf schon einmal einen dieser weißglühenden Kerle heulen gehört?

In seiner frommen Lüsternheit guckt Herr Schöpf nun auch in die Töpfe:

„Nun einige Worte über die Geräthschaften in dieser Küche. Im 1. Capitel des Propheten Jeremias heißt es: Es erging das Wort des Herrn an mich und sprach: „Was siehest du?" Und ich sprach: „Ich sehe einen im Feuer stehenden Topf und er zeiget sich von Mitternacht her." Dieser im Feuer stehende Topf wallt auf, denn der Zorn Gottes, seine Strafe, mit der er die Sünder züchtigt, ist darin. Bedenke, was dies für eine unermeßliche Pein sein muß, wenn Einer mit Leib und Seele in einem solchen siedenden Topfe oder Kessel voll geschmolzenen Erzes über das Haupt eingetaucht sitzen muß, und von den gewaltig siedenden Wellen bald unter bald über sich getrieben wird. Ich wüßte schier nicht, ob noch eine größere Pein zu erdenken sei, als eben diese."

Aber, Herr Schöpf, die Hand auf's fromme Herz, — können Sie denn wirklich glauben, Ihr großer, allgütiger Gott treibe solche nichtsnutzige, culinarische Experimente mit seinen armen Geschöpflein? Könnten in diesem Falle die mißlungenen Geschöpfe nicht aus dem Kochtopfe hervor die heikliche Frage gen Himmel richten: „Warum hast Du uns nicht besser gemacht?"

Glauben Sie mir, Hochwürden, ein großer, ewiger Gott hat Gescheidteres zu thun, als jeden armen Teufel heiß abzusieden, der hienieden kein — Stockfisch sein wollte.

Ihre ganze Topfgeschichte gehört in den großen Topf der Fabelei, dem der gesunde Menschenverstand schon längst den Boden eingeschlagen hat. —

Mit dem Gesottenen begnügt sich Herr Schöpf nicht; er will auch Rostbraten haben:

„In dieser höllischen Küche liegen Etliche auf glühendem Rost und werden auf demselben viel schrecklicher als der heil. Laurentius gebraten.

Nun bedenke bei dir, was dies für eine Pein ist und was für grausame Marter ein Jeder hier leiden muß. Wenn du nur ein Viertelstündlein auf einem glühenden Rost über einem großen Kohlen-

haufen liegen müßtest, könntest du dies aushalten? Müßtest du nicht vor unsäglichen Schmerzen rasend und tobend werden? Nun vergleiche deine Pein mit der Pein eines Verdammten, so wirst du finden, daß dieser unvergleichlich mehr leiden muß. Du würdest kaum ein Viertelstündlein über dem Roste leben können. Würde ein Mensch dieses schauerliche Schauspiel sehen, so müßte er vor Mitleid krank und ohnmächtig werden."

Ah bah! Herr Schöpf, der Herr Peter von Arbuez und so viele andere römisch-katholische Inquisitoren sind niemals „krank und ohnmächtig" geworden, wenn sie ein paar Dutzend Ketzer auf dem Roste hatten; sie haben d'rauf los gekocht, gebacken und gebraten, als wollten sie den ganzen „Himmel" mit Fleischspeisen versehen, und sie selbst blieben dabei gesund und wurden — „heilig". —

Nun kommt des frommen Pudels Kern in dieser Küchengeschichte:

„Diese und dergleichen Peinen sind in der Höllenküche zu sehen: und auf diese und dergleichen Weise straft der gerechte Gott vornehmlich diejenigen Sünder, welche sich mit überflüssigem Essen und Trinken versündigt und an gebotenen Fasttagen verbotene Speisen gegessen haben. Deswegen beherziget dies, ihr Fresser und Säufer, und ihr, die ihr muthwilliger Weise an gebotenen Fasttagen Fleisch esset."

Ich liebe diese vertraulich-gemüthliche Weise, in der Herr Schöpf hier Diejenigen per „Fresser und Säufer" apostrophirt, welche sich auch an Fasttagen lieber nach Moleschott's „Lehre der Nahrungsmittel" richten, als nach dem Küchenzettel der großen Restauration „Zum Stuhle Petri."

„Nachdem wir in die höllische Küche einen Blick geworfen, so wollen wir uns auf den höllischen Richtplatz verfügen und sehen, was dort vorgeht."

Man sieht, Herr Schöpf meint es immer schlimmer

mit den armen Verdammten; — kaum in der Höllenküche abgespeist, müssen sie schon an den Galgen.

„Wie alle Fürsten Richtplätze haben, wo die Missethäter mit Galgen, Rad oder Schwert hingerichtet werden, so hat auch der Fürst der Hölle, Lucifer, in seinem Reiche gewisse Orte, wo er die Missethäter, welche besonders schwere Laster begangen, unter großer Pein hinrichten läßt. Daß solche Sünder auf den Galgen gehängt und zugleich von den höllischen Raben zerfressen werden, sagt uns die h. Brigitta in ihrer Offenbarung."

Wenn das richtig ist, so muß dieser „Lucifer" ein Individuum von fast weltlich-fürstlicher Gerechtigkeitsliebe sein, und ich begreife gar nicht, was unsere Oberkommen immer an ihm zu nergeln haben.

Was übrigens die „höllischen Raben" der h. Brigitta betrifft, so können das auch irdische Spatzen gewesen sein. Die fromme Dame hatte bekanntlich eine fabelhafte Phantasie.

„Betrachte, o Sünder, diese schrecklichen Qualen der Verdammten, wie sie von den höllischen Raben zerrissen und dabei noch auf das Aergste verspottet werden."

Das mag allerdings hart sein; und mir graut vor dem Gedanken, von einem solchen Raben gefressen und extra noch — ausgelacht zu werden. Ich mag überhaupt keinen Spottvogel leiden.

„Neben den Galgen stehen auch viele Räder auf diesem höllischen Richtplatz, auf welchen verschiedene Sünder in höchsten Schmerzen und Peinen liegen müssen."

Merkwürdig, daß diese dummen Teufel nicht einmal ein ganz besonderes Gerechtigkeitsinstrument erfinden konnten. Galgen, Rad, Schwert, Rost, Pechpfanne u. s. w. — das Alles haben sie ja doch nur unseren irdischen Fürsten und Priestern nachgemacht. Ich möchte sogar glauben, die ganze Hölle sei nur eine schwache Imitation irdischer Völkerbeglückung.

Doch jetzt kommt etwas Extrafeines:

„Auf diesem Richtplatz ist noch eine andere Pein, dergleichen auf Erden nicht ist und die man sich auch nicht vorstellen kann. Viele nämlich sind mit feurigen Eisennägeln an den Boden angeheftet und werden von den Teufeln mit feurigen Ruthen unbarmherzig zergeißelt. —

O Gott! wer hat dergleichen jemals gehört? Ach, wie streng ist deine Gerechtigeit, die so viele Menschen auf diese Weise straft!"

Was nützt uns, Herr Schöpf, solch' unfruchtbares Stoßgeseufze; wenn Sie überhaupt verrückt genug sind, Ihrem Gotte der „Liebe", „Milde", „Gütte", „Gnade" und „Barmherzigkeit" solche raffinirte Henkerspäße zuzutrauen?

Sagen Sie's kurz und ehrlich heraus: diese ganze Nagelei ist das Product eines vernagelten Gehirnes, und die Sache hat ein Ende. Foppen Sie unsere gläubigen Gemüther nicht, Herr Schöpf. —

Da diese Affen von Teufeln uns nun schon einmal Alles nachmachten, so haben sie, wie Herr Schöpf versichert, in der Hölle auch einen „Kirchhof mit Gräbern", wo sie mit uns armen Verdammten „Begräbniß" spielen.

Wer da von „sanfter Ruh' im kühlen Grabe" träumt, der irrt sich gewaltig, denn

„diese Gräber sind allesammt so voll Feuer, Hitze, Gestank, Wust und Würmer, daß kein solch stinkender, abscheulicher und schrecklicher Ort auf Erden gedacht werden kann.

Es sind auch alle Gräber mit einem glühenden Grabstein so dicht bedeckt, daß nicht das geringste Lüftlein hinein kommen kann. Darum müssen die armen, begrabenen Sünder in diesen ihren Gräbern alle Augenblicke ersticken und ohne Unterlaß mit dem Tode ringen; und doch können sie nicht sterben noch ersticken, sondern müssen immerdar sterbend leben und lebend sterben."

Jedenfalls eine höchst langweilige Unterhaltung, und Herr Schöpf fragt offenbar nur aus Bosheit:

„O lieber Christ, der du dies liest oder lesen hörst, bedenke, wenn du vielleicht einer von denen wärest, welche auf diesen Kirchhof begraben werden, wie würdest du deine Zeit in diesem Grabe zubringen?"

Mit der Lectüre des „Volksblattes", Herr Schöpf; — die Greuel des Höllengrabes werden dagegen reiner Spaß sein.

Zum erbaulichen Schlusse fällt Herr Schöpf in den — Brunnen:

„Am Schlusse dieser schauerlichen Reise wollen wir noch einen Blick hinwerfen auf jenen Ort, welche der allerschrecklichste zu sein scheint. Dieser ist der tiefe Brunnen im Abgrund der Hölle. Hier ist die größte Qual und Pein, hier wüthet die größte Feuergluth. Daß ein solcher Brunnen in der Hölle sei, deutet die hl. Schrift in mehreren Stellen an. „Du, o Gott, wirst sie stürzen in den Brunnen des Verderbens." (Ps. 54, 24). Ferner: „Nicht verschlinge mich die Tiefe, noch schließe über mir die Grube ihren Mund". (Ps. 68, 16.) Noch klarer spricht die Offenbarung des heil. Johannes: „Und es ward ihm (dem Satan) der Schlüssel zum Brunnen (Schlund) des Abgrundes gegeben. Und er öffnete den Brunnen des Abgrundes, und es stieg Rauch auf aus dem Brunnen, wie der Rauch eines großen Ofens. (9, 2.)"

Das heiße ich „beweisen", und mir graut, wenn ich erwäge, was eine gelehrte Oberfrömmigkeit in ähnlicher Weise schon aus der geduldigen Bibel „bewiesen" hat und vielleicht noch „beweisen" wird.

„In diesem Brunnen oder Schlunde liegt Lucifer gefangen und mit einer Kette angebunden. Der heil. Seher Johannes sagt wieder: „Ich sah einen Engel niederfahren vom Himmel, der hatte den Schlüssel des Abgrundes und eine große Kette in seiner Hand. Und er faßte den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan und fesselte ihn und warf ihn in den Abgrund und verschloß und versiegelte über ihm, daß er nicht mehr verführe die Völker. (Offb. 20, 1—3.)"

Aber, Herr Schöpf, hiermit wäre ja alles in schönster

Ordnung; — der Teufel sitzt gefangen und versiegelt im Brunnen, kann uns nicht mehr verführen, — kurz, ist — wenn man ihn nicht etwa unvorsichtiger Weise laufen läßt — vollständig fertig. Zu was denn da all' das furchtbare Kampfgeschrei in Hirtenbriefen und Kanzelreden? Zu was das wehmüthige Gemunkel in „Volksblättern" und „Vaterländern"?

Wer wird sich denn noch vor einem „versiegelten" Kerle fürchten? —

Jetzt will ich endlich einmal den trefflichen Glaubens-Schriftsteller Schöpf laufen lassen, — denn selbst der Höllenblödsinn kann ermüden.

Norddeutsche Mucker.

(Nr. 2. — 1869.)

Die norddeutschen Mucker unterscheiden sich von den süddeutschen Römlingen nur durch den Schnitt der Himmelsmontur und sonstige gleichgiltige Sächelchen; der Kern ist beiderseits derselbe — beiderseits irdische Herrsch- und Gewinnsucht unter der Firma „Himmel", fanatischer Haß, feige Spionage und Denunciation gegen den gesunden Menschenverstand. Beide Himmelsbrüdersorten möchten die Vernunft am liebsten polizeilich verbieten lassen.

Da hielt in Sorau (Preuß.-Schlesien) der freireligiöse Prediger Elßner einen Vortrag, in welchem er unter Hinweis auf die Bibel die Jungfräulichkeit Mariä leugnete.

In der That berichtet die Bibel trocken und deutlich, daß Maria mehrere Kinder geboren habe.

Dergleichen gilt aber nicht bei dem regelrechten Mucker, der aus der Bibel nur Das bewiesen haben will, was in seinen Kram paßt, und so wurde denn Herr Elßner sofort wegen „Beleidigung der Jungfrau Maria“ dem Gerichte denuncirt, und haben bereits mehrere Zeugenvernehmungen stattgefunden.

Es ist wirklich ein Glück, daß verschiedene längst verstorbene Menschen nicht wissen können, welche Dummheiten noch heutzutage um ihretwillen begangen werden; — sie müßten sich sonst im Grabe umdrehen!

Aus dem Tagebuche

Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Meßners Dr. Himmelgrübel.

(Nr. 2. — 1869.)

1. Jänner: O Herr, wie bist Du weise! Du schufst den Neujahrstag, weil Du wußtest, daß wir Menschen einen solchen zum Gratuliren brauchen würden; und Du gabst uns den edlen Sinn für Beglückwünschung unseres Nächsten, weil Du wußtest, daß der Drang nach Trinkgeldern in unserem Organismus begründet ist; denn das heiße Sehnen nach dem Himmel und die Angst vor der heißen Hölle machen — Durst.

2. Jänner: So wandelte ich denn gestern in gläubigem Hoffen und Vertrauen umher und flehte des Himmels Segen pro 1869 herab auf die Häupter meiner Nebenmenschen. Auch das Neujahrgratuliren ist ja eine Art Gebet und mir das — geläufigste. Natürlich ging ich nicht blos

zu den Warmen, sondern auch zu den Lauen und Kalten; ein guter Christ säet sein Körnlein wo er kann, und erntet — was er erwischt. — — Himmelssegen, bis zum Abende: 15 fl. in „Einsern“ und 18 fl. in „Zehnerln“.

3. Jänner: Zu allerletzt ging ich auch zur „Freiheit“.

Der Redacteur spie gerade zum Zeitvertreibe Feuer und Schwefel in die Luft und hatte seinen Pferdefuß quer über den Tisch gelegt. Aber das schreckte mich nicht; ich hatte meinen Rosenkranz in der Hosentasche.

„Guten Höllenabend“, wieherte der Redacteur wie tausend Greuter, „gute Verdammniß, Himmelgrübel, was ist's denn mit dem „Kleinen Himmelsmoniteur“? Sie sind ein fauler Mitarbeiter! Auf Großmutter und Schwefelpech!“

„Verruchter Satan“, entgegnete ich furchtlos, denn ich hatte ja den Rosenkranz in der Tasche, „Höllensohn, ich wünsch' ein glückselig's, neues....“

„Ah so“, lachte er höllisch, griff in die Tasche und schenkte mir eine Handvoll armer Seelen, als seien's Neukreuzer. Und als ich mich genirte, gab er mir noch eine Prachtausgabe unserer heiligen „Sechszehner-Adresse“ in Eselsleder mit Goldschnitt und extra 50 kr. Oe. W. „Himmelgrübel“, sagte er und lächelte so gräßlich, daß ich mehrere Engel in der Höh' schluchzen hörte, „Himmelgrübel, jetzt hole Sie der T..... — Adieu!“ Ich flog hinaus wie eine Bombe, und als ich an die Luft kam, war mir, als sei ich in einem Gasometer gesessen.

Noch am unteren Ende der Annenstraße hörte ich's in der Redaction der „Freiheit“ heulen, zähneklappern und mit Ketten rasseln. „Alle guten Geister...“ murmelte

ich, und da der Branntweinschank gleich in der Nähe war . . . . . .

(Leider bricht hier das Tagebuch des frommen Mannes plötzlich ab.)

Kleiner Himmels-Moniteur.

Ein gutgesinntes Blatt.

Redigirt von

Sr. Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Meßner Dr. Himmelgrübel.

(Nr. 3. — 1869.)

Frommes Rundgeblinzel.

Heilige Stadt Rom: Noch ist Hoffnung, daß man die Rebellen Ajani und Luzzi köpfen und hiedurch auf gleiches Niveau mit uns Frommen bringen werde. — Gestern wurden die Gallawagen Sr. Heiligkeit frisch vergoldet und mit Atlas ausgeschlagen; fromme Damen haben für die Sitzpolster Stickereien gewidmet, welche den Fischer Petrus darstellen, wie er halbnackt im Jordan herumwatet. —

Die aus Frankreich angekommenen neuen Kanonen sind von canonischer Ueberzeugungskraft; ein rührend-gläubiger Zug spielt um ihre Mündungen, und ihre Zündlöcher blicken vertrauensvoll zum Himmel. Erhaben scherzend setzten sich Se. Heiligkeit auf einen Protzkasten und sprachen: „Hier sitze ich wie in Abrahams Schoße.“ Alles ringsumher sank in die Kniee, und kein Auge blieb trocken. —

Aus dem heiligen Land Tirol.

Ein Bezirkshauptmann erkühnte sich, einen Gesalbten des Herrn beim Statthalter zu verklagen, weil der edle Diener Gottes über die weltlich-sündige Obrigkeit geschimpft hatte. Aber Se. Excellenz der Herr Statthalter waren kein Pilatus, der sich die Hände wusch, als man Christum verklagte; Se. Excellenz wuschen sich gar nichts und scheerten sich nicht um des Bezirkshauptmannes vermessene Beschwerde. So gaben Se. Excellenz ein leuchtendes Beispiel, wie man zu gleicher Zeit Staats- und — Kirchendiener sein könne. — Aber die Obrigkeit gehet brüllend umher, und suchet, wenn sie verschlinge, und sie verschlang Herrn Oberkofler, Redacteur des heiligen „Tiroler Volksblattes". Dieser herrliche Glaubensstreiter ward schnöderdings eingesperrt, weil er in seinem Blatte Gott mehr gehorchte, als dem Preßgesetze. Aber hier entfaltete der erhabene Papst Pius IX. wieder einmal die ganze Herrlichkeit seiner göttlichen Mission. Es wäre ihm ein Spaß gewesen, durch ein einziges Wunder ganz Oesterreich mit Ausnahme des Herrn Oberkofler in Schwefel und Pech zu verwandeln; aber er ließ Gnade walten und schrieb nur dem Märtyrer Oberkofler einen Brief voll edler Schmähungen gegen das österreichische Gesetz. Hörst Du, Freimaurer-Rotte, dieser milde Greis Pius vernichtete Oesterreich nicht — er schimpfirte es nur ein bischen! Und Du zögerst? Du sinkst nicht anbetend in's Kniee? Du ziehst keinen Peterspfennig aus Deiner Hosentasche? ... We ... he!

Dr. Himmelgrübel.

Aus dem conservativen Vereine.

††† Zur gestrigen Generalversammlung sind sämmtliche Mitglieder erschienen. Der Präsident, Professor M., begrüßte alle Sechse mit einem „Halleluja!" und sprach: „Glaubensbrüder! Es gibt einen Standpunkt des Glaubens und einen Standpunkt des Wissens. Der erstere ist die Wahrheit, der letzere — heißt nichts, und ich will Ihnen das beweisen. Weiß etwas Einer von Ihnen was er hier will? (Dumpfes Schweigen.) Nein, alle Sieben wissen wir nicht, was wir wollen; aber wir glauben, daß wir etwas wollen! (Großer Beifall.) Wissen wir etwas von Dem, was wir glauben? (Todtenstille.) Nein, wir glauben vielmehr Alles, was wir nicht wissen. (Beifallsjubel.) Wissen Sie vielleicht, was ich Ihnen jetzt noch sagen will? (Stille Andacht.) Sehen Sie, Sie wissen es nicht, und **glauben** Sie mir — ich weiß es auch nicht. Amen!" (Donnernder Applaus; alle Sechse lösen sich auf und kommen gläubig heim, ohne zu wissen — wie.)

Vermischtes.

(Glaubensmuth.) Nachträglich erfahren wir folgenden edlen Zug des Pfarrers von Maria-W. in Kärnten. Bei der vorjährigen „Fleischweihe", einem der schönsten religiösen Gebräuche, weigerten sich die verblendeten Pfarrkinder, den Segen des frommen Mannes zu honoriren. Dieser aber focht, unterstützt durch seine treue Köchin, heldenmüthig für Glauben und Recht, stürmte einen Fleischkorb nach dem anderen, nahm hier eine Wurst, dort eine Speckseite gefangen und zog damit siegreich ein in die Speisekammer des Pfarrhofes. Die tapfere Jungfrau aber rief den Besiegten zu: „Wir, die Religion, lassen uns nicht foppen . . . Keine Wurst, keine Weihe!"

(Wieliczka.) Der Untergang dieses herrlichen Salzwerkes ist dem Gläubigen eine leichtbegreifliche Erscheinung. Der Gottesleugner mag darin ein Naturereigniß erkennen, wir aber sehen den Finger Gottes. Der machte Anfangs ein kleines Loch, so daß nur wenig Wasser eindringen konnte, und eine leichte Buße (Aufhebung der neuen Gesetze, Aufhängung einiger liberalen Redacteure u. dgl.) hätte

genügt, um das Loch allsogleich zu verstopfen. Aber die Verblendeten glaubten sich selbst helfen zu können; sie gruben und mauerten voll schnöder Weltlichkeit, und so mußte denn die Strafe höher und höher steigen. Doch wäre noch immer Rettung gewesen, wenn man sich statt an irdische Maschinenfabriken an die Gnade des heiligen Vaters gewendet hätte. Dem Statthalter Christi wäre es ja ein Spaß gewesen, mit einem einzigen kleinen Wunder (etwa auf telegraphischem Wege) das ganze Salzwerk trocken zu legen, wie seine eigene Staatscasse.

(**Ein Wunder.**) Was sagen unsere „Liberalen" zu folgendem Falle: In einem neapolitanischen Dorfe lebte ein überaus frommer Mann in großer Armuth. Eines Abends lag er voll gläubiger Beschaulichkeit in einem Busche hart an der Landstraße, und da vernahm er plötzlich eine höhere Stimme, welche laut vernehmlich sprach: „Paolo, Dein Glaube soll belohnt werden; erhebe Dich und sieh auf der Landstraße nach, Du wirst dort einen Beutel voll Ducaten finden; der gehört Dir."

Paolo ließ sich das nicht zweimal sagen; er suchte eifrig und fand den Beutel — im Sacke eines Juden, der ihn offenbar jener höheren Stimme — gestohlen hatte.

Wer sieht da nicht den Finger Gottes?

Localnachrichten.

Gestern Nachts 12 Uhr kam ein frommer Rechtsgelehrter aus einem Bierhause, wo er in wehmüthiger Betrachtung über die Sündlichkeit der Welt im Allgemeinen und der Brauer im Speciellen den ganzen Abend gesessen. Auf der Straße merkte er, daß er nicht allein sei; es ging ein Herr an seiner Seite, der klapperte mit dem einen Fuße, wie ein schlechtbeschlagenes Pferd und nieste brennendes Petroleum. Jedes wohlerzogene Kind wird einsehen, daß jener Herr der Teufel war. Der fromme Gelehrte hatte die gößte Noth, dem schrecklichen Begleiter durch rasche Schwenkungen von einer Seite der Straße zur andern zu entrinnen, und litt dabei so sehr vom höllischen Dampfe, daß er noch heute betäubt zu Bette liegt. — Das kennzeichnet so recht die „liberale" Aera: — harmlose Priester sperrt man ein und den Teufel läßt man frei auf der Straße laufen!

Gestern kamen abermals zwei alte Weiber und drei kleine Bübchen in die Redaction des „Volksblattes“ und erklärten auf das Bestimmteste, für den heil. Vater sterben zu wollen — die einen als Zuaven, die andern an Altersschwäche.

Die „liberalen“ Blätter verschweigen natürlich solch' rührende Züge von Glaubenstreue.

Se. Gnaden der hochw. Herr Fürstbischof (Freund des gezeichneten Redacteurs), hatten gestern einmal wieder einen jener herrlichen Einfälle, welche den glänzenden Geist dieses Kirchenfürsten kennzeichnen.

Die hochw. Köchin hatte eine Suppe à la Antonelli aufgetragen, aber — den Löffel vergessen! Statt nun die Köchin einfach zu excommuniciren, begnügte sich Se. Gnaden mildlächelnd zu sagen: „Aber, Liserl, wo ist denn das Löfferl?“

Kein Apostel hätte erhabener handeln können — vorausgesetzt, daß man damals schon Löffel hatte.

Der hochw. Pater Capuciner X. kaufte sich gestern auf öffentlichem Markte einen neuen Bauchstrick. Eine zahlreiche Volksmenge wohnte den ergreifendem Acte in andächtiger Rührung bei.

Auf allseitigen Wunsch der Grazer Bevölkerung soll an sechszehn Straßenecken je eine überlebensgroße Statue eines Mitverfassers der berühmten „Sechszehner-Adresse“ errichtet werden. Die herrlichen Glaubensgestalten werden in dem Momente dargestellt, in welchem sie die Adresse mit der Papierscheere aus dem Katechismus schnitten und zu ihren Füßen liegt die Göttin der Vernunft in Gestalt eines todten Wurmes. Auf der Rückseite stehen die Namen sämmtlicher Säuglinge und sonstigen Familienväter, welche die glorreiche Adresse unterschrieben haben.

Fromme Literatur und Kunst.

„Das Pferd in seiner Beziehung zur Rednerbühne", zoologische Glaubensstudie von P. Greuter. —

„Der Teufel". Nach der Natur gezeichnet und colorirt von Dr. Z. Werger.

Frommer Schwindel.

(Nr. 5. — 1869.)

In Belgien hat die Frömmigkeit des Bischofs von Namur und eines gewissen Pater Seraphin einer Person, Namens Louise Lateau, viel Blut gekostet. Man brachte dieser Dame — ich weiß nicht, ob mit einem Feder- oder Brodmesser — die bekannten „fünf Wunden Christi" bei und ließ sie zum gläubigen Staunen aller Dummköpfe ganz gemüthlich bluten, um so die Leiden Christi zu veranschaulichen. Natürlich ist die Person dabei „verzückt" und sieht directe in den Himmel hinein, wie in einen Guckkasten.

Fromme Leute nennen das Alles ein „Wunder" und erheben die blutige Person unter die Heiligen im Himmel. Ich möchte aber zur Vervollständigung dieses Leidensschwindels wünschen, daß man an dem Reverse des Bischofs von Namur nun auch die Geißelung Christi praktisch veranschauliche. Der Pater Seraphin könnte dabei als „Schächer" mithalten.

IX

An Pius XI., römischen Bischof.

(Nr. 8. — 1869.)

In dem Augenblicke, in welchem zwei Verurtheilte in Deinen Kerkern liegen und nicht wissen, ob sie den nächsten Tag erleben werden — in dem Augenblicke, in welchem Dein durch Pfaffenwirthschaft moralisch und materiell ruinirtes Volk von fremden Bajonnetten im Zaume gehalten werden muß — in dem Augenblicke endlich, in welchem Dein fanatischer Eifer gegen die freiheitliche Entwickelung eines fremden Reiches, das Dich nichts angeht, Deinem eigenen Ansehen die schwersten Schläge versetzt hat — in diesem Augenblicke bereitest Du ein Concil vor, welches nach der Aussage Deiner Diener neuerdings die „Macht und Herrlichkeit" der Kirche bezeugen soll. Du willst wohl damit einen letzten Verzweiflungsstreich wider die so sehr gehaßte Aufklärung, wider die so sehr gefürchtete freiheitliche Entwickelung der Menschheit führen; Du willst wohl die Welt abermals mit einem neuen Dogma überraschen, während der Geist unserer Zeit vernichtend über die alten hinwegschreitet, während von der Sanduhr des Papstthumes schon die letzten Körnlein ablaufen? Du suchst die Ursache Deines fortschreitenden Ruines in der „Schlechtigkeit der Welt" und richtest das längst unschädlich gewordene Feuerwerk Deines Zornes gegen die „Revolution". Hast Du, Papst Pius, denn schon vergessen, daß Du vor zwanzig Jahren mit derselben „Revolution" marschirtest, deren Anhänger Du jetzt millionenweise verdammst und paarweise köpfest? Ließest Du 1848 nicht Deine gelbweißen Fahnen dem „jungen Italien" vorantragen, als es gegen das alte Oesterreich zu

Felde zog, und sind damals Deine „Crociati" für die „heilige Sache" der Revolution nicht eben so eifrig — davongelaufen, als 1860 und 1867 Deine „Papalini" für das „heilige Patrimonium Petri"?

Freilich standest Du nur mit loyolitischem Vorbehalte zur Sache der Revolution, und als das alte Oesterreich siegte, ließest Du das zuvor gesegnete „junge Italien" im Stiche und riefst die Oesterreicher in Dein Land.

Hat Jesus Christus, dessen „Stathalter" Du Dich nennst, jemals solche politische Händel getrieben? Und wo bleibt da die „Unfehlbarkeit", deren Ihr Päpste Euch zu rühmen pflegt?

Als Frankreich es 1860 geschehen ließ, daß man Dir einige Provinzen vom „Patrimonium" wegnahm, — wie ward da der Name Napoleon von Deinen Dienern verdammt und geläster? Und er würde wohl noch jetzt verdammt werden, wäre mittlerweile nicht der alte Trabant Oesterreich von Dir zurückgetreten und brauchtest Du den gehaßten französischen Emporkömmling nicht zur Erhaltung des letzten Restes Deiner weltlichen Macht.

Der Tag von Mentana, ein kurzes, blutiges Gemetzel, hat hingereicht, den eidbrüchigen Expräsidenten der weiland französischen Republik zum „Beschützer der Kirche" zu stempeln und sammt Weib, Kind und Gevatterschaft Deines — Segens zu versichern!

Bedurfte Jesus Christus, dessen „Statthalter" Du sein willst, der unmoralischen Gewaltmittel eines unmoralischen Herrschers, um seine Lehre zu schützen? Brach sich nicht vielmehr die Lehre der Menschenliebe und der

Freiheit um so unwiderstehlicher Bahn durch alle Reiche, je gewaltiger die weltliche Macht dagegen ankämpfte?

Dafür hatte aber auch Jesus Christus keinen weltlichen Thron, keine weltlichen Schätze und Machtansprüche zu vertheidigen; dafür war Jesus Christus nur ein siegreicher Eroberer in der Welt des Geistes, — und wären die Bischöfe und Päpste und wärest Du, Papst Pius, dem großen Meister auf diesem Wege nachgefolgt, wäret Ihr als Vorkämpfer der Humanität und Geistesfreiheit an der Spitze der Menschheit gestanden, — Ihr hättet der Menschheit die blutigsten, schrecklichsten Blätter ihrer Geschichte erspart und brauchtet weder einst noch jetzt, noch fernerhin den „Neuerern" zu fluchen und um Eueren alten Kram zu zittern. Doch Deine Vorgänger haben es schon frühzeitig anders gewollt, und Du, Papst Pius, bist ein getreuer Nachfolger dieser Vorgänger. Darum sind Deine Sorgen in diesen Tagen groß; Du mußt für Tausende von gold- und silberstrotzenden Kirchen bangen, Du brauchst um der „Würde Deiner Stellung" willen in goldstrotzenden Palästen Hunderte von Menschen zu Deiner Bedienung, in befestigten Casernen Tausende von Soldaten zu Deinem Schutze — Du brauchst endlich Millionen und Millionen, um das Alles zu bezahlen.

Das Alles brauchst Du, der „Statthalter" im Reiche des armen Nazareners, der oft nicht wußte, wo er sein Haupt zur Ruhe niederlegen sollte, während seine hohen, edlen Gedanken schon ihren Siegeszug in alle Welt begannen! Wie gewaltig sind doch Eure „Reiche" — auseinandergerathen!

Willst Du, Papst Pius, Deinen Frieden mit der in

ihrem Streben und Wissen so oft von Dir verletzten Menschheit machen, so suche bis zum nächsten Concile in all' dem Wuste von Himmels- und Höllenzeug, von Aberglauben, Egoismus und Fanatismus nach der Spur des Menschen Jesus Christus, stelle dieses reine, herrliche Menschenbild ungeschmückt, unverfälscht vor uns hin und nenne Dich seinen „Statthalter"; — dann wollen wir „Ketzer", denen ja doch die ganze Zukunft gehört, freudig mit Dir gehen.

Ueberlege Dir die Sache, Papst Pius IX.!

Ein frommer Flegel.

(Nr. 8. — 1869.)

In der französischen Kirchengemeinde zu Berlin ist dieser Tage ein Scandal passirt, welcher wieder einmal beweist, wie abgeschmackt es für vernünftige Leute ist, der Priesterschaft irgend welche Gewalt in bürgerlichen Dingen einzuräumen.

Ein Paar wollte getraut werden. Der Pfaffe (ein Dr. Fournier) ließ eine volle Stunde auf sich warten und erklärte hierauf, daß er die Trauung nur dann vornehmen werde, wenn die Braut den Kranz ablege. Er habe nämlich von anonymer Seite erfahren, daß die Braut — schwanger sei.

Mag dem nun gewesen sein, wie ihm wolle, immerhin wird man die Intoleranz des geistlichen Menschen verurtheilen müssen. Aber es kam noch ärger. Um zu Ende zu kommen, entschloß sich die Braut, den Kranz abzulegen,

und das Paar trat vor den Zeloten hin. Der musterte es minutenlange mit giftigem Blicke, gröhlte dann: „Meine Tochter, was hast Du gethan!“ und versetzte der erschrockenen Braut eine nackte — Ohrfeige.

Nun, ich mag hier keine müssigen Berechnungen über den Stärke- und Schnelligkeitsgrad der Ohrfeige anstellen, welche ich an Stelle des Bräutigam's diesem frechen Salblinge applicirt hätte; — ich bedauere nur die fabelhafte Gutmüthigkeit, mit welcher sich das so insultirte Paar schließlich doch noch von demselben Bengel trauen ließ. Einzig und allein in solcher blöder Gewohnheitsduselei der Laien liegt die Macht des Zelotenthumes; — so lange die Brautpaare nicht einsehen, daß in der gegenseitigen Liebe und Achtung der beste „Segen“, die sicherste Bürgschaft für eine glückliche Ehe liegt, so lange wird es nicht an Narren fehlen, welche sich für ihr gutes Geld mit heiligen Grobheiten und Ohrfeigen in den Hafen der Ehe bugsiren lassen.

Nehme man sich doch in solchen Dingen das oberfromme Gefabel von „Concubinat“, „Fluch“ und „Verdammniß“ nicht so sehr zu Herzen; es steckt wahrhaftig nichts dahinter, als die Passion für Sporteln; und in der Civilehe lebt sich's für ehrliche, anständige Leute gerade so gut und achtbar, als in der „gesegneten“.

Religion.

(Nr. 10. — 1869.)

Bis zu welchem Grade von Unsinn wir bei anhaltender „Frömmigkeit“ gelangen können, beweise Folgendes: Einem

hiesigen Bürger, dessen Gattin soeben gestorben war, wurde von Seite der neuen, nach Muster der Wiener „Entreprise des pompes funebres“ eingerichteten „Leichen-Aufbahrungs- und Beerdigungs-Anstalt“ ein Beerdigungsoffert zugestellt. Darauf entgegnete der Mann im Eifer seines „katholischen Bewußtseins“, wie das „Volksblatt“ das Ding nennt: „Nein, nein! wir bleiben schon bei der alten — Religion.“ —

Cultusminister, hörst Du? Sechs mehr oder minder bekneipte Trompeter, zwölf dicke oder dünne Wachskerzen, einen Sarg, einen Geistlichen, ein paar Chorbuben, zwei bis drei Vorplärrer und schließlich eine heidenmäßige „Leichenkosten-Rechnung“ — dieses anmuthige Gemische nennt man in einer Landeshauptstadt bei hellem Tage eine — „Religion“!

Ist es da zu verwundern, wenn viele Leute das Anbeten eines miserabel gemachten Bildes, eines alten Knochens, Hölzchens oder Läppchens, das Anhören einer ebenso blöden als frechen Hetzerei gegen vernünftige Gesetze, das Einzahlen von „Peterspfennigen“, das Unterkreuzen von komischen Adressen, das Umhermarschiren mit wehenden Fahnen, weißgekleideten Mädchen und verstimmten Gurgeln ebenfalls für „Religion“ halten?

Ich glaube, so ein rechter „katholischer Christ“ würde keine neue Hose geschenkt nehmen, die von einem „liberalen“ Schneider gemacht ist: er würde stolz auf seine alte, zerrissene schlagen und sagen: „Nein, ich bleibe in der alten — Religion!“

Fromme Blamage.

(Nr. 10—12. — 1869.)

In Linz machte ein rechtlich „verflossenes" Ding, welches sich „bischöfliches Ehegericht" titulirt, folgenden schlechten Witz:

„Vom bischöflichen Ehegericht in Linz. Vorladung. Sie werden hiemit angewiesen, behufs einer gerichtlichen Einvernehmung als Zeuge am Samstag den 30. Jänner 1869, um 9 Uhr Vormittags, bei dem bischöflichen Ehegerichte, Bischofhof 2. Stock, persönlich zu erscheinen und diese Vorladung vorzuweisen.

Linz, am 27. Jänner 1869.

F. Högeneder, Secretär."

Ich sehe nun nicht ein, warum nicht irgend ein Ehemann ebenso gut folgende Vorladung an das „bischöfliche Ehegericht" erlassen könnte:

„Vom häuslichen Herde. Sie werden hiemit angewiesen, behufs Ersparniß an Papier, Tinte und — Lächerlichkeit keine solchen Wische mehr zu verfassen, und andere Leute in Eheangelegenheiten so lange ungeschoren zu lassen, bis Sie selbst einmal aus Erfahrung etwas von der Ehe verstehen.

Graz, am 6. Februar 1869.

Pimpelmaier, Ehemann."

———

Auch Du, mein Sohn Zwerger? Auch Du betreibst Dein bischöfliches Ehegeschäft ungenirt fort, da doch klar und deutlich geschrieben steht: dergleichen gehe Euch Gesalbte nichts mehr an!

„Das fürstbischöflich seckauische Officialat als Ehegericht hat eine Ehescheidung vollzogen", so liest die Welt mit Staunen und fragt sich: „Was mag das doch für eine merkwürdige Spaßmachertruppe sein, die da „Ehegerichteln" spielt? Sind's Japanesen oder sonstige Wilde, die von österreichischen Gesetzen nichts wissen? Oder sollten's am Ende doch dicke, steirische Römer sein, die in ihrer himmlischen Verbissenheit von österreichischen Gesetzen nichts wissen wollen?"

Mit letzterem hat's die Welt annäherungsweise getroffen; es sind steirische Kapaune, die allen Ernstes darüber disputiren und judiciren, ob die Hühner fernerhin noch Nester bauen und Eier legen dürfen. — Was läßt sich gegen solche Himmelsspässe Anderes thun, als beantragen: die „höheren Priesterweihen" und dergleichen kirchliche Specialitäten möchten doch fernerhin durch Magistrats- oder Bezirksbeamte gespendet werden. Der Herr Bischof, der sich vom Staate so ungenirt etwas „Ehegerichtsbarkeit" pumpt, wird der weltlichen Behörde gewiß recht gerne ein bischen „geistliche Gewalt" vorschießen. Die Rolle des Bischofs würde dadurch sicherlich um kein Haar — heiterer, als es die des Cultusministers schon jetzt ist.

Auch ein Geschäft!

(Nr. 11—12. — 1869.)

Aus mehreren (zumal aus slovenischen) Orten Steiermark's wird mir über einen Handel berichtet, zu dessen Abschluß viel Dummheit einer- und noch mehr Unverschämt-

heit andererseits nöthig ist. Es ist dies ein systematischer Schacher mit „Weihwasser" zu Gunsten der resp. hochw. Pfarrersköchinnen.

So wurde unter Anderm am sogenannten „heiligen Dreikönigstage" d. J. Nachmittags im Pfarrhofe zu K., einem slovenischen Dorfe, ein großes „Schaff" aufgepflanzt — ganz voll von sogenanntem „heil. Dreikönigswasser", welches „doppelt geweiht" und ganz besonders „kräftig" sein soll, wie Pfarrersköchinnen und sonstige Interessenten behaupten.

Um jenes „Schaff" standen dichtgedrängt die gläubigen Weiber und Kinder der Pfarre, und die hochw. Himmelsköchin schänkte das wunderbare Gewässer maßweise aus, und ließ sich dafür 5—10 kr. Oest. Währ. baar einhändigen — diese biedere Kellnerin der „Religion". Und der oberfromme Mann, der durch seine Kunst aus gemeinem Brunnenwasser ein so wunderkräftiges Mittel geschaffen, meinte biederschmunzelnd: es sei nur billig, daß die Köchin für ihre Mühe eine Vergütung erhalte.

Dieser frommen Meinung bin ich gar nicht. Wenn ich mir heute die Mühe mache, einen Centner Spatzenfedern auf den Markt zu schleppen und den Leuten als ein probates Mittel gegen Feuersgefahr, Hühneraugen und Satansränke anzuempfehlen, so weiß ich nicht, welche „Vergütung" ich für diese fromme Mühe beanspruchen könnte, als höchstens eine Tracht — freisinniger Prügel.

Der Geldbeutel des Papstes.

(Nr. 14. — 1869.)

Der Geldbeutel des Papstes ist bekanntlich immer leer, und es ist wirklich eine recht drollige Geschichte, daß Derjenige, welcher sich so stolz den „Statthalter Christi“, also den Stellvertreter „Gottes“ auf Erden nennt, bei den armen Menschlein um baare Groschen betteln lassen muß!

Ist der Papst wirklich an „Gottes“ Statt auf Erden, spricht und handelt „Gott“ durch ihn, so muß es ihm ja ein Leichtes sein, dem ganzen Geldjammer durch ein kleines „Wunder“ ein jähes Ende zu bereiten. Er könnte z. B. all' die Tausende unnützer Dickwänste in römischen, französischen und deutschen Klöstern in eben so viele und eben so dicke, nützliche Goldklumpen verwandeln.

Damit könnte dann der verwandte Nachfolger des armen, bloßfüßigen Nazareners nicht nur den Aufwand seines fürstlichen Hofes bestreiten, Tausende müssiger Betbrüder und Soldaten ernähren, Hunderte „guter“ Blätter gründen — nein, er könnte damit noch besseres thun: er könnte Millionen armer Teufel ihre sauer verdienten Pfennige, Groschen und Gulden lassen und ihnen extra noch die kräftigste Unterstützung zuwenden.

Aber die Geschichte der Päpste erzählt uns von allen möglichen „Wundern“, welche diese frommen Herren zu Stande gebracht haben, nur von der Geldfabrication weiß sie nichts zu sagen. Alle die unzähligen Millionen, welche diese schlichten „Lehrer im Geiste“ nun schon der Welt gekostet haben, kamen stets auf höchst wunderlose, gemein-

menschliche Weise in ihren ewig schnappenden Beutel; sie wurden halt von „Gläubigen" geschenkt und von „Ungläubigen" ge—n o m m e n.

In unsern Tagen, zur „S e c u n d i z des h e i l. V a t e r s", wie unsere Oberfrommen diese Eincassirungs-gelegenheit nennen, sollen die „Gläubigen" wieder einmal s c h e n k e n, und darum werden sie in Hirtenbriefen, Kanzelreden und frommen Zeitungsartikeln bearbeitet.

Die Glaubensorgane, z. B. das „Grazer Volksblatt" geniren sich im Geldpunkte gar nicht; sie loben zwar die Liebe und Vertrauensseligkeit der Schafe für den Papst über den grünen Klee, haben auch gegen das fleißige Beten und sonstige Himmlischkeiten nichts einzuwenden; aber sie sagen's ganz trocken heraus: vor allen Dingen brauche man b a a r e, k a l t e, i r d i s c h e G r o s c h e n.

Nicht einmal Gemälde, Vasen, gestickte Pantoffel und dergleichen anmuthige Präsente erscheinen ihnen wünschenswerth; sie wollen absolut nichts Anders, als G e l d und am liebsten — r e c h t v i e l Geld.

Da nun aber kein vernünftiges Wesen zu begreifen vermag, was die „Religion", der „Himmel" und das „Seelenheil" mit österreichischer Papier- oder preußischer und französischer Silberwährung zu schaffen haben könne, so ist's wohl erlaubt, Jedermann vor solchen überflüssigen Secundizspesen zu warnen und dagegen die Verwendung solcher Ersparnisse für nützliche Anstalten, als: S c h u l e n, A r m e n- und K r a n k e n h ä u s e r u. s. w. schönstes zu empfehlen.

Heilige — Leinwand!

(Nr. 14. — 1869.)

Ich habe allgemach eine Unzahl von „Heiligen" kennen gelernt, aber von einer „heiligen — Leinwand" ahnte ich bisher nicht das Mindeste. Und doch muß sich ein solches Ding irgendwo herumtreiben, denn vor mir liegt ein „Gebet", welches vor dem Bilde dieser heiligen Leinwand gesprochen werden soll. Darüber spannen einige blau-roth-gelbe „Engel" ein großes Tisch- oder Betttuch aus, auf welchem mit den Köpfen gegen einander zwei kleine, nackte Menschen liegen — der eine rücklings, der andere bäuchlings. Die ganze Geschichte macht den ergötzlichen Eindruck, als wollten jene Engel an den beiden kleinen Menschen das — „Fuchsprellen" üben; doch wird der Spaß verdorben durch das darunterstehende

Gebet.

Gott, der du uns in der heiligen Leinwand, in welcher dein allerheiligster von dem Kreuze herunter genommener Leib von Josef eingewickelt worden, die Mahlzeichen deines bittern Leidens hast verlassen, verleihe uns gnädiglich, daß wir durch deinen Tod und Begräbniß zu der Glorie der Auferstehung geführet werden, der du lebest und regierest mit Gott dem Vater in Einigkeit des heil. Geistes ein Gott in alle Ewigkeit, Amen.

(Wer dies Gebet vor dem Bild der heil. Leinwand Christi andächtig spricht, erlangt vollkommnen Ablaß und erlöst eine Seel aus dem Fegfeuer. Clemens VIII. hats bewilligt, Paulus V. und Clemens IX. bestätigt.)

Sollten diese drei Päpste wirklich ihren Spaß mit der Leinwand gehabt haben? Ich weiß das nicht; — ich weiß nur, daß sich der dümmste Leineweber geniren sollte, sein eigenes Fabricat anzubeten, und ich bitte meine hochw.

römischen Freunde, solche gemalte Frömmigkeit mindestens ebenso eifrig zu verfolgen, als die bekannten „schlechten“ Blätter.

Schwindel.

(Nr. 14. — 1869.)

Was würde die Welt dazu sagen, wenn sich heutigen Tages noch ein Franciscanerkloster einen hohlen, hölzernen „Heiland“ fabriciren ließe, den man nach frommem Belieben oder Bedürfnisse Wasser oder Blut — schwitzen lassen kann?

Mag die Welt sagen, was sie will; der schwitzende „Heiland“ wurde darum doch in Graz, im „Atelier“ des Bildhauers G. „gebaut“, u. zw. auf Rechnung eines Franciscaner-Conventes bei Marburg.

Ich frage nun diese geschornen Himmelsbrüder, wie sie sich unterstehen können, ihre Schafe mit solch' lächerlichen Schwitzmaschinen zu amüssiren, und ich möchte auch die Bevölkerung jener Gegend fragen, ob sie denn wirklich noch dumm genug ist, sich solche Casperl-Comödien vormachen zu lassen? U. A. w. g. —

Rührend!

(Nr. 14. — 1869.)

Voll frommer Rührung schluchzte jüngst der „Volksfreund“ wörtlich: „Se. Eminenz Cardinal Mathieu erbat sich in

seiner Abschiedsaudienz vom heil. Vater eine seiner weißen Soutanen, um sie nach Frankreich zu bringen. Die Güte Pius IX. überwog seine Demuth und er bewilligte dem Cardinal das begehrte Kleidungsstück." — Glückliche Franzosen! Wir armen Oesterreicher kriegen gewiß kein solches weihevolles Hemd! — Trösten wir uns übrigens; — hätte die dicke römische Freundschaft noch lange gedauert, so hätten wir nicht einmal mehr — unsere eigenen Hemden.

Frommer Schwindel.

(Nr. 15—17. — 1869.)

Aus Steiermark und Oberösterreich wurden mir gleichlautende Exemplare des nachstehenden, ebenso frechen als lächerlichen Druckschwindels zugesandt. Das eine Exemplar ist bei Ph. Kraußlich in Urfahr bei Linz, das andere bei J. Pock in Graz an der Mur gedruckt. Daß die „arme Dienstmagd" diese auf dem Lande in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete Broschüre nicht auf eigene Kosten drucken ließ, sondern daß hier irgend ein geriebener Oberfrömmling seine feiste Hand im Spiele hatte, leuchtet wohl Jedermann ein. Und dieser ganz gemeine Betrug an der Vernunft des Volkes wird in neuester Zeit, im Jahre 1867, dicht unter der Nase eines hochw. Clerus frank und frei getrieben!

Wunderbare Erscheinungen einer armen Dienstmagd in der Pfarre Kirchdorf.

Erste Erscheinung.

Als ich am 25. Jänner nach Kloster Schlierbach Früh in die Kirche ging, sah ich von Weitem eine weißgekleidete Person kommen; ich dachte bei mir selbst, es geht ein Priester mit dem Allerheiligsten zu einem Sterbenden. Als ich

aber näher zu der weißgekleideten Person kam und erkannte, daß es kein Priester ist, erschrack ich und wollte entlaufen, konnte aber nicht von der Stelle. Sie war ganz weißgekleidet, hatte um das Haupt einen weißen Kranz, in der linken Hand vier Blatt Papier, drei weiße und ein blaues, worauf ein Todtenkopf war, und in der rechten Hand ein brennendes Wachslicht. Sie trat zu mir herzu und sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Wenn sich die Menschen nicht bekehren, daß der katholische Glaube nicht vermehrt und gebessert wird, so wird eine große Trübsal entstehen. Es wird sich eine traurige Krankheit begeben, sie würden gerne einen Arzt haben, es wird aber alles vergebens sein; sie würden auch gerne einen Priester haben, es wird aber alles schon zu spät sein. Der Priester wird auf halben Weg kommen, ist aber alles schon zu spät. Auch werden ganze Schaaren Menschen fortgehen und werden nimmer nach Hause kommen. — Wenn du mir die zwei Worte versprichst, nämlich daß du alle Sonntag zweimal in die Kirche gehst und deinen Stand recht haltest, so werden wir uns in kurzer Weile wiedersehen. Sie sprach: Gelobt sei Jesus Christus, und verschwand vor meinen Augen.

Es wäre eigentlich nicht nöthig, irgendwelche Bemerkung zu diesem komischen Zeug zu machen, trüge es nicht das charakteristische Merkmal aller derartigen „Erscheinungen“, nämlich: die dummwehmüthige Prophezeihung von allerhand nahe bevorstehenden Greuelichkeiten, falls sich die Menschen nicht — „bekehren“. Wer die Empfänglichkeit des verwahrlosten Bauerngehirnes für solch' mystisches Gegröhle kennt, der wird auch begreifen, daß dieser dem Gebildeten höchst lächerliche Erscheinungsschwindel eine recht feine Speculation auf den Aberglauben, ein „künstlich-dummes“ Product sehr pfiffiger Köpfe ist.

Zweite Erscheinung.

Als ich den 3. Februar 1867 wieder in die Kirche ging, begegnete mir diese Person wieder, hatte ebenfalls wiederum ein Licht, aber ein rothes Blatt in ihren Händen. Sie ging zu mir herzu und sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Dann sprach sie weiter: Sei getrost und fürchte dich nicht. Ich bin die Mutter des Allerhöchsten. Maria schlug die Hände zusammen und sprach: O betrübtes sieben- und achtundsechziger Jahr, es wird eine große Blutvergießung werden, auch wird der ganze Erdboden beben, daß es viele Klöster, viele Städte, die katholischen Kirchen und auch andere Wohnungen ganz erschüttert. O betrübtes sieben- und achtundsechziger Jahr, sprach die Mutter des Allerhöchsten wieder. In kurzer Weile werden wir uns wieder sehen, und was dort aus meinem Munde hervorgeht, sprach Maria, das muß für die allerhöchsten und hochgeweihtesten Priester kommen und ihre Vollmacht muß es über die ganze katholische Christenheit ausbreiten und bei dem zweiten Wort wird Maria mit Engeln und Heerschaaren gegenwärtig sein. Ach betrübtes sieben- und achtundsechziger Jahr, sagte die Mutter des Allerhöchsten noch einmal. Sie sprach wieder: Gelobt sei Jesus Christus, und fuhr gegen Himmel auf.

Man sieht, „diese Person" erscheint stets mit Kerzenlicht und Papier, ganz wie ein civilisirter Mensch, der Nachts auf geheimnißvollem Wege wandelt.

„Diese Person" hat sich auch mit ihrem „betrübten 67er und 68er Jahr" schmählich blamirt; denn mit der „Blutvergießung" war's nichts, und der „ganze Erdboden" hat sich ziemlich ruhig benommen.

Die Geschichte von der „Vollmacht" der „hochgeweihtesten Priester" scheint aus dem ersten besten Hirtenbriefe gestohlen zu sein.

Dritte Erscheinung.

Als ich den 10. Februar 1867 wiederum in die Kirche ging, kam die Mutter des Allerhöchsten auf dem nämlichen Platze wieder zu mir, sie sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Da bitte ich die Mutter allsogleich, sie möchte mir doch ein Zeichen geben, damit es die Menschen lieber glauben, weil es sogar die Priester nicht glauben wollen. Da sprach die Mutter des Allerhöchsten: Sei getrost du fromme Magd, lieber hier auf der Welt gestritten, als in der Ewigkeit gelitten. — Es muß ein großes Jubiläum werden, während desselben müssen drei heilige Bittgänge geschehen, und wenn doch unter diesen dreißig Gerechte wären, so will ich die Zahl mit Engeln ersetzen. Es müssen auch die heiligen Sacramente würdig empfangen werden, es muß viel ungerechtes Gut zurückgegeben werden, es müssen die Feindschaften abgelegt werden, es muß die geraubte Ehre heimgestellt werden, sonst sind die heiligen Sacramente ungiltig. Es muß auch eine Wallfahrt in Pöstlingberg oder nach Mariazell verrichtet werden. — Weist du, warum du so viel Gnade bei Gott hast? Du hast eine arme Seele erlöst und diese bittet noch immer bei Gott für dich.

Ich könnte heute ein großes Wunder wirken, weil ich aber das himmlische Geschmeid hab ablegen müssen, und mit einfacher Kleidung auf diese sündhafte Welt herunter muß, so geschieht dieses Wunder bei der Blutvergießung. So oft als du vor diesem Platz vorbei gehst, betest jedesmal fünf Vaterunser, und fünf Ave Maria, und zum Ende eines jeden Vaterunser, sprichst du: O Maria ich danke dir für diese Gnade, die du mir, o heil. Maria, auf diesem Platz erwiesen hast. Jetzt, sprach die Mutter des Allerhöchsten,

gehst du mit mir, da werden uns zwei Priester begegnen, und diese werden die zwei Allerhöchsten sein. Wir kamen in eine sehr schöne Kapelle, wo sich in derselben diese zwei Priester befanden. Einer war ganz weiß gekleidet und hatte ein kleines Kreuz, der andere aber hatte ein sehr schönes Meßkleid an, und ein sehr schönes großes Kreuz um den Hals gehängt. Die Mutter des Allerhöchsten erzählte ihnen die drei Begebenheiten und gab ihnen ein Jubiläum-Büchlein. Die zwei Priester neigten sich gegen Maria und sprachen: O Maria wir danken dir für diese Gnade, die du uns o heil. Maria auf diesem Platz erwiesen hast. Maria sprach wieder zu mir: Gelobt sei Jesus Christus! und verschwand vor meinen Augen, und ich stand auf dem nämlichen Platz ganz allein.

Wie ich es Samstag den 16. Februar erfuhr, daß alles so laut, und sogar ein Gespött gemacht wird daraus, schmerzte es mich so, daß ich des Abends nicht schlafen konnte. Da nahm ich den Rosenkranz und betete, wie ich so mich in der Andacht befinde, kam Maria um 12 Uhr Nachts in meine Schlafkammer, und sprach: Sei getrost, es wird sich noch was anderes begeben. Morgen gehst du zweimal in die Kirche nach Kloster Schlierbach, dort wird Gott zwölf Priester um drei Worte fragen, und bei dem letzten Wort muß ich wiederum mein Haupt entblößen.

Dieses Mal ist mir die Mutter des Allerhöchsten mit himmlischer Kleidung und mit gekröntem Haupte erschienen.

Daß „diese Person" sogar den Pöstlingberg und Mariazell kannte, deutet auf gewisse geographische Kenntnisse, und daß sie in „einfacher Kleidung" spazieren ging, gereicht ihr vor vielen Damen zur Zierde. Die beiden „allerhöchsten" Pfaffen aber erfüllen mich mit unbeschreiblichem Mißtrauen.

Sehr rührend ist, daß „diese Person" der „armen Dienstmagd"

noch um 12 Uhr Nachts eine Visite in der Schlafkammer machte — blos, um sie über das „Gespött“ zu trösten. Um diese Zeit pflegen sonst in Oberösterreich nur — „Fensterlbuben“ zu „erscheinen“.

Die Rede „dieser Person“ ist hin und wieder so schauerlich blödsinnig, die beiden „allerhöchsten“ Priester spielen so gotterbärmliche Figuren, und die „arme Dienstmagd“ macht zu Allem ein so blitzdummes Gesicht, daß der letzte steierische Cretin sich in solcher Gesellschaft geniren sollte.

Vierte Erscheinung.

Wie ich nun den 17. Februar Nachmittags in die Kirche kam, gingen unter dem Litanei Beten, bei der kleinen Sakristei Jesus, Maria und zwölf Priester, sechs rothgekleidete und sechs blaugekleidete zum Frauenaltar heraus. Jesus hatte ein großes Blatt in seinen Händen. Wie sie beim Altar hinein waren und die rothgekleideten auf die rechte Seite, die blaugekleideten zur linken Seite und Jesus und Maria in der Mitte stehen, fragte Jesus die Priester, wie oft als er seit den sechziger Jahren bei den heiligen Sterbsacramenten gegenwärtig war? wußte es aber keiner von ihnen; dann sagte es Gott selber 3060 Mal.

Jetzt fragte Gott wieder, wie oft er bei dem heil. Communionsacramente seit den sechziger Jahren gegenwärtig war? wußte es aber auch keiner von den zwölfen, jetzt sagte es Gott wieder, 2070 Mal. Dann fragte Gott wieder, wie oft er seit den sechziger Jahren bei dem heil. Sacrament der Ehe gegenwärtig war? jetzt sprach einer von den rothgekleideten Priestern, o Herr Jesu! die Zahl ist klein, aber auch nicht wie viel, dann sagte es Gott wieder, 350 Mal. Maria nahm jetzt ihre himmlische Krone von dem Haupte, gab sie Jesum und weinte bitterlich.

Da gab der Priester, der den nachmittägigen Gottes-

dienst beim Hochaltar gehalten hat, den Segen mit dem Hochwürdigsten, worauf die ganze Erscheinung verschwunden war.

Wenn die zwölf Priester diese drei Fragen beantworten hätten können, so wäre es in der ganzen Kirche blutroth geworden, zu einem Zeichen, daß diese Erscheinung fest geglaubt würde.

Die Art und Weise, in welcher man hier „Gott selber" ein Dutzend verblüffte Pfäfflein examiniren läßt, wirkt um so komischer, als dabei „Maria" ohne jeden vernünftigen Grund plötzlich zu „weinen" beginnt und schließlich die ganze Gesellschaft vor dem „Segen mit dem Hochwürdigsten" — davonlauft.

Jammerschade, daß an der verstockten Unwissenheit der zwölf Priester der ganze blutrothe Schwindel scheiterte; — es will doch in dieser bitterbösen Zeit nicht einmal mehr das kleinste Wunderchen gelingen! Wie kann da noch etwas „fest geglaubt" werden?!

Uebrigens begreife ich nicht, warum so fromme Leute, wenn sie schon den ganzen „Himmel" für sich haben, all' diesen Kram von rothen, blauen, weißen und schwefelgelben Pfaffen, von brennenden Kerzen, bunten Papierchen und blutrother Illumination brauchen, um doch nur eine total mißlungene „Erscheinung" zu Stande zu bringen. Warum läßt man denn nicht bei hellem, klarem Tageslichte (etwa zur Marktzeit) irgend eine himmlische „Erscheinung" über den Grazer Hauptplatz spazieren und ein deutliches, vernünftiges Wort zum staunenden Publicum reden? Warum denn nur immer arme, einsame Dienstmägde, Hirtenmädel und Butterweiber zu solchen Dummheiten präpariren?

Fünfte Erscheinung.

Wie ich den 24. Februar abermals in die Kirche ging, kam die Mutter des Allerhöchsten wieder zu mir und sprach: Gelobt sei Jesus Christus! Sie hatte ein großes Blatt Papier in ihren Händen, und sagte, es wird was von oben, über viele Wohnungen kommen. Sie hatte auch

ein schwarzes Blatt, wovon sie sagte das wird viele Christen treffen. Die Mutter sagte die Worte, welche bis in alle Ewigkeit verschwiegen bleiben müssen, wie es bei der zweiten Erscheinung hieß, daß ich diese drei Worte Niemanden sagen darf. Sie müssen verschwiegen bleiben bis in alle Ewigkeit. Ich fragte dann Maria, was diese Kapelle, die ich in der dritten Erscheinung gesehen habe, bedeutet. Da sagte die Mutter darauf, es werden noch viele Jahre verfließen, dann wird auf diesem Platze ein großes Wunder geschehen, worauf dann eine Kirche errichtet wird und von diesen zweien Priestern, die du bei der dritten Erscheinung gesehen hast, einer die Vollmacht bekommen, daß die Kirche eingeweiht, und das Meßkleid was du dort gesehen hast, bedeutet, daß das erste Meßopfer entrichtet werden muß. Ich fragte dann Maria auch was die zwölf Priester bedeuten, die ich den 17. Februar in der Kirche zu Schlierbach, unter dem nachmittägigen Gottesdienst gesehen habe. Dann sprach Maria, die sechs rothen bedeuten viel Blutvergießung und die blauen viel Traurigkeit über den katholischen Glauben. Unter dieser Stunde, als die Erscheinung geschehen war, wird die größte Blutvergießung über den katholischen Glauben werden. Ich fragte dann die Mutter des Allerhöchsten noch ob es unrecht sei, daß es ausgebreitet worden ist. Da sagte sie: Unrecht ist es nicht, aber geglaubt soll es werden. O! wie klein ist die Zahl der Gläubigen. Auch sagte ich noch zur Mutter, daß die Menschen sagen, keine solche Erscheinung hat sich noch nie begeben. Ach sagte die Mutter des Allerhöchsten, es wird sich halt noch vieles begeben, was sich nie begeben hat. In kurzer Weile werden wir uns wieder sehen, wo wir uns das erste und dritte Mal gesehen haben, wo es auch das letzte Mal

werden wird. Sie sprach wieder Gelobt sei Jesus Christus, und fuhr gegen Himmel auf.

Die erste Hälfte dieser „Erscheinung" bewegt sich auf dem Boden eines so bescheidenen Stockblödsinnes, daß eine Glossirung fast grausam erschiene. Erst mit den rothen und blauen Pfaffen läßt sich ein heiteres Wörtchen reden. Wir sehen da sechs rothe Himmelskerle, welche viel „Blutvergießung" und sechs blaue, welche viel „Traurigkeit um den katholischen Glauben" bedeuten, — repräsentirt dieses würdige Dutzend nicht ein langes und trauriges Stück — Kirchengeschichte? Vergangene Jahrhunderte marschiren da in rothen oder blauen Pfaffenkutten auf und mahnen uns an all' die ungeheuern, entsetzlichen Blutvergießungen „zur höheren Ehre Gottes", an all' die Traurigkeit, all' den Haß, welchen die geschorenen „Träger des katholischen Glaubens" über so viele Völker gebracht haben. Ja, dieses Dutzend rothblauer Bajazzi ist ein schätzbares Wahrzeichen der Vergangenheit, denn heutzutage will um des „Glaubens" willen keine „Blutvergießung" mehr gelingen, und in Zukunft wird man darum nicht einmal mehr Thränen vergießen. —

Höchst weise ist's, wenn die „Mutter" sagt, „daß sich halt noch vieles begeben werde, was sich noch nie begeben". So wird sich's z. B. gewiß noch begeben, daß jeder anständige Buchdrucker sich schämen wird, solchen Erscheinungsschwindel zu drucken.

Sechste und letzte Erscheinung.

Als ich den 3. März 1867 früh wieder in die Kirche nach Kloster Schlierbach ging, begegnete mir die Mutter Maria zum letzten Mal. Sie sprach: Gelobt sei Jesus Christus. Dann sagte sie weiter, es werden viele Strahlen von oben kommen, und werden viele Wohnungen mit Flammen bedecken. Es wird auch eine traurige Finsterniß werden, es wird sich auch eine traurige Krankheit begeben, wo viele Christen mit schwarzer Gestalt hinüberreisen müssen in die

Ewigkeit; wenn sie nicht gerichtet sind, werden sie schon wissen, wem sie angehören.

Das Getreid wird durch Würmer und Insekten viel verzehrt werden. Daß der böse Feind schon so viel Gewalt hat unter den Menschen, daß er ihnen in den Religionssachen alles macht. Die Mutter Maria sagte dann noch, wenn sich die Menschen gar nicht bekehren, so muß der Priester das allerheiligste Meßopfer noch einmal in dem Wald entrichten. O! wie klein ist die Zahl der Gläubigen. Es wird sich noch vieles und vieles begeben, was sich noch nie begeben hat. Die Mutter des Allerhöchsten sprach noch einmal die drei Worte, welche bis in alle Ewigkeit verschwiegen bleiben müssen. Jetzt müssen wir von einander scheiden, bis deine letzte Stunde schlägt, sagte die Mutter nochmals zu mir. Dann sprach sie wieder Gelobt sei Jesus Christus!

Und fuhr im schönsten Glanze und in größter Herrlichkeit gen Himmel empor.

Theresia,
in Dienst bei Hintereder in der Pfarre Kirchdorf.

Man sieht, wie der oberfromme Schwindler, der dieses Zeug erfunden, hier wieder bemüht ist, möglichst viel Angst und Schrecken zu verbreiten. Den Bauer packt er mit den Getreidewürmern schon gar an der allerschwächsten Seite.

Köstlicher Brodneid aber spricht aus der Klage, daß der „böse Feind" nun schon „in den Religionssachen alles macht". Ja, damals (1867) ging man halt schon dem Concordate auf den frommgeschwollenen Leib, und das mußte den hinter dem Kittel der „armen Dienstmagd" steckenden Salbling weidlich verdrießen.

Was schließlich die Verlegung aller Meßopfer „in den Wald" betrifft, so erschiene das auch mir ebenso praktisch als human, und würde ich mir gestatten, hiezu die schönen, imposanten Urwälder im Innern von Afrika zu empfehlen. Die langweiligen „drei Worte"

aber, die „in alle Ewigkeit verschwiegen bleiben müssen", mag die „arme Dienstmagd" getrost für sich behalten; es ist ohnehin nichts Vernünftiges d'ran.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch muß ich hier einen schätzbaren Clerus von Oberösterreich und Steiermark angelegentlichst fragen: Ist Ihnen, fromme Herren, schon einer dieser noch heute zu Tausenden circulirenden Schwindelwische zu Auge gekommen? Und haben Sie dann mit derselben heiligen Entrüstung dagegen gewettert, mit welcher Sie gemeiniglich nur gegen neue, gute Gesetze und liberale „schlechte" Blätter zu wettern pflegten? U. A. w. g.

Blaues Blut und blauer Dunst.

(Nr. 18. — 1869.)

Blaues Blut und blauer Dunst feiern gegenwärtig in Rom eine anmuthige Vermälung. Die österreichische Aristokratie hat ihre besten Glaubensritter dorthin gesandt, von wo das österreichische Gesetz erst unlängst so albern-frech insultirt wurde. Im Vorzimmer des Vatican sitzen mit zerknirschten Bocksgesichtern die stolzen Herrlein, die in gewöhnlich-weltlicher Atmosphäre nicht wissen, wie hoch sie die Nasen über den Bürger erheben sollen. Und sie lechzen darnach, den Fuß eines Nebenmenschen zu küssen, der doch weder weiser noch gerechter ist als tausend andere Leute. Sie legen in auffallender, fromm-prahlerischer Weise ihre vollen Geldbeutel zu den Füßen des reichen, fremden Herrschers nieder; während daheim in Oesterreich vieltausendfaches Elend zu lindern wäre. Sie stehen in verzücktem Staunen vor den Denkmälern so vieler „Wunder"

— wie sie das nennen — und denken gar nicht daran, welch' großes „Wunder" es ist, daß Oesterreich unter der heillosen Wirthschaft Ihresgleichen nicht schon längst zu Grunde gegangen. Sie haben in der „heiligen Stadt" die Proben von Unwissenheit, Faulheit und Lüderlichkeit eines von 10.000 Pfaffen „erzogenen" und von 5000 Gendarmen „überwachten" Volkes vor Augen; aber sie sehen nur den theatralischen Prunk der 370 Kirchen, riechen nur den Duft des Weihrauches und hören nur die Stimme ihres — „Vaters". Darum werden sie auch wieder heimkommen, ohne etwas — gelernt zu haben.

Frommer Schwindel.

(Nr. 18. — 1869.)

Nachfolgender Schwindel, ein seltsames Gemenge von irdischer Vernunft und himmlischer Dummheit, erschien 1848 genau zur selben Zeit, als der „unfehlbare" Papst Pius *IX.* gerade im Begriffe war, Arm in Arm mit der italienischen Revolution gegen Oesterreich zu marschiren, und, wenn möglich, ganz Italien in das Fischernetz Petri zu stecken. Daraus erklärt sich die mitunter schier jacobinerhafte, thron- und kronvernichtende Tendenz dieses Gelegenheitswisches, dessen leidliche Stylisirung den betreffenden oberfrommen Uebersetzer als einen Schwindler von Bildung erscheinen läßt.

Prophezeiung

des ehrwürdigen Bruders Ludovico Rocco aus dem Orden des h. Franziscus, auf dem Berge Sinai.

(Nach der in Rom erschienenen Original-Ausgabe in's Deutsche übersetzt.)

Vernehmet hier die Prophezeiung des ehrwürdigen

Bruders Ludovico Rocco, aus dem Orden des heiligen Franziscus, welcher, nachdem er die Geburtsstätte unseres Heilandes Jesu Christi zu Bethlehem, und dessen h. Grab zu Jerusalem andächtig besuchte, sich mehrere Jahre in den heiligen Ländern aufhielt, in seinem 85. Jahre alle diese Reisen zu Fuß, unter allerlei Entbehrungen zurücklegte, und endlich in seinem 92. Jahre noch die Reise nach dem Berge Sinai vornahm, und in denen Wüsten, welche er durchzog, meist von Wurzeln und Kräutern lebte. Auf dem Berge Sinai in dem dortigen geistlichen Kloster freundlich aufgenommen, verließen ihn seine Kräfte, er wurde zu Bette gebracht, verfiel in einen sanften Schlaf, aus welchem er des Tages gewöhnlich nur 2 Stunden erwachte, wo er dann ganz bei Vernunft war. Das Merkwürdigste war, daß er in dieser ganzen Zeit weder Speise noch Trank zu sich nahm, da dieser außerordentliche Zustand doch 6 Wochen dauerte. Auf die Bitte, etwas Labung zu sich zu nehmen, sagte er aus, daß er von den Engeln im Schlafe gelabt worden sei. Nachdem dieser Zustand, in welchem er übrigens sich wohl befand und heiter war, etwa 5 Wochen gedauert hatte, bat er die Herren Patres Antonio Fachinetti, Anselmo Bonaldi und Isidoro Fabro zu sich, bat sie, Tag und Nacht an seinem Bette zu bleiben, mit der bestimmten Eröffnung, daß er nach 7 Tagen Mittags 12 Uhr zu seinem himmlischen Vater abberufen werde, welches auch pünktlich erfolgt ist, und bat sie, auf seine Worte sehr Acht zu geben, denn Gott gebe durch ihn Vieles kund, was geschehen wird, als Warnung für die Völker, damit sie Zeit hätten, sich zu bessern.

Man sieht hieraus, daß dieser uralte Schwindler täglich nur zwei Stunden bei Vernunft und in der übrigen Zeit bei — den

„Engeln" war, die ihm bei dieser Gelegenheit allerhand gute Sachen in den total verlogenen Mund steckten; woraus sich wieder ergibt, daß der „Himmel" keineswegs als etwas rein Ideelles, Ungenießbares aufzufassen sei, sondern eher als etwas — „zum Essen", wie die Leute sagen. Es mag dieser Gedanke nicht blos für den curiosen „Bruder" Rocco, sondern auch für so manchen anderen Franciscaner etwas Erhebendes gehabt haben; denn im Jenseits wünscht ein Jeder das wiederzufinden, was ihm hienieden am theuersten gewesen — und ein solides Franciscanerbäuchlein ist gerade kein billiger Spaß.

Als er am 1. Tage erwachte, sagte er:

„Ich habe Euch zu sagen, was Gott mir geoffenbaret hat; Dinge, die in kurzer Zeit anfangen werden. Wohl dem, der da diese Weissagung hört und sich diese zu Nutzen macht, denn die Zeit der Erfüllung ist nahe. Es ist mir von dem Oberherrn aller Könige aufgetragen worden, Euch mit standhafter Geduld auszurüsten.

In ganz Europa wird ein fürchterlicher Bürgerkrieg ausbrechen; Einer wird den Andern zerfleischen; Blut wird in Strömen fließen. Spanien und Portugal, diese zwei Länder haben noch eine Blutschuld zu tilgen, theils wegen der Unmenschlichkeit, womit sie Amerika eroberten und auf so grausame Weise die freien Insulaner wie das liebe Vieh zu Tausenden ermordeten, und ihr und Gottes Ebenbild wie das liebe Vieh als Sclaven verkauften.

Die Einwohner dieser beiden Länder werden sich untereinander selbst schlachten, die Machthaber der beiden Throne werden umgebracht werden, — dann werden sich beide Länder wieder vereinigen, und ein Spanier wird als Präsident diese gemeinsame Republik wieder regieren. Alle werden dann zum Frieden und Ordnung zurückkehren; — aber ihre ausländi-

schen Besitzungen werden sich von diesen Ländern lostrennen; die katholische Religion wird dort wie zuerst blühen."

Der päpstlich patentirte Revolutionär schneidet hier sündhaft auf; — den Spaniern und Portugiesen fiel es nicht im Traume ein, sich untereinander zu „schlachten", und die „Umbringung" der beiden Machthaber reducirt sich auf die simple — Abschiebung einer vom „unfehlbaren Statthalter Christi" preisgekrönten Isabellüderlichkeit. Und was das „Blühen" der katholischen Religion betrifft, so wird's damit in Spanien seine guten Wege haben.

Am 2. Tag.

„Frankreich wird sich als neue Republik in einen auswärtigen Krieg verflechten. Sobald aber die Armee aus dem Lande ist, wird das Volk aufstehen, den Präsidenten ermorden, wobei ein entsetzliches Blutbad entstehen wird, mehr als die Hälfte der Stadt Paris wird in Asche verwandelt werden. Die Besitzungen in Algier werden sich von der französischen Knechtschaft losreißen, dann wird ein Mann aus dem Stamme Bonapartes auf den Thron gehoben werden.

In Afrika wird ein afrikanischer Prinz, welcher jetzt in Frankreich ist, regieren und der Verbreiter der katholischen Religion werden."

Leider hat sich damals die neue französische Republik wirklich in einen auswärtigen Krieg verflochten und zwar 1849 unter der elenden Präsidentschaft Louis Napoleons und zu dem bedauerlichen Zwecke, den bereits von der italienischen Revolution wieder abgefallenen und glücklich aus Rom entflohenen Papst Pius *IX.* neuerdings auf den morschen Stuhl Petri zu setzen.

Von einem „Aufstehen" des französischen Volkes und von einer „Präsidenten-Ermordung" aber wollte das unerbittliche Schicksal nichts wissen. Im Gegentheil veranstaltete dieser aus dem „Stamme Bonaparte's" herausgeeiterte Präsident zwei Jahre später ein „entsetzliches Blutbad" und wurde von einer besoffenen Soldatesca richtig „auf den Thron gehoben", wo er leider noch heute sitzt. —

Auch die fromme Speculation auf den „afrikanischen Prinzen" (Abdelkader) ist schmählich mißlungen — kurz es war auch an diesem zweiten Tage nichts mit den „Offenbarungen Gottes", und der alte Francisgauner Rocco hätte jedenfalls besser gethan, wenn er mehr gegessen und weniger gelogen hätte.

Am 3. Tag.

„Italien, Du schönes Land! über Dich weine ich. Ein Theil deiner blühenden Städte wird verheert werden, hier finden viele Deutsche ihr Grab. Oesterreich wird es unterjochen wollen, aber diese freisinnige Nation wird sich abermals erheben. Der König von Sardinien und Neapel werden verschwinden; Rom wird die Residenz des neuen Italien werden. Daher sei Oesterreich gewarnt, den ungerechten Kampf fortzusetzen, und seine Söhne unnütz schlachten zu lassen. Italien wird frei sein, und der Sitz der katholischen Kirche bleiben; alle übrigen Fürsten in Italien werden aufhören zu regieren.

Da haben wir das Programm, dem zu Liebe das römische Pfaffenthum wohl auch heute mit der Revolution marschiren würde: den *„Papa-Re"* (Papst-König) als Prior des „freien", „einigen" Klosters — Italien.

Am 4. Tag.

„Rußland wird der Schauplatz der größten Gräuelthaten werden; hier wird es den heftigsten Kampf kosten, viele Städte, Dörfer und Schlösser werden verwüstet, eine grausame Revolution wird die Hälfte der Menschheit hinopfern, die kaiserliche Familie, der ganze Adel und ein Theil der Geistlichkeit wird ermordet werden; in Petersburg und Moscau werden die Leichen wochenlang auf der Straße liegen, ohne begraben zu werden. Das ganze russische Reich wird in verschiedene kleine Reiche zerfallen. Polen aber wird

selbstständig und eine der ersten Großmächte Europa's werden."

Hier spricht aus jeder Zeile der grimmige Brod- oder vielmehr Seelenneid des römischen Alleinseligmachers gegen den griechischen Himmelshändler. Alles was unter dieser letzteren Firma selig zu werden pflegt, muß massacrirt werden und mausetodt auf der Straße liegen bleiben, statt eine schöne „Leich'" mit brennenden Kerzen, bekneipten Trompetern, winzigen Räucherjungen und riesiger Pfarrerrechnung zu kriegen. Nur das römisch-katholische Polen kommt gut d'raus. Alles — Geschäftsrücksichten.

Am 5. Tag.

„Eine alte, ehrwürdige Monarchie wird nach vielen blutigen Kämpfen in sich zerfallen, aber der Genius des alten Herrscherhauses wird die Dynastie beschützen. Wien wird zweimal belagert, endlich nachdem es sich den Haß aller Nationen zugezogen, schwer heimgesucht werden. Wien wird veröden, die großen Paläste werden leer stehen, auf dem Rathhausplatz wird Gras wachsen, aller Adel wird aufhören. Die ungarische Nation wird verschwinden — die Slaven werden sich vereinigen, um ein eigenes slavisch-abendländisches großes Reich zu bilden und die Türken aus Europa verjagen; in Konstantinopel wird der Halbmond verschwinden, das Kreuz wird hier verherrlicht und die christliche Religion wird sich von da fort herrlich über alle Länder verbreiten. Viele Grausamkeiten werden aber verübt werden, und schreckliche Landplagen werden diese Länder heimsuchen.

„Die deutschen Länder Oesterreichs werden sich an Deutschland anschließen und fest zusammenhalten, keine Königreiche und Fürstenthümer werden mehr bestehen, sondern nur ein Deutschland. Ein Zweig des Kaiserstammes wird die deutsche Kaiserkrone tragen, dieser wird Deutschland befesti-

gen, und unter seiner weisen Regierung wird Eintracht und Wohlstand wieder herrschen.

„Deutschland wird dann an Wohlstand und Macht über alle andern Reiche hervorleuchten, denn Gott ist mit diesem Regentenhause. Die Könige und Fürsten Deutschlands werden abdanken, und dem König von Preußen ist schweres Leid vorbehalten."

An diesem 5. Tage scheint der fromme Pater gelinde Anfälle von Menschenverstand gehabt zu haben, denn er prophezeite da Manches, was ihm den ewigen Haß des hiesigen „conservativen Vereines" sichert. Uebrigens darf man nie vergessen, daß der „Statthalter Gottes" damals ungeheuer liberal war und Arm in Arm mit der italienischen Revolution marschirte — aus Geschäftsrücksichten, natürlich.

Was das „Gras" auf dem Wiener „Rathhausplatze" betrifft, so mag das der alte Schwindler nur für die Esel gesäet haben, welche an seine und ähnliche „Prophezeiungen" glauben. Und hätte er ahnen können, welche Peterspfennigeleien ein großer Theil des österreichischen Adels im Jahre 1869 treiben würde, so hätte er gewiß nicht „allen Adel aufhören" lassen. Das passirte nur damals — aus Geschäftsrücksichten.

An der Behandlung der „orientalischen Frage" läßt sich nichts aussetzen als der offenbare Geschäftsneid des geschorenen Kreuzkopfes gegen den rasirten Halbmondschädel. Unter den „schrecklichen Landplagen" aber, welche dem Oriente bei Gelegenheit der Verbreitung der christlichen Religion drohen sollen, könnte der Unbefangene die Colportirung frommer Adressen und Einheimsung blanker Peterspfennige verstehen. Auch die deutsche Frage löst der Pater Rocco genau so wie es das römische Geschäft erheischt: Herstellung des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation", Vernichtung des ketzerischen Hauses Hohenzollern. Die „göttliche Stimme", welche den frommen Mann bediente, scheint damals vom Jahre 1866 noch nichts geahnt zu haben.

Am 6. Tag.

„England, dieser Kaufmannsstaat, welcher aus Gewinnsucht alle Ungerechtigkeiten unterstützte, wird der Schauplatz der größten Grausamkeiten. Irland vereint mit Schottland wird England verheeren, und die Königsfamilie verjagen, die Hälfte der Bevölkerung wird ermordet werden, Armuth wird eintreten, und alle ausländischen Besitzungen werden sich frei machen.

„Die Hansestädte so wie Belgien, Holstein, und auch die Schweiz werden sich an Deutschland anschließen, dadurch wird Schweden, Dänemark und Norwegen ein großes starkes Reich bilden.

„Die aus Europa vertriebenen Türken werden sich in Afrika festsetzen, Jerusalem wird ihre Königsstadt werden, durch Erfahrung und Aufklärung bewogen, und von vielen Plagen heimgesucht, werden sie die christliche Religion annehmen; Heil und Segen wird diese Länder dann beglücken. Der König von Egypten wird sterben, und dieses Land die Wohlthaten von Jerusalem empfangen."

Das römische Geschäft verlangt hier die exemplarische Abstrafung der ketzerischen Engländer, und die „Ermordung" von circa 14 Millionen Menschen mag selbst den überspanntesten Anforderungen echtrömischer Christenliebe genügen. Die Uebrigbleibenden werden dann sicherlich Messen lesen lassen, Ablässe kaufen, Peterspfennige schenken und auch — dumm werden, so weit nur möglich.

Mit einem bischen Umbringen und Verheeren läßt sich Erstaunliches leisten auf dem Gebiete der „Liebe", des „Friedens" — kurz: der „Religion"!

Weiter unten scheint es, als wollte der alte Knabe Jerusalem nach — Afrika transferiren, und es gereichte ihm das um

so mehr zur Schande, als er droben „bei den Engeln" alle Gelegenheit hatte, unsere Erdkugel genau zu studiren.

Am 7. Tag.

Als er erwachte, sagte er: „Heute ist der letzte Tag, wo ich unter euch bin; um zwölf Uhr gehe ich in das himmlische Reich ein. Der Herr hat durch mich so Manches kund gemacht; er ruft der Menschheit durch mich zu: „Thut Buße und bessert euch!"

„Der Herr hat dem Sittenverderbniß der Menschen schon lange zugesehen, er wollte das ganze Menschengeschlecht vertilgen, aber da er sah, daß das Sittenverderbniß nur von den Großen und Reichen ausging, das gemeine Volk aber gut geblieben ist, so verschont er um ihrerwillen das Menschengeschlecht."

Diese Compromittirung der „Großen und Reichen" war Anno 1848 aus Geschäftsrücksichten geboten; die Carbonari („Freimaurer") hätten ja sonst argwöhnen können, die römische Curie meine es nicht ehrlich mit der italienischen Revolution. Heute freilich will's das Geschäft, daß man dieselben „Großen und Reichen" um blanke Groschen und Bajonnete anbettelt, um sicher zu sein vor den guten Cameraden von dazumal, vor den „ruchlosen Empörern gegen die heilige Sache Gottes" — wie die neue Geschäftsformel lautet.

„Aber mit unheilbaren Krankheiten, Krieg, Hunger, Heuschrecken und allerlei Plagen wird er das Menschengeschlecht heimsuchen und ängstigen, und die Hälfte der Menschheit ausrotten." —

Verdiente ein Schwindler, der einem Gotte der Liebe, Milde und Barmherzigkeit solche animalische Grausamkeit andichtete, nicht mit dem eigenen Bauchstricke hinterrücks „heimgesucht" zu werden, daß es kracht?

Gibt es doch heutigen Tages noch Leute genug, welche sich

dergleichen Bedrohungen mit Schwefel, Heuschrecken, Krieg und Ameisenbären zu Gemüthe führen und davon — wenn möglich — noch dümmer werden. —

Alle „Heimsuchungen" sollten im Interesse der öffentlichen Sicherheit behördlich verboten werden.

„Die Reichen werden arm, und die Armen reich werden. Dann wird glückliche Eintracht herrschen, die Menschen werden wieder an den wahren Gott glauben und glücklich sein. Der Versucher oder Antichrist ist schon unter verschiedenen Gestalten in der Welt, und sucht die Gläubigen zu verführen, und tritt sogar als falscher Prophet auf, um neue Lehren zu verbreiten."

Die erste Zeile dieses Absatzes sagt mit neun Worten ungefähr Alles, was die „rothen Brüder" von Wien auf dem Herzen haben, und die Geschichte vom „Antichrist" konnte man seither weit ausführlicher und komisch-wirksamer in bischöflich seckauischen Hirtenbriefen lesen.

„Himmelslohn wird den Standhaften werden. Zeichen des Himmels werden geschehen, abgeschnittene, vertrocknete Blumen und Kräuter werden wieder grünen, alles wird gut für die Starken im Glauben vorüber gehen, gesegnete Jahre werden dann wieder eintreten, das Jahr 1857 wird alle Wunden heilen. Selig die, welche dieses Jahr erleben. Schließlich bitte ich euch, liebe Brüder, schicket meine Aussagen dem heiligen Vater nach Rom, damit er es verbreiten lasse."

Die hier angekündigten botanischen Kunststücke sind alle ausgeblieben; es „grünte" nicht einmal das Heu im Maule der größten Ochsen.

Das Jahr 1857 „heilte" gar nichts, und zwei Jahre darauf gab's erst rechte „Wunden" und wurde Mancher „selig", der das Jahr 1857 erlebt hatte, ohne das geringste Mirakel zu verspüren.

Jedenfalls aber bleibt's eine ergötzliche Sache, daß die päpstliche Hofdruckerei neben „Index" und „Encyklika" auch diesen Prophezeiungsschwindel druckte und verbreitete.

Als die zwölfte Stunde nahe war, sah er gegen Himmel, und endlich, als die zwölfte Stunde ertönte, rief er aus: „Himmlischer Vater, ich komme!" Er verschied mit lächelndem Munde und unbegreiflicher Weise verbreitete sich ein balsamischer Geruch in der Zelle dieses Heiligen. Dieses geschah am Tage der Empfängniß der allerseligsten Jungfrau und Mutter Maria im 1846. Jahre des Herrn.

Das ist immer die alte Geschichte: Ketzer und sonstige arme Teufel müssen mit schnödem Schwefelgestanke zur Hölle fahren, während so ein Himmelsreisender alle möglichen Parfüms in's Schnupftuch mitkriegt.

So führt man die Welt an der Nase!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nun nicht genau, ob ein hochw. Clerus seinerzeit etwa durch die päpstliche Hofdruckerei mit Exemplaren dieses sündhaften Prophezeiungsschwindels behelligt wurde. Sollte dies aber der Fall gewesen sein, so gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, daß ein hochw. Clerus damals mindestens ebenso laut und feierlich gegen die Octroyirung solchen Schwindel protestirt habe, als er dies in jüngster Zeit gegen die Einführung neuer, schöner und guter Staatsgesetze gethan.

Jedenfalls aber wird kein Pater Franciscaner etwas von jenem Franciscaner-Pater Rocco wissen wollen, der sich bei lebendigem Leibe schon so frechlich unter die „Engel" im Himmel mischte, und dabei die Menschen auf Erden so sündlich belog.

Fromme Kleinigkeiten.

(Nr. 18. — 1869.)

Noch immer schreibt das österreichische „Dienstreglement“ vor, daß die Wachen vor einem römisch-katholischen Cardinale „in's Gewehr zu treten“ und zu „präsentiren“ haben.

Mit demselben Rechte könnte ein General verlangen, daß bei seinem Vorübergehen an einer Kirche Meßner und Chorbuben mit Weihwedel, Kerzen und Klingelbeutel hervorstürzen und salutiren.

Man werfe diesen verschimmelten Paragraph aus dem „Dienstreglement“ hinaus: er ist der Armee eines „confessionslosen“ Staates unwürdig. Oder, wenn man schon durchaus den „Himmel“ militärisch begrüßen will, so lasse man auch vor den Herren Rabbi's, Mufti's, Superintendenten und Wanderpredigern „G'wehr rrrraus!“ brüllen.

Die Wiener haben einen curiosen Kauz, um den ich sie schier beneide. Es ist das der Fasten-Komiker Abbé Wiesinger, der von seiner Kanzel herunter so classische Witze reißt, daß sich die mehr oder minder gläubigen Schafe rastlos den Bauch halten müssen.

Gemeiniglich beginnt er mit der Zerreißung einiger Juden, haut im Vorübergehen dem Teufel ein Ohr herunter, hält dann eine Art „politischer Rundschau“ und setzt sich schließlich staunend vor der Herrlichkeit des Papstes nieder.

Solche Käuze sollte die Regierung eigentlich subventioniren; sie erfüllen den „großen Schafstall“ mit dröh-

nendem Gelächter, und — „lacht das Schaf, so weint der Pfaff!“

Lieblich „saß“ sich's bisher in trefflich kochenden Klöstern,
Martyrschimmer um's Haupt und allerhand Gutes im Bäuchlein!
Sorglich blieb da der Salbling entrückt der profanen Berührung,
Ob er gleich noch so profan mit dem Strafgesetz carambolirte.
Alles das hat nun ein Ende und nimmermehr schützt den Gesalbten
(Falls er betrügt oder stiehlt oder sonstigen Erdentand treibet)
Heut' vor des Zuchthauses Grauen der gräuliche § 14.

(Das Wiener Oberlandesgericht hat nämlich unlängst die principielle Entscheidung getroffen, daß geistliche Verbrecher gerade so wie alle anderen in's Zuchthaus (nicht in's Kloster) gehören, und es ist hierdurch die bezügliche höchst ungerechte Bestimmung des Artikels 14 des Concordates factisch cassirt.)

Frommer Schwindel.

(Nr. 20. — 1869.)

Selten ist mir eine fromme Schrift in die Hand gekommen, deren innerer Gehalt mit der stylistischen Ausführung so wunderbar harmonirte, als dies in nachstehendem Schwindel der Fall ist. Nur eine grundschlechte Sache kann durch eine so miserable Feder bedient werden.

Wundervolles Leben und gottgeweihter Tod der ekstatischen Jungfrau Maria von Mörl in Kaltern, gestorben am 11. Jänner 1868.

Vorrede.

Diese Wunder-Jungfrau, dieses Märtyrer-Mädchen, dieses gottgeweihte Leben ist so merkwürdig, so staunenswerth

aus dem Grunde, weil sie Wahrheit enthalten, und dieses Wunder keine Ueberlieferung, sondern unter unsern Augen sich zutrug. Da die in Gott Entschlummerte in diesem Jahre 1868 und zwar am 11. Jänner ihr frommes Auge schloß, da hohe Personen Zeugniß geben, und dieses von einem Augenzeugen herrührt, der diese wahre Begebenheit in eine schlichte „biographische Lebens-Skizze" faßte.

Wer nach dieser raffinirten Malträtirung der deutschen Sprache noch daran zweifelt, daß es sich hier um eine „Märtyrergeschichte" handle, dem ist auf frommem Wege nicht mehr zu helfen. In jeder dieser entsetzlichen Zeilen liegen ja die Beweise des noch über das Grab hinaus währenden Martyriums jener „Wunder-Jungfrau."

Maria von Mörl, die Gottgeweihte! wurde im Jahre 1812 — und zwar in derselben Stunde zu Kaltern geboren, als Napoleons Welteroberungs-Gelüste den denkwürdigen Brand von Moskau veranlaßte, als diese herrliche Stadt in hellen Flammen stand, erblickte sie das Licht der Welt. Ihr Vater war Realitätenbesitzer, ihre Mutter war gottesfürchtig.

Hier sehen wir die Charaktere der Eltern meisterhaft gezeichnet. „Realitätenbesitz" und „Gottesfurcht", vereinigt durch das Band der Ehe, mußten allerdings wunderbare Früchte tragen.

Die kleine Marie zeigte schon eine kindlich angeborne Frömmigkeit, die mit den Jahren wuchs, und sie zur wahren Dienerin des Herrn stempelte; allein ihr Körper hatte nicht die Stärke ihrer erhabenen Seele, er kränkelte schon im zartesten Alter und brachte sie am Rande des Grabes; denn sie verlor sehr viel Blut vom Magen und den Eingeweiden wunderbar. P. Johann Capistran (Soyer) Provinzial (1798 geboren) war der Beichtvater bis an sein Ende (1865). Im

Jahre 1830 erkrankte Marie auf das Gefährlichste, nahm durch volle 201 Tage 16 Stunden Nichts (als einige Gläser Limonade) zu sich.

Wie Jemanden die Frömmigkeit „kindlich angeboren" werden kann, das begreife ein Anderer. Wäre die kleine Marie unter Hottentotten erzogen worden, so hätte sie in der „Frömmigkeit" gewiß nichts geleistet. Mit den „einigen Gläsern Limonade" scheint der Schwindel schon sachte begonnen zu haben.

Sie siechte dahin, — aber auch ihr Geist trübte sich, er sah die entsetzlichsten Gestalten des Tages und der Nacht, sie begleiteten die Arme in die Kirche selbst. Nur beim Anblick des Bildes Christi als Kindlein, oder eines Priesters insbesondere ihres Beichtvaters, verließen sie diese Truggestalten. Zwei Jahre später überfiel Marie eine so unnatürliche, unerklärliche Heiterkeit, welche über 6 Wochen dauerte, und Marie stets besinnungslos war; in lichten Augenblicken sie sich kaum eine Rückerinnerung schaffen konnte. Diese sonderbare Aufregung in den Geflechten Wurzel fassend, war von einer neuen staunenswerthen Erscheinung begleitet, aus ihrem Munde kamen „Stecknadeln" und ähnliche Dinge, auf welche sie wüthend zu biß, und dann heraus würgte. „Nähnadeln, gewundene Drähte, Roßhaare, Glasscherben" u. s. w. kamen so wohl aus ihrem Munde, als auf den anderen üblichen Unterleibswegen, ja sogar durch ihre Haut drängten sich solche Gegenstände heraus. Auf, unter ihrem Bett-Leintuche, Matratze und Strohsacke fanden sich obgenannte Sachen, obwohl Niemand sich erklären konnte, wie sie dahin gelangten.

Hier ist nun schon der Schwindel in vollster Blüthe, und es ist eine wahre Schande, daß es damals der Behörde nicht einfiel, dieses Spucken und Schwitzen von Glasscherben und Roßhaaren

sanitätspolizeilich zu verbieten. Wer da glauben machen will, daß etwa „überirdische Mächte“ läppisch-boshaft genug seien, ein schwachköpfiges Mädel mit Stecknadeln, Glasscherben und Draht zu spicken, der ist ein so arger Betrüger, daß man ihn gerechtermaßen zwingen sollte, alle diese Kurzwaaren aufzuessen.

Anatomisch interessant ist, daß der Verfasser hier den Mund zu den „üblichen Unterleibswegen“ rechnet.

Maria sah dunkle Gestalten, die sie umgaben, und ihr Leckerbissen darreichten, nach denen ihr gelüstete, und worauf sie stets Stechen und schneidende Schmerzen empfand, bis dieses Zeug wieder aus ihrem Körper entfernt war. Dieses Unerklärbare machte die Leute argwöhnisch, sie glaubten Zauber und böse Künste zu sehen, und sie verlor so manche Freundin und Bekannten dadurch. Ihr Beichtvater rieth ihr das Gebet zu Gott um Abhilfe. Sie betete in ihrer reinen, gottergebenen Seele zum allwissenden Wesen, der ihr eingab, sie solle in einer Kirche das allgemeine Gebet für sich anordnen, dann würden diese Sachen aufhören!

„Ihnen aber — sagte sie zu ihrem Beichtvater — soll ich strengen Gehorsam geloben, dann würden Sie in Zukunft verbieten können, daß ich von jenen Schreckensgestalten Etwas annehme, und ich bleibe stets befreit!“ Wie sie gesagt, so geschah es auch, aber allmählich.

Ich glaube die „dunklen Gestalten“ genau zu errathen, die damals die arme Marie „umgaben“ und zu solch' roßhaarigen Narrenspossen dressirten. Und wenn die argwöhnischen Leute damals auf „böse Künste“ riethen, so hatten sie Recht: nur hätten sie die betreffenden Künstler in menschlichen Hüllen suchen und fassen sollen.

Welch' grotesker Schwindel! ein armes, krankes Kind sollte „Gott“ bitten müssen, daß ihr von „höherer“ Seite keine Nadeln, Scherben und Roßhaare mehr eingegeben würden, und das „allwis-

sende Wesen" sollte dem armen Dinge erst auf dem Wege mündlichen Verkehres zur Anordnung eines „allgemeinen Gebetes" rathen, damit — „diese Sachen aufhören"! Heißt das nicht, auf das frommfrechste jenen „allmächtigen", „allgegenwärtigen" und „allgütigen" „Gott" herabsetzen, den man so wahr und eifrig zu „dienen" vorgibt?

Denke man sich doch einmal diesen „allgegenwärtigen", in jedem Lufthauche, in jedem Menschengedanken anwesenden „Gott" wie er wohl zu jener Maria sagen könnte: „Folge nur immer Deinem Beichtvater; der kann Dir helfen, wenn diese Nadeln, Scherben, u. s. w. wieder kommen." — Wahrhaftig, es ist unbegreiflich, warum bei solchen frommen Schwindeleien nicht wenigstens — gescheidter geschwindelt wird!

Nachdem Maria ihr 20. Jahr erreicht hatte (1832), bemerkte P. Capistran, daß sie zeitweise seine Frage nicht beantwortete, nicht bei sich zu sein schien, welche Thatsache ihre Umgebung dahin erklärte, daß dieses stets geschehe, so oft sie zur Beicht und Communion gehe. Er war nun überzeugt, daß nebst „Krankheit" noch etwas anders obwalten müsse, und dieser Gedanke bestätigte sich bald, als die Erscheinungen bei ihr sich steigerten und klarer ausprägten.

Hier ist der „heilige" Moment, in welchem der biedere P. Capistran Das entdeckte, was das hiesige Witzblatt „Katholischer Wahrheitsfreund" den „Finger Gottes" nennen würde. Uebrigens ist's interessant, daß die fromme Marie „nicht bei sich" war, so oft sie zur Beichte und Communion ging.

Noch in demselben Jahre kam P. Capistran zur vollen Ueberzeugung, welches außerordentliche Bewandtniß ihre Zustände hatten. Er wußte sehr wohl, daß Musiktöne, vorzüglich rauschende, ihr die heftigsten Krämpfe zuzogen, es war ihm aber auch eben so bekannt, daß Marie nach jeder Communion, 6, 8 und mehr Stunden in Ekstase bleibe, und da das Frohnleichnamsfest kam, welches unter lärmender Musik,

Böllerschießen zc. unter ihren Fenstern vorüberzog, so wollte sie der fromme Herr schonen. Er kommunizirte sie am frühen Morgen und fand — Marie am zweiten Tage, an welchem er sie wieder besuchen konnte, in derselben knieenden Stellung, in der er sie vor 36 Stunden verlassen hatte; er erfuhr, daß Marie immerfort in ihrer Andacht so — verblieb — P. Capistran begriff nun wie mächtig-tief die Ekstase bei Marien schon Wurzel gefaßt habe, wie sie gleichsam zur zweiten Natur bei ihr geworden sei, und fortdauern würde, wenn er nicht Grenzen setze, nämlich sie zu sich selbst wieder rufe.

Hatte der Pater einmal erkannt, daß die arme Person jeden Augenblick in Krämpfe und Unsinn verfiel, so war es seine Menschenpflicht, sie in vernünftige ärztliche Behandlung zu bringen, statt seine Himmelsexperimente mit ihr weiter zu treiben. Eine löbl. Sanitätspolizei aber hat hier ein prächtiges Beispiel, wie man durch solche Frohnleichnamsspectakel mit Schießen und Gedudel, statt dem „lieben Gott" eine Freude zu machen, nur seine armen, kranken „Ebenbilder" sündlich malträtirt.

Ueber die 36stündige Knie-Andacht gleitet man am besten mit mildem Hohnlächeln hinweg. Dergleichen glaube der — Papst.

Kraft des unbedingten Gehorsams, so Marie durch ein förmliches Gelübde als „Tertiarin" — sich ihm verpflichtete, übernahm er die Leitung ihres herzergreifenden Zustandes. Allein mit der Steigerung ihrer Ekstase, bildete sich auch ihr „Sehvermögen" innen stets schärfer und mächtiger aus, worüber sie staunenswerthe Proben als „Thatsachen" sich bewiesen.

In diesem „förmlichen Gelübde" scheint mir das ganze Unglück der armen Marie zu liegen. Hätte sie einmal in ihrer „Ekstase" den P. Capistran an die Luft expedirt, so wäre der „herzergreifende Zustand" wohl zu curiren gewesen. In ihrer willenlosen Ergebung

aber mußte sie sich freilich auch noch mit dem „Sehvermögen" behaften lassen.

Im August 1833 kamen mit einem Male von allen Orten Tirols ganze Processionen herbei um Maria Mörl, deren Ruf sich mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, von Angesicht zu sehen, und die Wunderkraft, die man nur vom Lesen und Hören kannte, mit eigenen Augen staunend zu schauen. Mit Kreuz und Fahnen kamen die Gemeinden an, so daß unter 6 Wochen über 40.000 Menschen aller Stände zu ihr wallfahrteten, um sich an ihrem wunderbaren, tiefergreifenden Anblick zu erbauen.

Nun, wer Tirol kennt, der kann sich auch leichtlich denken, wie diese plötzliche Wallfahrlust entstanden. Es geht mit dergleichen ungefähr geradeso, wie mit den frommen Adressen für den Papst. Triumphirend weist die Oberfrömmigkeit auf solch' tausendfaches papiernes Wunder, zu dessen Vollbringung sie sich die Sohlen durchgelaufen und nicht einmal der Kindlein in der Schule geschont.

Vom volkswirthschaftlichen Standpunkte erscheint es übrigens höchst betrübend, daß so viele meist arme Leute um solche Wundersachen willen tagelang ihren Erwerb versäumen. Wer gedenkt da nicht, wie 1844 mehr als 80.000 arme Teufel von weit und breit wie verrückt nach Trier rannten, um einen Tuchlappen anzubeten, den der dortige Bischof Arnoldi frechster Weise für den „echten Rock Christi" erklärte, — ohne daß der römische „Statthalter Christi" auch nur ein Wort des Tadels über solchen Schwindel äußerte?!

Und solche Leute, welche ein unermeßliches Inventar von Wasser, Wachs, Oel, Holz, Knochen, Marmor, Gold, Silber, Tuch, Sammt, Seide, von Posaunen und Kanonen, Weih- und Bombenkesseln, von Klingel- und Kartätschenbeuteln, Pulver- und Weihrauchfässern u. s. w. nöthig haben, um ihren „Glauben" geltend zu machen — solche im krassesten Materialismus verhäutete Wesen wollen Diejenigen als „Materialisten" verketzern, welche gar keines äußerlichen Zeichens bedürfen, um mit ihrer „Religion" in's Reine zu kommen!

Ungeachtet diesem Massa-Andrange in Kaltern war Alles in höchster Ordnung und gänzlich exceßfrei, dessen ungeachtet wünschten weltliche (polizeiliche) und geistliche Obrigkeit den fortdauernden Zulauf doch aufzuheben, man belehrte das Volk, daß man in bestimmter Zeitfrist zur inneren Ruhe der leidenden Jungfrau „Niemanden" mehr zulassen könne. Da die vielen Tausende dieses Verbot im ganzen Lande verbreiteten, so hörte der Andrang ohne Murren auf.

Eine hübsche „Belehrung" des Volkes das! Nur die „innere Ruhe der Jungfrau" lag diesen wackeren Obrigkeiten am Herzen, die tiefinnerste Verdummung des Volkes kümmerte sie nicht im Mindesten.

Die Geistlichkeit überzeugte sich aber untrüglich von den guten Folgen, den die Eindrücke auf die Massen erbaulich zurückgelassen, und manchen Augenzeugen religiös gesitteter gestaltet hatte! Aber die ekstatische Jungfrau hatten die Massenbesucher bestürzt, ihr Inneres mächtig in der Stille fortentwickelt, wie immer in solchen außerordentlichen Fällen. —

Daß die Geistlichkeit mit den Resultaten dieser Wallfahrten zufrieden waren, glaube ich; — im Uebrigen lassen sich die „guten Folgen" solcher Massenspaziergänge auch nach den Listen der Findelhäuser tariren.

Ich selbst sah, durch ihren erwähnten Beichvater aufmerksam gemacht, wie jener Ort der Mitte ihrer Hände, sich eine allmählige Vertiefung zeigte, und ihr Schmerz verursachte und ihr Krämpfe erzeugte, wo sich später die Wundermale zeigten.

Alle diese frommen Schwindeleien haben einen ziemlich regelmäßigen — ich möchte sagen: „professionellen" — Verlauf, ungefähr wie die Productionen von Taschenspielern und Hanswürsten. Sie beginnen mit einigen leichteren „Künsten": Nadel-, Scherben- und

Roßhaarspuckereien u. dgl. Teufelszeug, gehen dann fromm-triumphirend zu blöder „Beschaulichkeit“ oder frechem „Sehvermögen“ über und führen schließlich zur unvermeidlichen Selbstbeschädigung, *vulgo* „Stigmatisation“.

Die erwartete Stigmatisation trat auch zu Lichtmeß des folgenden Jahres (1834) ein. Blut drängte sich aus den Malen, die ihr lebenslänglich blieben und die sich auch an den Füßen zeigten, gleich Christum, den Gekreuzigten, dessen Leidensbild der Frommen stets vorschwebte, und ihr Inneres sich bildlich einprägte, mit ihnen erschien auch die Seitenwunde — 3½ Linien im Durchmesser rund und länglich, durch welchen an Donnerstagen Abends und Freitagen Früh helles Blut in „Tropfen“ aus ihren Wunderwunden drang, an alle anderen Tagen deckt eine Blutkruste die Oeffnung, ohne die geringsten Anzeichen einer Geschwulst, oder Entzündung oder auch nur einer Lymphe zu sehen.

Zu „Lichtmeß“ also ward dieser „Stigmatisirungs“-Schwindel reif; man brauchte einen Festtag zur würdigen Enthüllungsfeier. Daß sich Blut aus den „Wunderwunden“ drängte, begreift wohl der jüngste Fleischerjunge, und das einzige Geheimnißvolle an der ganzen Geschichte bleibt die Haltung der damaligen Behörde von Kaltern. Eine vernünftig und menschlich denkende Behörde hätte solche blutige Betrügerei nimmermehr dulden dürfen, hätte vielmehr trotz allen Geblökes einer heillos verdummten Heerde den Pater Capistran und die sonstige Umgeburg der schmählich mißbrauchten Kranken am Kragen fassen und einer Procedur unterwerfen müssen, in welcher die „Engel“ und „Heiligen“ weder Sitz noch Stimme haben, nämlich dem Criminalprocesse.

Der berühmte Professor von Görres, der sie im Herbste 1834 besuchte, fand sie sehr leidend knieend im Bette in Ekstase.

Daß der berüchtigte Görres auch bei dieser Wundermacherei mithelfen mußte, ist leicht begreiflich; er ist der Meister Scharfrichter,

der überall zu erscheinen hat, wo es gilt, ein Stück Menschenvernunft mit römischen Kuttenstricken zu erdrosseln. Daß dieser Erzschlaukopf aber folgenden Blödsinn schreiben konnte, ist schwer begreiflich:

„Die Hände mit den sichtbaren Malen waren vor ihrer Brust gefaltet, ihr Angesicht gegen die Kirche gerichtet, und nach aufwärts erhoben. Der Blick ihrer Augen mit dem Ausdruck tiefster Absorbtion war in die Höhe gerichtet, bei völlig geschlossenem Sinne, durch Nichts von Außen störbar, keine Bewegung an der knieenden Gestalt stundenlang bemerkbar, von Außen nur ein in ihrer Brust spielendes Athemholen, und ein bisweilen eben so leichtes Schlucken, manchmal auch ein kleines oscellirendes Wanken ein Anblick, keinem andern vergleichbar, als von ferne dem, so die Engel Gottes geben mögen, wenn sie in Betrachtung seiner Herrlichkeit versunken, vor seinem Throne knieen.

Gewiß nur bei „völlig geschlossenem Sinne" konnte Herr Görres auf den Vergleich mit den „Engeln Gottes" gerathen und so thun, als habe er dergleichen Wesen schon einmal irgendwo gesehen.

Begreiflich ist die ergreifendste Wirkung bei dem Anblick dieser Wundergestalt. Thränen sah ich in Augen, welche Weinen nicht gewohnt waren. In ihren Ekstasen beschäftigte sie sich ausschließlich mit Anschauung des Lebens und Leidens Christi, mit Anbetung der heil. Sacramente in einem geordneten Gebete des Kirchenjahres. Entgegengesetzt dem Somnambulismus ist sie für ihren Zustand gänzlich blind, ihre Voraussagungen hatten größtentheils nur Religiöses zum Ziel, hatten auf Zeit keinen haltbaren Erkenntnißgrund, weil ihr oft viel späteres Eintreffen von höherer Fügung, und nicht menschlicher Willkür abhängt. Ein selbst leise gesprochenes Wort ihres Beichtvaters, oder einer andern mit ihr im

geistlichen Verbande stehenden Person reichte hin, sie sogleich zur vollen Besinnung zu bringen, ohne Ahnung, in welcher Ekstase sie noch vor Secunden war, und gleicht dann einem erwachsenen Kinde der „Einfalt und Natürlichkeit", das mit Neugierde des geträumten Märchen erwacht, jeden der Anwesenden freundlich grüßend.

Mit der gewundenen Fabelei von den „Voraussagungen" soll hier zu verstehen gegeben werden, daß die kranke Person gewissermassen die „Amtsgeheimnisse" des „Himmels" ausplauderte, und es liegt in dieser Art von Schwindel ein wahrhaft erschreckendes Quantum Dummdreistigkeit. Der liebe Gott, dem man ja doch dieses ganze „Wunder" andichten möchte, sollte also jener Jammerjungfrau Allerhand in's Ohr gesagt haben, damit sie's den Tirolern weitersage und so die ganze Christenheit allmählig erfahre, was der liebe Gott eigentlich wolle!!

Wenn nie und nirgends, so ist hier bei Maria der Satz Wahrheit, daß das A u g e d e r S p i e g e l der Seele sei. Der Ausdruck ihres dunklen, fröhliche Unbefangenheit zeugenden Auges ist klar, man sieht auf dem Grunde ihrer kindlich-reinen Seele heilige Andacht. Ich hatte sie im Kreise ihrer Angehörigen bewußtlos gefunden, in welchem Zustande sie sich beherrschend längere Zeit erhielt, aber man sieht die Anstrengung ihrer Willenskraft und die Macht der Ekstase, die bald Siegerin ihres Willens wird. Dann ist das harmlose Kind in einer Secunde umgewandelt, und das weitgeöffnete dunkle Auge strahlt in veredelten Zügen in die Unendlichkeit hinaus, und blickt erglänzt, groß, wie eine Sybille, erhaben und tief ergreifend um sich.

Wie ein Mensch, „sich b e h e r r s c h e n d, sich längere Zeit in b e w u ß t l o s e m Zustande erhalten" kann, das möge der Herr Görres dereinst vor dem „jüngsten Gerichte" mannhaft zu erklären suchen, und wie ein A u g e „in veredelten Z ü g e n", wie eine S y b i l l e umherblicken kann, das erkläre er dem —-T..... —

Was die arme Marie bei ihren Productionen *„ad majorem Dei gloriam“* auszustehen hatte, läßt sich aus einem Berichte des Bischof Vincenz von Tizian entnehmen, der 1842 nach Kaltern kam, um das Wunder „genau zu beobachten“. Dieser Mann Gottes erzählt, wie er einmal dem an jedem Freitage abgespielten „mystischen Tode“ der Jungfrau beigewohnt habe, wie die Arme damals vor Schmerz und Angst gezittert, gestöhnt und geweint habe, wie sich „unverschämte Fliegen“ auf ihre Nase und Augen setzten, wie sie die Arme und Finger stets in „Kreuzgestalt“ übereinander legte und unablässig „gen Himmel“ blickte, und wie sie endlich mit einem „furchtbaren Todesschreie“ — „v e r s c h i e d“ und mausetodt blieb, bis der Decan von Kaltern, „dem sie wie ihrem Beichtvater gehorchte“, ihr befahl, sie solle sich ein bischen — ausrasten; was sie auch sofort that.

Da kann man wohl fragen: warum wendeten diese frommen Menschen ihre absolute Gewalt über die kranke Person nicht dazu an, ihr diesen ganzen freitäglichen Todesschwindel ein für allemale zu verbieten? warum ersparten sie nicht mit einem befehlenden Worte der Kranken alle die Schmerzen und der Welt all' den Scandal?

Doch, das sind müssige Fragen; — wer wird den Vergifter fragen, warum er seinem Opfer kein Gegengift verabreichte? —

Triumphirend wird in der vorliegenden Broschüre noch gesagt, daß viele Gelehrte sich vergeblich bemühten, diese „Sonambule göttlicher Art“ zu ergründen. Ich glaube das gerne; — es versuche Einer etwas zu „ergründen“, was unter dem Schutze einer durch und durch reactionären Regierung, einer total verdummten Bevölkerung und einer allmächtigen Pfaffenschaft bereits „zum Wunder“ gediehen und als solches gehütet wird!

Mit Bedauern und Ekel lege ich die Broschüre aus der Hand. Bedauern empfinde ich für die so schmählich mißbrauchte Kranke; mit Ekel und Abscheu aber gedenke ich Derer, die hier ein harmloses Menschendasein verpfuschten, um dem unaufhaltsam sinkenden Ansehen ihres dunklen Geschäftes momentan ein bischen aufzuhelfen.

Sollten etwa vor oder während des „ökumenischen Concils“ ähnliche „Wunder und Zeichen“ geschehen, so möge die Polizei des

„confessionslosen" Staates es diesmal nicht mit dem „Himmel" halten, sondern dem Schwindel mit ungläubiger Schärfe zu Leibe gehen.

Zu Sachen der „Gewissensfreiheit".

(Nr. 22. — 1869.)

Als ich jüngst einmal beim Untersuchungsrichter zu thun hatte, wurde ich dort nach Vorschrift u. A. auch gefragt, welcher „Confession" ich angehöre.

Ich hatte an die Möglichkeit einer solchen Frage in einem „confessionslosen", die „Gewissensfreiheit" garantirenden Staate gar nicht mehr gedacht, saß einen Moment in interconfessionell-gesetzlicher Verblüffung und versicherte dann, daß ich dermalen gar keiner „Confession" angehöre. Darob erstaunte nun der Herr Richter nicht wenig. —

Ich hatte vor einiger Zeit genau nach Art. 6 des „Gesetzes über die Regelung der interconfessionellen Verhältnisse" meinen Austritt aus der protestantischen Kirche behördlich gemeldet und war bisher keiner anderen Religionsgenossenschaft beigetreten; da ich dies nach reiflicher Erwägung als unnöthig erachtete. Artikel 6 des oben citirten Gesetzes spricht allerdings auch über die Art, wie der Eintritt in die „neugewählte Kirche oder Religionsgenossenschaft" anzumelden sei, enthält jedoch keine Sylbe, welche es dem aus einer solchen Gesellschaft Ausgetretenen zur Pflicht macht, in eine andere einzutreten. Eine solche Verpflichtung wäre auch mit der ausgesprochenen „Gewissensfreiheit" absolut unvereinbar; vielmehr glaube ich mich durch Vermeidung jeder confessionellen Verbindlichkeit nur um so inniger und harmo-

nischer an die Tendenz des „confessionslosen" Staates zu schließen.

Da überdies gesetzlich Niemand zu einer religiösen Handlung gezwungen werden darf und die Annahme eines religiösen „Bekenntnisses" doch gewiß die allerhervorragendste religiöse Handlung ist, so läßt sich wohl mit Ruhe annehmen, daß in einem „confessionslosen" Staate der Mangel eines religiösen „Bekenntnisses" den Betreffenden keine andere Fatalität bereiten könne, als etwa die, woran die gesetzlich nicht anerkannten Religionsgenossenschaften noch laboriren, nämlich — Rechtslosigkeit in Ehebett und Grab.

Die „unbefleckte Empfängniß" Mariä

galt bekanntlich bis zum 8. December 1854 nur als „fromme Meinung" oder „Muthmaßung", die jeder Katholik unbeschadet seines „Seelenheiles" hegen oder verwerfen konnte. Erst mit jenem Tage wurde sie von dem Papste Pius IX. aus purer päpstlicher Machtvollkommenheit mittelst der Bulle „Ineffabilis Deus" unter großem Pompe und unter Androhung des Kirchenbannes für jeden Zweifler zum „Glaubenssatze" (Dogma) gemacht. Pius IX. stützte sich dabei auf seine „Unfehlbarkeit" als „Statthalter Gottes"; und ließe sich diese „Unfehlbarkeit" beweisen, so wäre allerdings auch die „unbefleckte Empfängniß" bewiesen. Nun kostet es aber nur einen Blick in die Geschichte der Kirche, um klar zu erkennen, daß an dieser päpstlichen „Unfehlbarkeit" kein wahrer Buchstabe ist; — so ordneten (um nur ein

schlagendes Beispiel anzuführen) Papst Sixtus IV. und die Trienter Kirchenversammlung an: es solle Jeder mit dem Kirchenbanne belegt werden, der — die „unbefleckte Empfängniß" zum Glaubenssatze mache; wonach also Pius IX. eigentlich in den Kirchenbann gehörte.

Man hat aber den Papst Pius IX. nicht in den Kirchenbann gesteckt; vielmehr haben dieselben Bischöfe, die dem Staate und den „Ketzern" gegenüber so viel Geschrei von der „Unveränderlichkeit" des Glaubens machen, jene Neuerung ganz ruhig acceptirt.

Solche krasse Widersprüche möge der Capaciner des „Volksblattes" gefälligst erklären, und wenn er das nicht kann, so wolle er seine schönen Reden von „einziger, unveränderlicher Glaubenswahrheit" u. dgl. an den Nagel hängen.

Eine apostolische Reise.

(Nr. 22. — 1869.)

Jedermann weiß, daß Jesus Christus, der arme Nazarener, zu Fuß und unter Entbehrungen aller Art durch Palästina wanderte und Niemand ihn begleitete, als Angehörige des niederen Volkes. Und die damaligen Pfaffen, die sich im prachtvollen Tempel an den fetten Opfern Israels ergötzten, haben den edlen „Wanderprediger" um seiner Armuth willen nicht wenig verspottet. Sie würden aber wohl mehr Respect vor ihm gehabt haben, wenn sie hätten ahnen können, wie seine sogenannten „Nachfolger", die römischen Päpste, dereinst herumziehen würden. So reiste einmal

Gregor XVI., der Vorgänger Pius IX., vier Wochen lang in folgendem Aufzuge im „Patrimonium Petri“ umher.

Dreißig Hofcarossen und sechs Lastwagen, wovon einer blos für das Silberzeug — ein Schwarm von Ministern-Prälaten, Höflingen und Schwänkemachern — dreißig „Nobelgardisten“ zu Pferde — die gesammte berittene Gendarmerie — ein Heer von Dienstboten und sonstigen Persönlichkeiten*) — das war das Gefolge jenes wohllebigen „Nachfolgers Christi“, der auf der ganzen Reise wenig Anderes that als Essen, Trinken und — „Segnen“.

Zu Loretto verbrauchte diese heilige Reisegesellschaft in drei Tagen einzig und allein für Eis 3240 Francs! Da der „Unfehlbare“ dort an Unverdaulichkeit litt, trug man in nächtlicher Procession unter Fackelschein und begleitet von Bischöfen, Carabinieri und Nobelgardisten seine Betttücher in den Straßen herum, damit — der liebe Gott von den Bauchschmerzen seines „Statthalters“ Notiz nehme! — Die 4wöchentliche Reise kostete zwei Millionen Francs. —

*) Siehe: *Petrucelli della Gattina, Préliminaires de la question Romaine de Mr. About, Londres 1860.*

Himmelsschwestern.

(Nr. 23. — 1869.)

Gegen die Nonnen eines Klosters in Lyon wird gegenwärtig eine strafgerichtliche Untersuchung geführt, weil diese curiosen „Bräute Christi“ ihre 8—10 jährigen Schülerinnen des kleinsten Vergehens wegen bis auf's Blut peitschten und sie dann an den Füßen aufhingen, um ihr Jammergeschrei

zu ersticken. — Ueberhaupt scheint ein gewisses Raffinement in Bestrafungen das Eigenthum frommer Seelen zu sein; so wird mir mitgetheilt, daß in einer hiesigen, von Schulschwestern geleiteten Mädchenschule den „Schwätzerinnen" ein — Hölzchen in den Mund gesteckt wird, das sie oft stundenlange halten müssen. Weniger harmlos erscheint mir die ebendaselbst nicht selten gepflogene Bearbeitung der kleinen Köpfe mit — großen Büchern, und recht malitiös ist eine neue Verordnung der „hohen Lehrkanzel", wonach sich die kleinen Mädel ihre Prügel — kaufen müssen. Es hatte nämlich in Folge jener classischen Ordonnanz jede unartige Schülerin der 3. Classe 3 kr. für den Hausknecht mitzubringen, welcher für dieses bescheidene Honorar die officielle Abstrafung der Missethäterinnen besorgte. Jedenfalls gehört viel Resignation von Seite der kleinen Dinger dazu, sich für drei Kreuzer — Prügel zu kaufen, statt Nüsse oder Aepfel.

Ein Stück päpstlicher „Unfehlbarkeit."

(Nr. 23. — 1869.)

Da es nicht unmöglich ist, daß das am 8. December d. J. zusammentretende Concil die „Unfehlbarkeit des Papstes" zum „Dogma" erheben wird, so ist's von Nutzen, schon jetzt Illustrationen zu dieser „Unfehlbarkeit" zu liefern.

Unter der Regierung des altersschwachen Leo XII. (dritten Vorgängers Pius' IX.) wurde eines Morgens ein Geistlicher von lüderlichem Lebenswandel, Namens Traietto, im

Bette ermordet gefunden. Die Uhr des Getödteten fand sich in der Tasche seines Dieners Lodovico. Obgleich dieser nun heilig betheuerte, daß ihm sein Herr die Uhr übergeben, damit er sie zum Uhrmacher bringe, wurde er als Priestermörder zum Tode verurtheilt, und Leo XII. bestätigte die Sentenz. Die Hinrichtung geschah in folgender scheußlicher Weise. Angesichts einer colossalen Volksmenge schlug der Henker den Verurtheilten mit einem Bleistocke nieder, stach ihn dann wie ein Thier ab, hieb ihm Kopf, Hände und Füße weg, warf dann das Ganze in eine am Fuße des Schaffots stehende Kiste und — schneuzte sich mit Seelenruhe, während der dem Opfer als „Tröster" beigegebene Pfaffe eine Prise nahm. —

Ein Jahr später gestand ein im Hospitale Sterbender, jenen Priester Traietto wegen eines Angriffes auf seine Ehre ermordet zu haben. — Die Unterschrift des „unfehlbaren" Papstes aber ließ sich von dem Todesurtheile des unschuldigen Lodovico nimmer weglügen.

„Liebet Euere Nächsten!"

(Clericulturhistorische Skizze aus dem „Patrimonium Petri.")
(Nr. 23. — 1869.)

Es war unter der Regierung des Papstes Gregor XVI., als der Abbé Antonelli, Sprößling einer altberühmten — Räuberfamilie zu Sonnino in den Apenninen, durch besondere Protection Prolegat von Macerata wurde. Der junge, geschmeidige Priester fand gastfreundliche Aufnahme

in dem geräumigen Schlosse des liebenswürdigen Grafen Clerici, welcher erst kurz zuvor ein reizend schönes Weibchen heimgeführt hatte. Einige Monate verstrichen in schönster Harmonie; der würdige Prolegat war dem gräflichen Ehepaar ein so lieber Gesellschafter geworden, daß man ihn einlud, seine Wohnung, statt wie bisher im entgegengesetzten Schloßflügel, nunmehr dicht neben den gräflichen Appartements zu nehmen. Der würdige Priester zog um.

Der Graf war nicht nur ein sehr schöner Mann, sondern auch ein „guter Christ". Er hielt große Stücke auf die trefflichen Worte des zwar häßlichen, aber offenbar von „oben" begnadigten Abbé's, und versprach sich von solch' lauterem Umgange die besten Wirkungen auf das leichtempfängliche Gemüth seiner Gemalin. Vollkommen beruhigt, gab er sich tagelang dem Jagdvergnügen hin, und der würdige Abbé weilte tagelang erbauend, belehrend bei der religiösempfänglichen Gräfin.

Aber der Teufel geht umher wie ein „brüllender Löwe", und wenn er auch nicht Alles „verschlinge", so zieht er doch zuweilen ein höllisches Netz von Trugbildern um die engelsreinsten Priester- und Laiengestalten, so daß die schnöde Welt schier glauben könnte: jene Gestalten machten allerhand lüderliche Streiche. So führte dieser selbe Teufel auch einmal den Grafen zu unchristlich-früher Stunde nach Hause und verzauberte sein Auge so, daß er glauben mußte, er sehe seine Gattin — in unzüchtiglichster Umarmung mit dem würdigen Prolegaten Antonelli. Statt nun etwa in die Schloßcapelle zu eilen, sich dort vom höllischen Zauber zu reinigen, und sodann mit dem klaren, unbefangenen Blicke des Glaubens in das fatale Gemach zurückzukehren, stürzte sich der

vom Teufel besessene Graf auf den zwar entkleideten, aber darum nicht weniger heiligen Mann Gottes und begann ihn höllisch zu — prügeln. Nur mit äußerster Noth und unter Zurücklassung seines ehrwürdigen Gewandes vermochte der würdige Priester zu entfliehen und sich in seiner Wohnung zu verbarrikadiren. Aber auch da ruhte Satan noch nicht; er trieb vielmehr den wüthenden Gatten zum Sturme auf die Zufluchtsstätte des nach Gott und der Gensdarmerie schreienden „Hausfreundes".

Von nun an triumphirte die „heilige Sache" über das Blendwerk des Teufels; die Gensdarmerie drang in das Schloß und verhaftete auf Befehl des ehrwürdigen Antonelli den Grafen als einen — „Rebellen"; — denn wer sich wider die von Gott eingesetzte Obrigkeit erhebt, ist ein Rebell; — etwas Ehebruch hin oder her ändert an dieser Grundwahrheit nichts. Aber noch einmal versuchte der Teufel, der „heiligen Sache" ein Bein zu stellen, indem er dem Volke von Macerata vorspiegelte, der fromme Prolegat Antonelli habe die Gräfin Clerici wirklich entehrt. Und das Volk machte sich auf, um den würdigen Priester — todtzuschlagen. Das konnte aber der „Himmel" begreiflicherweise nicht gestatten, und offenbar war es „überirdischer Einfluß", welcher den Abbé bewog, als gewöhnlicher Lakai verkleidet, durchzubrennen. Nach Rom zurückgekehrt, erhielt der fromme Mann sofort den Posten eines Unterstaatssecretärs für seine — Verdienste.

Das gräfliche Ehepaar ward von „Tisch und Bett" geschieden; die Gräfin verkümmerte in einem Kloster; der Graf war für sein ganzes Leben ein unglücklicher Mann geworden. „Wer sieht hier nicht den Finger Gottes?" wird

mein Freund, der „Katholische Wahrheitsfreund“ sagen, wenn er — woran ich kaum zweifle — diese anmuthige Legende zur Erbauung seiner Leser verwendet.

Meinen Lesern aber möge es hier gesagt sein, daß jener würdige Abbé Antonelli derselbe ist, der seit zwanzig Jahren den wenig befähigten und energielosen Pius IX. und mit diesem die ganze „katholische Christenheit“ beherrscht, der 1848 die Politik der — apostolischen Revolution, den Krieg gegen Oesterreich arrangirte; der 1849 wieder die Oesterreicher und die Franzosen in's Land rief, um die einstigen Brüder „Freimaurer“ nach Hunderten hinrichten zu lassen; der später das „Non possumus“ erfand und durch wahnsinnige Verfolgung aller menschlichen Vernunft und Wissenschaft, aller freiheitlichen Gesetzgebung sich und seinen halbtodten Herrn zu wahren Henkern des Geistes, des Rechtes und der Freiheit stempelte. In den Händen dieses durchtriebenen Subjectes laufen noch jetzt die Fäden aller gesetzwidrigen römisch-clerikalen Agitationen zusammen.

Pfui!

(Nr. 25. — 1869.)

Es ist abscheulich, wie's oft der „Teufel“ hienieden treibt; — sogar in Knittelfeld spuckt er schon herum! Wandelt da jüngst ein frommer, schwerbekneipter Bruder Capuciner in anmuthigem Zickzack heim und denkt dabei (wie gewöhnlich) an — Nichts. Der „Teufel“ aber denkt an „Teufeleien“ und rennt in Gestalt eines ebenfalls mächtig-

bekneipten Arbeiters mit dem frommen Manne zusammen. Nun vertragen sich bekanntermaßen „Himmel" und „Hölle" absolut nicht; daher sich die beiden Bekneipten alsbald exemplarisch zu prügeln begannen. Hierbei zog der „Himmel" entschieden den Kürzeren; der fromme Capuciner wurde sündhaft gedroschen und nur durch die Dazwischenkunft eines Dritten (eines „Engels" würde der „Katholische Wahrheitsfreund" sagen) aus den Klauen Satan's befreit. O pfui!

Eine päpstliche Stylübung.

(Nr. 26. — 1869.)

Es liegt mir gerade die deutsche Uebersetzung der Bulle „Ineffabilis Deus" vor, mittelst welcher Papst Pius IX. anno 1854 das neueste Dogma der „unbefleckten Empfängniß Mariä" decretirte. Meiner Ansicht nach sollte sich der Verfasser dieser 15 Druckseiten langen Schrift das seinerzeit aufgewendete Schulgeld zurückgeben lassen, und zur Bekräftigung dieser Meinung lasse ich hier den Anfang der Bulle folgen:

„Pius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes zum ewigen Andenken. Der unaussprechliche Gott, dessen Wege Barmherzigkeit und Wahrheit, dessen Wille Allmacht ist, und dessen Weisheit von einem Ende zum andern mächtig reicht, und Alles lieblich anordnet, von aller Ewigkeit her den bejammernswerthen aus der Uebertretung Adams erfolgenden Verfall des ganzen Menschengeschlechtes voraussehend, und entschlossen, in dem von Anbeginn verborgenen Geheimnisse das erste Werk seiner Güte durch die Fleischwerdung des Wortes auf eine noch geheimnißvollerer Weise zu vollenden, auf daß

der durch die Tücke teuflischer Bosheit zur Sünde verleitete Mensch seinem barmherzigen Rathschlusse zuwider, nicht verloren ginge, und was im ersten Adam zum Fall käme in dem zweiten glücklicher wieder aufgerichtet würde, hat im Anfang und vor allen Zeiten seinem eingebornen Sohn eine Mutter, aus der er, in der seligen Fülle der Zeiten Fleisch geworden, geboren werden sollte, ausgewählt und bestimmt und mit einer so großen Liebe vor allen Geschöpfen umfaßt, daß er sich in ihr allein mit geneigtestem Willen gefallen hat. Deshalb hat er sie weit vor allen englischen Geistern und allen Heiligen mit allen himmlischen Gnadengaben aus dem Schatze der Gottheit entnommenen Ueberfluß so wundersam überhäuft, daß sie, von durchaus jeglicher Makel der Sünde frei, und ganz schön und vollkommen eine Fülle von Unschuld und Heiligkeit an sich trug, größer, als welche nach Gott keine denkbar ist, und die außer Gott niemand durch Denken erfassen kann. Und es geziemte sich in der That, daß sie stets geschmückt mit dem Glanze der vollkommensten Heiligkeit erstrahlte, und sogar selbst von der Makel der Unschuld völlig frei den vollständigsten Sieg über die alte Schlange davon trüge, eine so ehrwürdige Mutter, welcher Gott der Vater seinen einzigen Sohn, den er aus seinem Herzen sich gleich gezeugten wie sich selbst liebt, so hinzugeben beschlossen hat, daß er von Natur einer und derselbe Gottes des Vaters und der Jungfrau Sohn wurde, und welche der Sohn selbst sich wesentlich zur Mutter gemacht und erwählt, und aus welcher der heilige Geist gewollt und bewirkt hat, daß derjenige empfangen und geboren würde, von dem er selbst ausgeht." —

Wem vor solchem Unsinne nicht der Verstand stehen bleibt, der — hat keinen.

Clerikale Agitation für die „Freiheit".

(Nr. 26. — 1869.)

Zahlreiche Briefe vom Lande melden mir das hoch-erbauliche Factum, daß ein hochw. Clerus nach Kräften für

die Verbreitung der „Freiheit" sorgt. Zwar bedienen sich manche (besonders jüngere, etwas hitzige) Capläne zur Anempfehlung des Blattes gemeiniglich der nicht ganz apostolischen Bezeichnung „S . . blatt", „Schw . . . sblatt" u. s. w., zwar streichen sie auch gelegentlich meine Person kohlschwarz an und umgeben sie mit dem nöthigen Höllendufte, aber hinter dieser rauhen Schale verbirgt sich doch nur das wärmste Wohlwollen. Und der Bauer kennt das leicht heraus; er denkt sich: „Schau, der Hochwürdige muß das Blattl doch eifrig lesen, und wenn's ihm nix schad't, wird's auch mich nicht umbringen. Probiren wir's." Und der arme Bauer probirt's richtig — und von diesem Momente an hat ihn auch der „Teufel" schon. Das ist so der höllische Verlauf in der Verbreitungsgeschichte „schlechter Blätter".

Den wackeren Hirten aber, welche mit so vieler Selbstverleugnung der „Freiheit" ein Thürchen nach dem andern in den „großen Schafstall" öffnen, meinen tiefgefühlten Dank. Ich werde zwar darum keinen Heller zur Fortfütterung des Papstthums beitragen, erkläre mich aber bereit, Beschwerden gegen die Herren Bischöfe u. dgl. jederzeit in die „Freiheit" aufzunehmen.

An den Herrn Pfarrer von St. Leonhard in Graz.

(Nr. 26. — 1869.)

Erinnern Sie sich, daß am 30. März d. J. eine Italienerin (k. k. österreichische Officiers-Waise) bei Ihnen erschien und höflichst um Bestätigung eines Documentes bat? Erinnern Sie sich auch, wie Sie die höfliche Bitte dieser

Italienerin mit den roheſten Schimpfworten auf die italieniſche Nation zurückwieſen?

Sie werden ſich daran erinnern und mir's kaum verargen können, wenn ich Sie frage: wo haben Sie während jener Flegelei Ihre prieſterliche „Demuth", Ihre väterliche „Milde", Ihre chriſtliche „Liebe" gelaſſen? Wenn Ihnen aus römiſchen Geſchäftsrückſichten das junge Italien nicht zu Geſichte ſteht — warum gehen Sie dann nicht unter die päpſtlichen Zuaven und riskiren Ihren frommen Bauch gegen die Rothhemden Garibaldi's, ſtatt Ihr Müthchen an einem wehrloſen Weibe zu kühlen? Achtung vor einer fremden Nation will ich Ihnen, dem vaterlandsloſen Knechte des „Knechtes der Knechte Gottes", nicht zumuthen, aber Rückſicht und Anſtand gegen Frauen ſollen Sie lernen — trotz Ihrem „Cölibate".

Mögen Sie nun in Ihrer frommen Wuth immerhin zu Gerichte laufen; mich ſoll das wenig ſcheeren; ich rechne es zu einer meiner ſchönſten Aufgaben, Ihnen und Ihren gleichgeſinnten Collegen ſoweit als möglich von jener bodenloſen Anmaßung herunterzuhelfen, welche nur eine ebenſo bodenloſe Schafsgeduld bis zum heutigen Tage gewähren laſſen konnte.

Fromme Beſtien.

(Nr. 27. — 1869.)

Unter dem betrügeriſchen Vorwande: „Gott zu dienen", haben ſchon Tauſende von Prieſtern die ſchändlichſten Verbrechen begangen; die Geſchichte führt uns das mit blutiger

Schrift vor Augen, und wir können leider nichts mehr thun, als das Andenken der Schurken verfluchen. Daß aber in neuester Zeit, im österreichischen Kaiserstaate noch ein Pfaffe um seines höheren Schwindels willen einen verthierten Volkshaufen zu blutiger Gewaltthat hetzen konnte, das sollte doch endlich einmal der Regierung klarmachen, wie übel alle „Pietät" und „Versöhnlichkeit" gegen Subjecte angewandt ist, welche mit kalter Berechnung die Verdummung und Entsittlichung des Volkes betreiben.

Die „Presse" meldet aus Ungarn folgenden Vorfall:

„Ein Insasse des Dorfes Sopornje unterhielt ein intimes Verhältniß mit seiner früheren Magd, der er ein Haus kaufte, das sie mit ihrem Kinde bewohnte und wo sie seine Besuche empfing. Nun aber hat der dortige Dechant eine Art Keuschheits-Commission creirt, welche seine Pfarrkinder zu überwachen hat; dieselbe traf am 29. v. M. Abends den Bauer bei seiner Geliebten und führte ihn gebunden auf einem Karren in Haft, aus welcher er erst am anderen Morgen abgeholt und vor den Dechant geführt wurde. Dieser verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe, nach deren Zahlung seine Entlassung erfolgte. Gleichzeitig wurde die Geliebte des Bauers durch die erwähnte Commission vor den Herrn Dechant gebracht. Etwa 2000 Menschen versammelten sich sofort vor dem Pfarrhause. Die Magd, mit dem Kinde auf dem Arme, mußte ein selbstständiges Verhör bestehen und wurde dann schimpflich entlassen. Aber die draußen stehende Menge nahm eine drohende Haltung an; die Magd bat den Herrn Dechanten um Schutz gegen den wüthenden Pöbel, fand aber keine Erhörung. Sie mußte hinaus, mitten in die drohende Gefahr hinein. Die Feder sträubt sich nun, die Vorgänge zu verzeichnen, die da folgten. Die Barbaren packten das Weib und warfen es zu Boden; eine barmherzige Frau rettete wenigstens das Kind vor Beschädigung, indem sie sich damit flüchtete. Wie rasend schlugen und traten die Tiger auf die arme Mutter, die vergebens ihrer Wohnung zustrebte. So oft sie sich erhob, wurde sie wieder niedergeworfen, Steine, Ziegel und

Koth wurden auf sie geschleudert und schließlich das mit Wunden und Beulen bedeckte Weib in einen Sumpf geworfen, wo es bewußtlos liegen blieb . . ."

„Mir ist bei Alldem eines unbegreiflich: wie nämlich die „Presse" hier fortwährend von einem „Herrn Dechant" sprechen kann. Glaubt sie das etwa dem „journalistischen Anstande" schuldig zu sein, während sie doch unbedenklich zu den ungeheuersten Grobheiten greift, wo es sich um Leute handelt, welche sich neben anderen Verdiensten auch noch das „höherer" Mißliebigkeit erworben haben?

Man muß auch in frommen Dingen das Kind beim Namen nennen; — jene „Keuschheits-Commission" sammt ihrem Dechant hat gehandelt wie eine feige Räuberbande, als sie gegen Recht und Gesetz wehrlose Menschen überfiel und mißhandelte. Als aber der Mensch, der sich „Diener Gottes", „Lehrer der Liebe" u. s. w. nennt, das arme, verzweifelnde Weib erbarmungslos hinausstieß unter die Füße seiner glaubenswüthigen Eselsheerde, da bewies er mit dieser einen Handlung teuflischer Bosheit, daß er in all' seinem bisherigen „frommen" Wirken nur ein Heuchler und Betrüger gewesen. Solche Subjecte sollten die bischöflichen „Gerichte" mit ihren Himmelssteckbriefen verfolgen und vor aller Welt brandmarken, statt sich (wie z. B. erst dieser Tage das fürsterzbischöfliche Gericht zu Olmütz) durch Verfolgung eines s. g. „Verbrechens des schismatischen Abfalles von der katholischen Kirche" zu blamiren".

(Wie verträgt es sich übrigens mit der gesetzlichen Sicherung der Ehre, daß ein solches „Gericht" öffentlich gegen einen honneten Menschen mit dem Worte „Verbrechen" herumwerfen darf, weil dieser Mensch von seiner Gewissensfreiheit Gebrauch machte? Könnte dieser „Abgefallene" nicht

ebensogut einen Steckbrief gegen das erzbischöfl. Gericht erlassen wegen — „beharrlichen Zurückbleibens hinter den Fortschritten der menschlichen Vernunft“?)

Es ist merkwürdig, wie sehr oft oberfromme Gemüther zu roher Gewaltthat hinneigen. Die grausame Behandlung gefangener Garibaldiner in den päpstlichen Kerkern, der schändliche Mord in Burgos, die empörenden Mißhandlungsscenen in französischen Jesuitenschulen und Nonnenklöstern haben uns erst in jüngster Zeit gelehrt, wie jämmerlich es mit der „Christenliebe“ oft gerade bei Denen bestellt ist, welche davon beständig den Mund voll haben.

Der Teufel!

(Nr. 28. — 1869.)

In Jaworow nahm ein Israelite eine christliche Amme auf, deren Kind bald darauf starb. Nach der Beerdigung desselben herrschte sie der dortige Vicar Vincenz Slatwinski mit den Worten an: „Hätte ich gewußt, daß Du bei einem Juden in Diensten stehst, und dem Teufel Deine Brust gibst, denn der Jude ist der leibliche Teufel, so hätte ich Dein Kind nicht beerdigen lassen; ich sage Dir's im voraus, daß ich Dir seinerzeit keine Absolution ertheilen werde.“ Der Vicar hielt Wort, und als die Amme später zur Beichte kam, schickte er sie mit den Worten fort: „Marsch von hier, Du dienst bei einem Juden und hast hier nichts zu thun!“ — Was soll man von diesem geschornen Kopfe, der den Juden für den „Teufel“ selbst erklärt, sagen? Glaubt

er diesen Blödsinn wirklich, dann ist er zu dumm zu einem Hirten menschlicher Seelen; glaubt er aber nicht daran, so ist er ein frecher Schwindler; — und jedenfalls kann der „Himmel“ seine Freude haben an diesem Salbling-Exemplare!

Jesus in Rom.

(Eine ketzerische Träumerei am Tage der Secundizfeier des Papstes Pius *IX.*)

(Nr. 29. — 1869.)

Sie haben viel Spectakel gemacht mit dieser „Secundiz“, und der ganze, tiefinnerste Materialismus des Römerthums ist dabei wieder einmal recht grell zu Tage getreten. Mit fieberhafter Hast haben die Diener Rom's nach äußerlichen Zeichen der Anhänglichkeit an ihren Herrn gehascht. „Gebt Geld und unterschreibt Euch!“ schrie es von den Kanzeln nieder; „Geld! Geld!“ hallte es in allen „guten“ Blättern wieder, „Geld für die Sache Gottes!“

Geld für denselben „Gott“, den die frommen Leute den „Allmächtigen“ nennen, dem die fetten Prälaten so inbrünstig für ihr „täglich Brot“ danken — wenn sie den siebenten „Gang“ glücklich hinter der Bauchwand haben! Geld, gemünztes, miserables Erdengeld für „Gott“! . . . wer über solch' ungeheuren Blödsinn oder Humbug seinen gewöhnlichen Ernst bewahren kann, der verdient in der That die Auszeichnung: „Peterspfennige“ zahlen zu dürfen bis an sein seliges Ende!

Millionen erbettelten Geldes, comödiantenhafter Prunk,

Flitter und Tand, Kanonengekrache und Festessen zu Ehren des sogenannten Statthalters jenes Nazareners, der in drei Jahren mehr Großes und Edles gelehrt hat, als soviele Päpste in achtzehn Jahrhunderten verderben konnten!

— — — — — — — — — — — —

Am 11. April versetzte ich mich im Geiste nach Rom, wo ich einst die verschwenderische Pracht und freche Ueppigkeit „demüthiger Knechte Gottes" in nächster Nähe beobachtet; und als ich mir so ein Bild der dortigen Jubelfeier" zu machen suchte, da war mir, als sähe ich aus all' dem bunten Gewühle von Prälaten, Mönchen, Diplomaten, Soldaten, Aristokraten und Lakaien, eine stille, edle Menschengestalt hervorleuchten, eine wunderbarschöne Gestalt, die oft schon durch meine Träume geschritten, wenn ich geträumt von den Freiheitskämpfen der Menschheit.

Ich habe gewiß auch diesmal stark geträumt, als ich mir einbildete, ich sähe den Nazarener Jesus auf römischem Pflaster wandeln; aber ich bildete mir's nun einmal ein und hatte dazu wohl dasselbe Recht, als dieser oder jener „Heilige" zu stundenlangen Zwiegesprächen mit dem lieben Gotte.

Kopfschüttelnd wandelte Jesus durch die Reihen der päpstlichen Nobelgardisten, Schweizer-Hellebardiere, Zuaven, Carabinieri und Gensdarmen; — die blitzenden Waffen wollten dem Lehrer der Liebe und des Friedens nicht gefallen. Mit unmuthsvollem Blicke betrachtete er den colossalen Vatican, wo in zahllosen Prunkgemächern, bedient von hundert wirklichen Knechten, ein sogenannter „Knecht der Knechte Gottes" haust und in drei Tagen mehr verzehrt, als Jesus sammt seinen Jüngern in drei Jahren verbrauchte, wo ein

keineswegs besonders begabter Mann sich als irdischer Machthaber verehren und als „heiliger Vater" die Füße küssen läßt, während Jesus schlicht und bescheiden mit Jedermann verkehrte, wie mit einem Bruder. Und er durchschnitt die stolzen Gemächer und gelangte in jene Räume, wo in mächtigen Folianten und Pergamentrollen alle die s. g. „Beweismittel" der Kirche aufgestapelt sind. Dort konnte er lesen, was Priester im Laufe der Jahrhunderte aus seiner holden Menschenlehre gemacht haben, wie sie sein reingeistiges „Reich" zu einer irdischen Gewaltherrschaft machten, wie sie um der Lehre der „Liebe" willen plündernd und mordend die halbe Welt durchzogen.

Da war mir, als spielte um Jesu Mund ein Zug des tiefsten, bittersten Schmerzes; weit weg schleuderte er eine der dicksten Rollen, die, Gott weiß, welche gelehrten „Beweise" für dies oder jenes Dogma enthielt, und ich gedachte seines „Wortes": „Wehe Euch, Ihr Pharisäer und Schriftgelehrten!"

Aus dem Vatican schritt er hinab auf den Petersplatz, wo Tausende von Menschen lautplärrend knieten und ihre Brust zerschlugen, während ein mit Gold und Edelsteinen bedeckter Greis feierlichen Schrittes zur nahen Peterskirche wandelte. „Was soll das bedeuten?" fragte der Nazarener einen lautheulenden Römer. Der sah ihn zornig staunend an und sagte: „Bist Du ein Jud' oder Ketzer, daß Du nicht anbetend in den Staub sinkst vor dem Vater der Christenheit, dem Statthalter Christi?" Da trat der Nazarener hastig zur Seite, und sprühend flammte sein wunderbares Auge über all' die tausend Menschen, die hier im Namen seiner Freiheitslehren im Staube umherkrochen vor einem

Menschen! Und er wandte sich ab von dem goldstrotzenden Dome, den einst prunkliebende Päpste errichteten aus dem Schweiße und Blute der Völker und aus dem Erträgnisse des unwürdigsten Ablaßschachers.

Während der Papst unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und dem Evvivageschrei der Menschen stolz und prächtig in den Dom einzog, wo das Bildniß Jesu kostbar geschmückt am Kreuze hängt, eilte der Nazarener durch die Straßen und über die Plätze der „ewigen Stadt", und mir war, als suche er einen — Christen. Priester, Mönche, Soldaten und Gensdarmen fand er genug, prächtige Tempel voll Gold, Weihrauchdunst und Posaunengeschmetter sah er in jeder Gasse — aber er eilte weiter, vorüber an jenem Schandgebäude, an dessen Mauern der Fluch der Völker hängt, vorüber an dem „Palaste der heil. apostolischen Inquisition", vorüber an prachtvollen Klöstern, wo die Faulheit sich an der todtgeschlagenen Lehre der Liebe und der Freiheit mästet, vorüber an der blutgetränkten Stätte, wo die von den „heiligen Vätern der Christenheit" bestätigten Todesurtheile vollstreckt werden. Nach den Katakomben trieb es ihn hin, nach jenen denkwürdigen Stätten, wo einst wahre Christen in goldener Treue gelitten und gestorben für die schlichte, unverfälschte Lehre der Menschenliebe.

Mit dem Blicke voll Sehnsucht stieg er hinab in die düstere Welt des Todes, wo Gebein an Gebein, Schädel an Schädel ein tausendfaches gewaltiges Zeugniß ablegen für die herz- und seelengewinnende Macht der alten Jesuslehre.

Aber er fand auch hier nicht, was er suchte. „Kaufen

Sie, Signor, kaufen Sie kostbare, höchstwunderthätige Reliquien vom heiligen X. X.! . . . Hier Stücke vom echten, wahren Kreuze, daran Jesus gehangen, vom Schwamme, daran er gesaugt, von der Lanze, mit der man ihn gestochen . . . Alles echt und von Sr. Heiligkeit dem Papste gesegnet und besiegelt! . . . Per Stück nur einen Thaler, Signor! . . . nur einen halben Thaler!" . . . so gellte es ihm entgegen.

Da kehrte der Nazarener auch dieser Stätte den Rücken; mit einem Blicke voll Schmerz und Trauer streckte er seine Hand gegen die „ewige Stadt" aus und rief: „Wahrlich, es wird eine Zeit kommen" . . .

In diesem Augenblicke knallten irgendwo in der Nähe von Graz ein paar Böller zu Ehren der „Secundiz", und ich erwachte aus meiner Träumerei, um mir erzählen zu lassen, wie der Herr P. Greuter mit Händen, Füßen und Lunge für die „heilige Sache" gekämpft und wie der Herr Dr. Maassen wieder einmal mit erstaunlicher, theologisch-juridisch-historischer Gelehrsamkeit haarklein und haarscharf bewiesen habe, daß es mit der Alleinseligkeit des Katholicismus — richtig sei.

Da vermochte ich allerdings nicht mehr an Jesum Christum zu denken.

Selbstgemachte Gesetze.

(Nr. 29. — 1869.)

In seiner Nr. 83 bringt das bischöfliche „Volksblatt" unter der Ueberschrift „Peterspfennig" einen abermaligen

Appell an den christkatholischen Geldbeutel. Vergebens hatte man erwartet, der großen Secundiz-Schafschur werde eine heilsame Pause folgen; das „Volksblatt" meint's ganz anders, es will nun schon „regelmäßige Beiträge"!

Wer also auch ferner Lust hat, die Soldaten und Lakaien des Papstes ernähren zu helfen, der genire sich durchaus nicht vor der Stimme seiner Vernunft.

Während der Capuciner solchermaßen auf neuen Bettel ausgeht, versetzt er in seinem Jubelfeierdusel zugleich unserer Weltlichkeit folgenden Hieb:

„In der Aufrechthaltung der Souveränität des Papstes vertheidigen wir die Freiheit des Gewissens in einer Zeit, welche selbstgemachte Menschengesetze als das öffentliche Gewissen erklärt" . . .

Ueber die merkwürdige Zusammenkuppelung von Papstthum und — Gewissensfreiheit ist jede Bemerkung Luxus; aber bei der Stelle von den „selbstgemachten Menschengesetzen" will ich den Capuciner freundlichst fragen, ob denn nicht auch die Gesetze der Kirche „selbstgemachte Menschengesetze" sind? Der Capuciner kennt doch ohne Zweifel die Geschichte seiner Kirche und weiß daher auch, wie die Päpste und Concilien ein Dogma nach dem andern fabricirten, ohne daß jemals bekannt geworden, daß der liebe Gott dabei mitgeholfen.

Es ist nicht gut, daß der Capuciner den Menschengeist und seine Werke so unversöhnlich haßt; ein echtes Christengemüth soll tolerant sein auch gegen das, was es nicht hat.

„Samenkörnlein."

(Nr. 29. — 1869.)

In seiner hiesigen Secundiz-Predigt sprach der bekannte Pater Greuter auch vom drohenden Concil und beruhigte die gläubigen Gemüther über das bevorstehende neue Dogma in folgender classischer Weise. Neue Glaubenslehren, versicherte er, würden in der katholischen Kirche niemals geschaffen; es seien das nur längst vorhandene und in der Kirche verstreute „Samenkörner", die nach dem „Rathschlusse Gottes", beiläufig wie die Aloe, erst nach Jahrhunderten aufblühen. — Das ist der billigste und bequemste Glaubensspaß, den ich je vernommen! Man zieht einen ungeheueren Unsinn aus der Tasche, erklärt ihn für ein „Samenkörnlein", welches gerade an der Tour sei, aufzugehen, d. h. geglaubt zu werden, und — ein neuer Glaubenssatz ist fertig. Kein Jahr wäre da die Christenheit vor dem Aufknacken eines neuen „Samenkörnleins" sicher!

Nein, Herr Greuter, diese Art Kunstgärtnerei gedeiht heutigen Tages nimmer; — die Welt hat sich an den bereits geschluckten „Körnlein" schon genugsam den Magen verdorben.

„Der Zweck heiligt die Mittel!"

(Nr. 30. — 1869.)

Bekanntlich hat der Jesuitenpater Roh Demjenigen 1000 fl. versprochen, der ihm beweise, daß obiger Spruch jemals ein Lehrsatz der Jesuiten gewesen sei. Hierauf hat

schon im November v. J. der protestantische Pfarrer Mauerbrecher in Bergzabern (Pfalz) den unumstößlichen Beweis aus dem Werke eines der angesehensten Jesuitenlehrer, P. Busembaum, geliefert. In diesem Werke, genannt „Medulla theologicae moralis“ heißt es im Buche VI. Capitel 3: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licitas“ (Wenn der Zweck erlaubt ist, sind auch die Mittel erlaubt).

Bis jetzt hat der Pater Roh seine 1000 fl. noch nicht abgeliefert; — er wird wohl den alten Jesuiten-Lehrsatz auch da anwenden wollen, und seine ganze Preisausschreibung wäre dann nur eine neue Art — Himmelsschwindel gewesen.

Wenn die „Unfehlbarkeit“ des Papstes

vom neuesten Concil wirklich zum „Dogma“ erhoben wird, so dürfte sich auch das gelegentliche Aufknacken folgender „Samenkörnlein“ empfehlen:

1. Selbstverständlich die Nüchternheit Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Meßners Dr. Himmelgrübel;
2. der Menschenverstand des Grazer „Volksblattes“;
3. die Unbefleckbarkeit der Capucinerkutte;
4. der Hungertyphus katholischer Cardinäle, Bischöfe und Prälaten;
5. das Niedagewesensein schwangerer Nonnen;
6. die Nothwendigkeit des „Peterspfennigs“ für die Erhaltung des lieben Gottes;
7. die Sittlichkeit der Jesuitenmoral.

Erklärt man dann etwa noch den Blödsinn für obligatorisch, so wäre so ziemlich Alles erreicht, was sich auf der einmal eingeschlagenen Bahn überhaupt erreichen läßt.

Schmerzhafter Blödsinn.

(Nr. 31. — 1869.)

Unter dem Titel: „Die schmerzhafte Mutter Maria Freienstein in Obersteiermark" hat im vorigen Jahre ein Priester „cum permissu Superiorum", also mit Erlaubniß seiner kirchlichen Vorgesetzten, ein Büchlein herausgegeben, welches mit der Höllenbeschreibung des Priesters Schöpf oder den bekannten „Erscheinungen einer armen Dienstmagd in Oberösterreich" einen gemeinschaftlichen Einband von gedoppeltem Eselsleder verdiente.

Wir erfahren da zunächst, daß diese ganze schmerzhafte Geschichte von Freienstein ihr Entstehen den Jesuiten verdankt, deren „heilige Gewohnheiten" in dem Büchlein nicht wenig gepriesen werden. Aus purer „heiliger Gewohnheit" etablirten diese geriebenen Speculanten vor zweihundert Jahren jenes Wallfahrtsgeschäft, hingen ein „wunderthätiges" Bildniß Mariä d'rin auf und — warteten auf Kundschaften. Die blieben denn auch nicht aus und es tröpfelte „Wunder" und regnete „fromme Opfer", um die sich's bekanntlich bei den curiosen Gesellschaften Jesu in erster Linie handelt.

Der Verfasser ist auch schamlos genug, eine Reihe „glaubenswürdiger Berichte" über die „auffallendsten Gebetserhörungen" aufzuzählen und sich dabei auf das vor hun-

dert Jahren in Graz erschienene Buch eines Jesuiten zu berufen. Da heißt es u. A.:

„Oefters nahmen die Bewohner der umliegenden Ortschaften, wenn sie von Mißwachs oder Viehseuchen heimgesucht wurden, zu Maria Freienstein ihre Zuflucht, und ihr Vertrauen wurde belohnt, so z. B. in den Jahren 1732, 1747, 1749, 1757."

Wenn man das liest, könnte man glauben, es habe damals auf dem Lande noch eben so große Dummköpfe gegeben, als es deren noch — heute gibt.

„Im Jahre 1669 erhielt die fast gänzlich erblindete Tochter einer armen Frau wiederum gesundes und klares Augenlicht."

Hier schlägt der Schwindel in's Fach der Augenheilkunde; wie denn nach der Versicherung des Verfassers das Wunderbild von Freienstein „sich besonders in Augenkrankheiten oftmals barmherzig und hilfreich erwiesen hat".

Ein leinwandenes oder hölzernes Bild als — Specialarzt für Augenkranke! Ich gratulire unserer k. k. Medicinalbehörde zu dieser unter ihren Augen betriebenen Curpfuscherei.

„Abt Raimund von Admont überschickte nach Freienstein eine 3 Centner schwere Glocke aus Dankbarkeit für die durch Mariens Fürbitte im Jahre 1672 erlangte Gesundheit."

Ob dieser Abt auf der den Jesuiten zugesandten Glocke die bekannte Devise eingraviren ließ: „Eine Krähe hackt der anderen nicht das Auge aus" — darüber sagt das Büchlein nichts. Hoffentlich hat er's nicht vergessen.

„Ein Bürger von Mautern rettet im Jahre 1718 sein Haus vom Feuer, welches alle umstehenden Wohnungen zu Asche brennt, durch ein Gelübde nach Maria Freienstein."

Also offenbare Bestechung während einer Feuersbrunst. Während Alles brennt, verspricht der Kerl geschwind, den Jesuiten — wollte sagen: der Madonna — irgend ein

Präsent und die Flammen ziehen sich sofort respectvoll zurück, um nur die Häuser Derer zu fressen, welche nichts „spendiren" wollen.

(Bei den abruzzesischen Banditen kann man sich gegen Erlag eines mäßigen Tributes gegen räuberische Anfälle versichern.)

„Ein wilder Stier erfaßt (1719) eine Jungfrau zwischen seine Hörner und schwingt sie in die Luft. In dieser Todesangst ruft das Mägdlein: „Maria Freienstein!" und augenblicklich läßt das besänftigte Thier seine Beute unverletzt fahren!" —

Hieraus sehen wir, daß Alles in Allem doch noch das Rindvieh den meisten Respect vor „Wundern" hat.

Hier scheint der Verfasser selbst von einem leisen Grauen erfaßt worden zu sein; denn er spricht ablenkend: „Doch ich will Dich, frommes Kind Mariä, nicht durch längere Aufzählung ermüden" ... was jedenfalls das christlichste Wort im ganzen Büchlein ist.

Anmuthig macht sich der folgende Absatz:

„Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Jesuiten-Orden der Ungunst der damaligen, glaubenskalten Zeit weichen mußte, da erlitt die Wallfahrt Maria Freienstein freilich großen Eintrag; denn die eifrigen Hofcapläne der Himmelskönigin wurden entfernt, und das gläubige, katholische Volk sah nimmer die herrlichen Tugendspiegel; hörte nimmer die Aufmunterungen der gottliebenden Missionäre und begeisterten Diener Marien's!"

Jene „glaubenskalten Zeiten" waren die Zeiten Josephs II., der bekanntlich dem Pfaffenthum exemplarisch einheizte und besonders mit den Jesuiten, diesen „eifrigen Hofcaplänen der Himmelskönigin", gründlich aufräumte. — Heute hängen uns diese „herrlichen Tugendspiegel" wieder vor Augen — aber leider nicht an dem gebührenden Orte.

Zum Schlusse erheitert uns der Verfasser durch folgenden der Sache würdigen Schwank:

„Ein frommer Jesuiten-Pater soll durch mehrere Jahre täglich einen Sack, mit Steinen beschwert, den Berg hinaufgetragen haben. Die Liebe zur schmerzhaften Mutter hatte ihm diese Bußübung eingegeben!"

Im Allgemeinen ist man gewohnt, die Jesuiten mit den Geldsäcken anderer Leute durch die Weltgeschichte rennen oder schleichen zu sehen, und es ist daher die Erscheinung jenes Steinschleppers eine recht wohlthuende. Welches Vergnügen mag doch die „schmerzhafte Mutter" an diesem armen Teufel gehabt haben, der ihr da Tag für Tag einen ganzen Haufen Steine zum Präsent machte! Findet sich denn in Graz gar kein frommes Gemüth, welches alle Tage ein paar dicke Steine aus dem gotterbärmlichen Burgthore nach „Straßengel" oder an einen sonstigen „Gnadenort" schleppen möchte? Der Mann könnte damit den „Engeln" und den Grazern ein bedeutendes Vergnügen machen.

Vielleicht überlegt sich der Capuciner die Sache. —

Pflichtgetreu aber frage ich mich in gewohnter Weise bei den geistlichen Vorgesetzten jenes schmerzhaften Broschüren-Verfassers an: ob man bei Herausgabe solchen Blödsinnes etwa die Hebung der ländlichen Intelligenz im Auge hatte, oder ob man sich vielleicht ein bischen schämen und energische Maßregeln gegen den ferneren Betrieb jener höchst verdächtigen Augenklinik zu Freienstein ergreifen möchte?

Die Deutschnationalen.

(Beleuchtung einer in Nr. 90 des „Grazer Volksblattes" enthaltenen journalistisch-denunciatorischen Infamie.)

(Nr. 32. — 1869.)

Jedermann weiß, daß jene Partei, deren Wahlspruch: „Der Zweck heiligt die Mittel", zur Erreichung ihres nichtswürdigen Zweckes auch in der That noch vor keinem Mittel zurückschreckte. Die Geschichte lehrt uns auf tausend blutigen Blättern, wie ein herrsch- und gewinnsüchtiges Pfaffenthum Weltkriege entzündete, Volksstämme vernichtete, Zwietracht und Mord in Staaten, Städte und Familien säete, Raub, Betrug, Erbschleicherei, Fälschung und Einbruch im Großen wie im Kleinen übte — Alles um jenes Zweckes willen, den es betrügerischerweise die „höhere Ehre Gottes" nannte und der in Wahrheit nichts war als die irdische Macht. Um des Zweckes willen hat einst ein römischer Papst sich nicht gescheut, ein Bündniß mit der Türkei gegen Oesterreich zu schließen; um des Zweckes willen haben römische Päpste hier den Absolutismus, dort die Revolution gesegnet, hier den Nationalgeist entflammt, dort die Vernichtung der Nationalität gepredigt; um des Zweckes willen haben sich römische Päpste vor Allem eine vaterlands- und familienlose, blindgehorchende Armee geschaffen, um auf zuverlässige Bedienung rechnen zu können, wenn es galt, die edelsten natürlichsten Rechte und Gefühle der Menschheit zu bekämpfen.

Heutigen Tages kann die Partei der römischen Nacht allerdings nicht mehr darauf rechnen, das Geschäft en-gros mit Weltkriegen und Völkerplünderungen zu betreiben; sie

handelt darum en-detail mit localer Volksverdummung und Verhetzung, wühlt, schleicht und kriecht zwischen den politischen und socialen Parteien umher und schreit mit Vorliebe nach der Polizei.

Ein solcher heiserer Denunciantenschrei ist jener Artikel des „Grazer Volksblattes". Zunächst wird darin auf die „Gefahr" hingewiesen, welche die hiesigen Deutschnationalen gleich den „Bettelpreußen" in Süddeutschland der „historischen Selbstständigkeit" bereiten, und das erwachte Nationalgefühl, die Liebe zum deutschen Vaterlande wird von dem römischen Federknechte „ein aus dem Sumpfe des Egoismus und der Felonie emporgestiegenes Irrlicht" genannt. Dasselbe Blatt, welches bei jeder Gelegenheit die nationalen Bestrebungen der Czechen und Slovenen segnet, weil dieselben gerade einmal in den römischen Kram passen, dasselbe Blatt, welches nach all' seinen (freilich erbärmlichen) Kräften bemüht war, Haß und Zwietracht in dem österreichischen Volke zu säen, als eine vernünftigere Gesetzgebung einen (leider vorerst nur dünnen) Strich durch die römische Rechnung machte — dieses selbe Druckding ist nun auf einmal ungeheuer besorgt für die Existenz Oesterreichs, weil deutsche Männer in einer deutschen Stadt öffentlich erklären, daß sie deutsch bleiben wollen und daß sie die fortschreitende Einigung des großen Vaterlandes mit Freude begrüßen.

Und warum gerade diese Pfaffenwuth gegen alle deutschnationalen Bestrebungen, diese Pfaffenangst vor der geschehenen Kräftigung und werdenden Einigung der deutschen Nationalität?

Weil diese Römlinge recht wohl wissen, daß der deutsche Geist mehr als jeder andere berufen ist, die Welt von dem

dicken Nebel des Aberglaubens und dem Mehlthau des Jesuitismus rein zu fegen; weil sie wissen, daß ein freies, einiges Deutschland bald genug die römischen Füchse aus all' den Schlupflöchern heraustreiben wird, in denen sie unter dem Schutze dynastischer Berechnung und pfahlbürgerlicher Bornirtheit so lange und so sicher gehaust. — Diese Sippschaft fühlt, daß es ihr heute oder morgen an den Kragen gehen wird; — sie lästert, lügt und denuncirt um ihre Existenz. Und in diesem Sinne thut das bischöfliche Blatt nur seine Schuldigkeit, wenn es auf die Gefährlichkeit der „Deutschnationalen" hinweist, sie „Freibeuter", „Reichsverräther" u. s. w. nennt und mit heiligem Geblinzel nach dem Staatsanwalte schreit:

„Ihr wollt das alte Oesterreich zertrümmern! Ihr wollt die Revolution! — Ihr wollt euere schwindelhaften Nationalitäten-Gelüste befriedigen — das wollt ihr — und uns nennt ihr Reichsverräther, nennt ihr Vaterlandslose!!!"

Ja, Euch, die Ihr unfähig seid, die Begriffe „Nationalität" und „Vaterland" zu fassen, die Ihr nicht nur Oesterreich sondern alle Staaten der Welt ohne Bedenken zertrümmern würdet, um eure schwindelhaften Pfaffengelüste zu befriedigen, — Euch nennt man mit bestem Rechte „Vaterlandslose", und wenn man Euch auch nicht in Bezug auf Oesterreich „Reichsverräther" nennen kann, so kann man dies doch in Bezug auf das große Reich des Menschengeistes.

Die schmählichste Lüge in dem von Lügen strotzenden Artikel ist die oft wiederholte Behauptung: die „Deutschnationalen" stünden im Dienste Preußens. Damit speculirt der Pfaffe schlau auf den wunden Fleck, den das Jahr 1866 im Herzen vieler Deutsch-Oesterreicher zurückgelassen, und igno-

rirt dabei in bübischer Weise das von der edelsten Freiheits- und Vaterlandsliebe getragene, echtdemokratische Programm des Vereines, worin für specifisch preußische oder gar hohenzoller'sche Sonderbestrebungen auch nicht das geringste Plätzchen gelassen ist. Scheu und feig weicht der Pfaffe den zündenden Devisen „deutsche Nation", „deutsche Einheit" und „deutsche Freiheit" aus und schiebt überall das Wörtchen „preußisch" unter. Er will in seiner blinden Furcht und Wuth nicht zugestehen, daß mit jedem Schritte nach vorwärts auf dem Wege der nationalen Einigung das Preußenthum mehr und mehr in dem Deutschthume aufgehen muß, und nachdem er so zum Schrecken für große und kleine Kinder den Popanz „Pickelhaube" aufgepflanzt, begibt er sich schließlich noch auf das Gebiet der persönlichen Verdächtigung. Mit einer Schamlosigkeit, wie sie in solchen Fällen gewöhnlich nur stellenjägerischen Convertiten eigen ist, legt er dem Auftreten der „Deutschnationalen" das schmutzige Motiv persönlicher Gewinnsucht unter. Glaubt denn dieser Mensch, weil in seinem „heiligen" Rom das Himmelsgeschäft längst schon zur gemeinsten Speculation auf materiellen Gewinn geworden ist, müsse auch der Deutsche mit seiner Liebe zum Vaterland Wucher treiben? Hat er über so vielen Beispielen von herzloser Selbstsucht vaterlandsloser Salblinge schon allen Glauben an selbstlose Vaterlandsliebe verloren? Möglich, daß dem so ist; jedenfalls läßt sich jene plumpe Verdächtigung nur auf Rechnung completer moralischer Verkrüppelung des Verfassers setzen.

Das „grünweise Land" aber, an welches die letzten Zeilen jenes schmählichen Artikels appelliren, das deutsche Volk der Steiermark, wird trotz solchen Römlingsschwindels

in all' seinem geistigen Leben und Streben unauflöslich mit dem großen Vaterlande verbunden bleiben, und so werden denn einst auch aus seinen herrlichen Thälern die letzten Streifen römischen Nebels sammt der letzten Nummer des „Volksblattes" hinausgeblasen werden.

Von Kirchensatzungen und Staatsgesetzen.

(Nr. 33. — 1869.)

Der Republikaner Castelar hat jüngst in den spanischen Cortes die römische Kirche angeklagt: daß sie der Menschheit keine „liebende Mutter", sondern eine verfolgende, mordende Furie gewesen; und er hat seine Anklage bestens motivirt. Mit unbeschreiblichem Enthusiasmus umdrängte die ganze Versammlung den edlen Freiheitsredner, und gesenkten Hauptes schlichen die wenigen Vertheidiger der Kirche hinaus.

Es liegt in diesem Vorfalle eine Mahnung eigenthümlicher Art an die Gesetzgeber aller Staaten. Für vernünftige Menschen kann eine „Kirche" nichts anderes bedeuten, als eine Privatgesellschaft, welche sich von einem gewöhnlichen Vereine oder einer Actiengesellschaft nur durch die Beschäftigung unterscheidet. Das anmaßende Prädicat „göttliche, daher über alle menschlichen Gesetze erhabene Einrichtung" wird der moderne Staat doch wohl keiner Religionsgenossenschaft mehr zugestehen wollen, und hiermit fällt auch alle Ursache weg, den einzelnen „Kirchen" durch die Gesetzgebung einen höheren Schutz angedeihen zu lassen, als

den übrigen anerkannten Privatgesellschaften. Die Sache ist im Interesse der Vernunft und Wahrheit von Wichtigkeit; denn so lange die Gesetzgebung die Glaubenssätze der Kirchen gegen die öffentliche Kritik in besonderen Schutz nimmt, thut sie der öffentlichen Vernunft Zwang an und hindert das Erforschen und freie Bekennen der Wahrheit nicht wenig.

Wir sehen z. B. in der katholischen Kirche die unglaublichsten Lehren zu „Dogmen" werden und damit unter den ganz besonderen Schutz des Gesetzes treten.

Noch vor sechszehn Jahren konnte Jedermann die „unbefleckte Empfängniß" Mariä für baaren Unsinn erklären, ohne darum mit dem Staatsanwalte in Conflict zu gerathen. Probire das Einer jetzt, da die Sache zum „Dogma" geworden.

Heute darf noch jeder Vernünftige die „Unfehlbarkeit" des Papstes nicht nur für erlogen halten, sondern auch öffentlich dafür erklären. Beliebt es aber etwa dem neuesten Concil, diese „Unfehlbarkeit" zum „Dogma" zu ernennen, so tritt damit die colossalste Lüge unter den ganz besondern Schutz der Gesetze des Staates!

Liegt in solchen Mißverhältnissen nicht eine schwere Gefahr für die Pflege der öffentlichen Vernunft und vor Allem der öffentlichen Ehrlichkeit?

Darum keinen besonderen weltlichen Schutz mehr für die geistliche Speculation; sondern gleiches Recht für die Satzungen der Kirchen wie für die Statuten des erstbesten Vereines!

Aus der Verbrecher-Chronik der „Gesellschaft Jesu“.

(Nr. 33—40. — 1869.)

Wollte man den eigenen Geschichtswerken der Jesuiten glauben, so wären niemals heiligere, tugendhaftere Menschen auf Erden gewandelt, als die von der „Gesellschaft Jesu“.

In dem Jesuitenwerke „Imago primi saeculi Societatis Jesu“ nennt sich die Gesellschaft in anmuthiger Bescheidenheit: „Jenen feurigen Wagen Israels, der aus besonderer Gnade Gottes in diesen für die Kirche so bedrängten Zeiten zur Freude aller Welten wieder erscheint und in welchem sich statt Soldaten eine Schaar Engel (Jesuiten nämlich) befindet.“ (Lib. III. Orat. I. pag. 401.)

In demselben Spitzbubenwerke erklären sich die Jesuiten für so heilige Leute, daß sie gar nicht verdammt werden können. So oft ein Jesuit stirbt, kommt Jesus expreß vom Himmel, um die Seele des Sterbenden mit sich zu nehmen. (Lib. V. Cap. VIII. pag. 648).

Ferner erklärt sich die Gesellschaft für erhaben über alle schädlichen Einflüsse der Zeit, denen selbst die Kirche unterworfen ist. Sie kann nie veralten oder verdorben werden. (Lib. I. Cap. X. pag. 104.)

Zur richtigen Würdigung der „Heiligkeit“ dieses Ordens sind einige historische Proben hier am Platze. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts (kurze Zeit nach Gründung des Ordens) wurden die Jesuiten schon mit Schimpf und Schande aus der toscanischen Stadt Montepulciano vertrieben. Die „heiligen Väter“ hatten sich dort wie Schweine aufgeführt. Einer hatte ein junges Mädchen auf freiem Felde

genothzüchtigt, ein anderer war noch rechtzeitig an einem Nothzuchtversuche gehindert worden. Der Rector des Jesuiten-Collegiums, P. Johann Gambar, stand mit vielen Frauen in unzüchtigem Verkehre, und befriedigte seine Gelüste u. A. auch mit zwei Schwestern im Beichtstuhle. Obgleich durch Briefe und Zeugen überwiesen, leugneten die heiligen Sünder nach echter Jesuitenmanier Alles rundweg und erklärten: „sie hätten durch ihren gottseligen Eifer viele Mädchen zum Eintritte in Klöster bewogen und es überhaupt dahin gebracht, daß die Frauen in Zucht und ehelicher Treue lebten. Hierüber seien die sündhaften Bewohner der Stadt erzurnt gewesen und hätten sie, die „heiligen Väter", verleumdet." —

Bald darauf (1564) erregte der Jesuiter-Pater Ribera, Beichtvater des Cardinals Carl von Borromeo, einen mächtigen Scandal, indem er sich der Schändung eines Edelknaben des Cardinals schuldig machte, und der Jesuiten-Pater Nicolaus Coprevizius ließ sich am erzherzoglichen Hofe zu Graz in Steiermark in schnödester Unzucht mit einem Hoffräulein erwischen. Das Hoffräulein genas eines gesunden Söhnleins der „Gesellschaft Jesu".

In den Jesuiten-Collegien zu Agen und Bordeaux trieben der Magister Franz Mingeloufaux und der Pater Leonhard Alemay die Knabenschändung systematisch, und die Autoren Alphons de Vargas und Peter Jarrige (beide Jesuiten von vier Gelübden) berichten in ihren Werken unter genauer Angabe von Namen, Zeit und Ort zahlreiche Beispiele von Verführung, Schändung und Nothzucht, welche von Jesuiten in Privathäusern, Collegien, Klöstern und Kirchen begangen wurden. —

So stand es mit der Keuschheit dieser „Engel" auf dem „feurigen Wagen Israels". Sehen wir nun, wie sich die „heiligen Väter" zu dem Geschäfte der Banditen und Meuchelmörder verhielten.

Schon in der ersten Zeit seines Bestehens (1560) wurde der Jesuiten-Orden einer schmählichen Erbschleicherei wegen aus dem Schweizer-Canton Graubünden vertrieben. Es war in dem Flecken Ponte ein hochbetagter Mann, Namens Anton Quadrius, der sich ein bedeutendes Vermögen erspart hatte. Durch betrügerische Vorspiegelungen aller Art wußten die Jesuiten den schon fast kindisch gewordenen Greis zu bewegen, sein ganzes Vermögen der „höheren Ehre Gottes" zu weihen. Die rechtmäßigen Erben brachten aber die Sache vor den Bundestag, und hier wurde trotz aller Fürsprache jesuitenfreundlicher Fürsten Deutschlands und Italiens beschlossen, daß die Jesuiten das erschlichene Erbe zurückzuerstatten und den Canton für immer zu verlassen hätten.

Fünfzig Jahre später schlichen sie sich wieder in Wallis ein, wurden aber auf Antrieb eines angesehenen, freisinnigen Bürgers, Namens Barthol. Alett, wieder verjagt. Zur Rache hiefür wurde Alett von den Jesuiten mittelst einer Schrift vergiftet. Er öffnete das Schriftstück an einem Morgen, als er noch ganz nüchtern war, und es stieg ihm daraus ein so heftig wirkendes Gift in Gehirn und Lunge, daß er trotz sogleich angewendeten Gegengiftes erlag. (Hospiniani Jes. Hist. pag. 135 & 207.) —

Am 31. Juli 1589 wurde der König Heinrich III. von Frankreich im Lager zu St. Cloud durch den Jacobinermönch Clement ermordet, und die Historiker Mezerai und Thuan weisen nach, daß die „Gesellschaft Jesu" mit

jenem Meuchelmorde in directe Verbindung zu bringen sei. Schon der Eifer, mit welchem sie unmittelbar nach der That die Emordung des Königs als ein „rettendes Wunder", und den Mörder als einen „Märtyrer" priesen, macht ihre Mitschuld mehr als wahrscheinlich. In ihrem Jahresberichte verkündeten sie frohlockend: „An dem Tage, an welchem wir durch ein königliches Edict aus Bordeaux vertrieben werden sollten, wurde der Urheber dieses Edictes seines Lebens verlustig. Wir wären nach St. Macaire verbannt und sämmtlich vernichtet worden, wenn nicht zuvor jener „Eine" (der König) vernichtet worden wäre." (Annuae Litterae Societat. Jesu 1589. Collegium Burdigalense.) Ja, der Jesuit Johann Mariana sagt in seinem Werke (De Rege et Regis institutione. Lib. I. Cap. VI.), daß sich der Mörder Clement durch jene That „unsterblichen Ruhm" erworben habe, und der infame Jesuitenfreund Papst Sixtus V. hielt, als er die Nachricht von dem Morde empfangen, dem Mörder vor dem versammelten Consistorium eine begeisterte Lobrede, worin er ihn über Eleazar und Judith erhob. (Jac. Aug. Thuani Hist. sui temporis. Tom. VI. Lib. XCVI. n. X. pag. 767.)

Im Jahre 1593 wurde in Melun ein Soldat, Namens Peter Barriere, über der Absicht, den König Heinrich IV. zu ermorden, ertappt und hingerichtet. Er gestand, von dem Jesuiten Varade und anderen Jesuiten zum Morde überredet worden zu sein; man habe ihm dieses Verbrechen als ein „heiliges, gottgefälliges Werk" gepriesen und dafür die „ewige Glückseligkeit" zugesichert. (Mezerai. Tom. III. Lib. IV. — Jac. Aug. Thuani Hist. s. temp. Tom. V. Lib. CVII n. XIII. pag. 305.) —

Im nächsten Jahre (1594) verwundete der Jesuitenschüler Johann Castel den König Heinrich IV. durch einen Dolchstoß. Er war durch den Jesuiten-Pater Gueret und den Rector des Jesuiten-Collegiums P. Joh. Guignard zu diesem Verbrechen verleitet worden.

Castel und Guignard wurden hingerichtet, Gueret auf Lebenszeit verbannt. Dafür wurden diese drei Schurken noch bis in die neuere Zeit durch jesuitische Geschichtsfälscher als „Märtyrer" gepriesen.

Die von den Jesuiten in Frankreich verübten Verbrechen waren so schwer und zahlreich, daß gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Parlamente von Languedoc und Paris ihre gänzliche Vertreibung beschlossen. In ersterem Parlamente entlarvte der General-Advocat Belloy mit schlagenden Argumenten die Heuchelei der schändlichsten Verbrecher-Gesellschaft, welche jemals unter heiligem Vorwande die Menschheit betrogen, bestohlen und gemordet, und schloß seine glänzende Rede mit den Worten: „Sie (die Jesuiten) haben auf ihren Kanzeln, in den Beichtstühlen und in schmählichen Schriften den Königsmord gerechtfertigt. Die Bande der menschlichen Gesellschaft sind zerrissen durch die Verschwörungen und Zwiste, welche sie in unseren Staaten veranlaßten. Seit diese elenden Fremdlinge durch Betrug unsere Jugend blenden, findet man nur Verwirrung und Gesetzlosigkeit. Ihre Habsucht und ihr Geiz hat Alles angesteckt" . . . .

(Dieses Urtheil ist im Laufe der Zeit noch unzähligemale über die Jesuiten gesprochen und durch zahlreiche unwiderlegliche Beweise begründet worden. Seit drei Jahrhunderten hat diese absonderliche Pfaffenbande alle Staaten

der civilisirten Welt zum Tummelplatze ihrer Verbrechen und Laster gemacht — immer getreu ihrem historischen Grundsatze: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Und Angesichts alles dessen leugnet Euch heute doch der erstbeste Jesuit mit frechem Himmelsgeblinzel jeden — auch den geringsten „Fehltritt“ seiner „heiligen“ Sippschaft ab, und ein vom Hafer des Uebermuthes gestochener Pater, Namens Roh, setzte sogar einen zu seinem „Armuthsgelübde“ ganz nett passenden Preis von 1000 fl. auf den Nachweis: daß obiger Jesuiten-Grundsatz wirklich als solcher existire.

(Der Nachweis ist dem Pfaffen aus einem der hervorragendsten Jesuiten-Lehrbücher geliefert worden; von der Bezahlung der 1000 fl. hat aber noch kein Mensch etwas erfahren. Pater Roh denkt sich wohl, das gehe auf eine Rechnung mit den übrigen Streichen der „Gesellschaft Jesu“.)

Im Jahre 1582 wurde zu Antwerpen der Prinz Wilhelm von Oranien durch einen jungen Spanier, Namens Johann Jaurigni, meuchlerisch verwundet. Die Untersuchung ergab, daß Jaurigni durch einen Mönch zu dieser That verleitet vorden war. Vier Jahre später entwendeten die Jesuiten die Gebeine des Mörders und bewahrten sie als „kostbare Reliquien“. Es ist um so weniger zu bezweifeln, daß auch dieser Mordversuch von den Jesuiten ausging, als die am 10. Juli 1586 wirklich erfolgte Ermordung des Prinzen Wilhelm ihnen jedenfalls zur Last fällt. Der Mörder, Balthasar Gerard, bekannte, daß er sich zuerst in Trier während der Beichte mit einem Jesuitenpater über den Anschlag berathen habe und daß er sowohl von diesem, als auch von drei andern Jesuiten und einem

Barfüßermönche wiederholt und dringend zur Ermordung des Prinzen angeeifert worden sei. Alle diese frommen Schufte segneten ihn und versprachen ihm die „Märtyrerkrone im Himmel" — dieses bekannte billige Trinkgeld für alle im Dienste des Pfaffenthums verübten Schandthaten.

(Van Meteren, Niederländ. Geschichte. Th. I. Buch XI. S. 428.)

Als nach Wilhelms Ermordung die Generalstaaten dessen Sohn, Grafen Moriz von Nassau, zu ihrem Haupte wählten, versuchten es 1595 die Jesuiten abermals mit dem Meuchelmorde. Sie versprachen einem armen Faßbinder, Namens Peter Panne, die „ewigen Freuden des Himmels" und eine jährliche irdische Pension, wenn er den Grafen ermorde. Als er sich darauf zur Ausführung bereit erklärte, erhielt er im Jesuiten-Collegium zu Duvay Absolution und Abendmahl, ward nochmals dringend zur muthigen Durchführung seines „heiligen, verdienstlichen Werkes" ermahnt, mit einem langen, vierschneidigen Dolche versehen und nach Leyden geschickt, wo Graf Moriz residirte. Dort wurde er von zwei Jesuiten empfangen und abermals zu Muth und Vorsicht ermahnt. Der Anschlag ging aber gänzlich fehl, Panne wurde ergriffen, und die gerichtliche Untersuchung förderte die ganze Niederträchtigkeit der Jesuiten zu Tage. Noch in demselben Jahre wurden die „heiligen Väter" aus der niederländischen Republik vertrieben. (J. A. Thuani Hist. sui temporis. T. V. Lib. (CXXI. n. VII. pag. 757.) —

Wir haben nun diese nichtswürdige Gesellschaft in ihrem historischen Walten auf den Gebieten der Unzucht und des Meuchelmordes beobachtet; in Folgendem

werden wir sehen, wie sie „zur höheren Ehre Gottes“ Politik getrieben.

Ich halte solche geschichtliche Erinnerungen für besonders heilsam in einem Lande, wo das Volk die Geschichte entweder gar nicht, oder für römische Zwecke gefälscht, kennen lernte.

Während die Jesuiten überall das Volk durch Wunderschwindeleien, unerhört alberne „Religions-Uebungen“ jeder Art und Verfälschung des Unterrichtes zu verdummen und zu entsittlichen suchten, drängten sie sich zugleich in listigster Weise an die Mächtigen heran, um durch sie die Geschicke der Welt zu leiten. Sie waren es vornehmlich, welche die Fürsten zu den schändlichsten Verfolgungen Andersgläubiger aufhetzten und mittelst ihres großartigen Spionagesystems viele Tausende von „Ketzern“ in die Hände der „strafenden Gerechtigkeit“ lieferten. Zu ihren ersten Opfern gehörten die Waldenser, welche sich nach einem langen, entsetzlichen Vertilgungskriege aus dem südlichen Frankreich in die Gebirge von Savoyen geflüchtet. Diese schon im 11. Jahrhunderte von Peter Waldo, einem Lyoner Bürger, gestiftete Secte hatte sich den unversöhnlichen Haß der römischen Pfaffenschaft zugezogen, weil sie sich mit Ekel von dem bodenlosen Sumpfe priesterlicher Unzucht, Betrügerei und Herrschsucht abgewendet hatte und die Wiederherstellung der alten, einfachen Christuslehre erstrebte. Wie die Waldenser diesen edlen Vorsatz ausführten, beweise folgender Bericht, den eine vom Könige Franz II. von Frankreich eingesetzte Untersuchungs-Commission erstattete. Diese aus Katholiken bestehende Commission mußte bekennen:

„Die Waldenser seien Leute, die seit dreihundert

„Jahren mit unermüdetem und unbelohntem Fleiß ein rauhes „und unfruchtbares Erdreich bearbeiten; sie seien im höchsten „Grade der Arbeit und des Hungers gewohnt; sie wären „Feinde des Zankes und gegen Dürftige „freigebig; sie hätten von jeher mit vorzüglicher Treue „ihren Fürsten die Abgaben entrichtet; ihr Gottesdienst be= „stünde in unermüdetem Gebete und in der Unschuld „ihrer Sitten; übrigens gingen sie selten zur Kirche; „sie würfen sich nicht vor heiligen Bildern auf „die Erde; sie opferten diesen keine Wachslich= „ter oder Gaben; sie ließen von ihren Priestern „für Verstorbene keine Messen lesen; sie bezeichnen „sich nicht mit dem gewöhnlichen Zeichen des Kreuzes; wenn „es donnert, besprengten sie sich nicht mit ge= „weihtem Wasser, sondern flehten mit zum Himmel er= „hobenen Augen Gottes Hilfe an; sie pflegten nicht „an heilige Orte zu wallfahrten, auch nicht auf „ihren Reisen vor einem Krucifixbilde das Haupt zu ent= „blößen; sie verrichteten ihren Gottesdienst auf eine andere „Weise und in der Volkssprache; sie ehrten endlich nicht den „Papst oder die Bischöfe, sondern sie wählten sich aus ihrer „Mitte ihre Vorsteher und Doctoren".*)

Dieser Bericht würde den Waldensern vor vernünftig und gerecht denkenden Menschen zum schönsten, ehrendsten Zeugnisse gedient haben; vor einem Monstrum des Truges und der Brutalität aber, wie es die römische Hierarchie war, wurde er zu ihrem Todesurtheile, dessen Vollstreckung dem Könige von Frankreich, als dem „allergetreuesten Sohne

---

* (*Jac. Aug. Thuani Histor. s. temp. Tom. I. Lib. VI. pag. 224.*)

der Kirche", oblag. (Damals waren nämlich die Fürsten mit wenigen Ausnahmen noch elend oder dumm genug, den römischen Päpsten als Henkersknechte zu dienen.)

Ein feiger Mordbrenner, Namens Baron Oppede, ward mit der „Bekehrung" der Unglücklichen betraut, und er „bekehrte" mit Feuer und Schwert, mordete die Männer, schändete die Frauen und pflanzte triumphirend seine blutbefleckten römischen Götzenbilder auf eine ungeheure Brandstätte.

Die wenigen nach Savoyen entkommenen Waldenser sammelten sich dort in den Gebirgen zu neuen Gemeinden und fanden bald zahlreiche Anhänger. Der Herzog von Savoyen wollte nach einem mißlungenen Ausrottungsversuche die „Ketzer" durch ein sogenanntes „Religionsgespräch" zu gewinnen suchen; ward jedoch durch den schändlichen Papst Innocenz III. aufgefordert: nochmals „das einzig wirksame Mittel, den Zwang", anzuwenden. Und so geschah es.

Die damals noch junge „Gesellschaft Jesu" ergriff diese Gelegenheit, um ihren Eifer für die „heilige Sache" zu beweisen und sandte sogleich den Pater Possevin nach Savoyen, wo er rasch das Vertrauen des Herzogs gewann und an der Spitze einiger tausend Soldaten auf die Ketzerjagd auszog. Er fungirte dabei abwechselnd als Spion, Prediger, Richter und Henker, schonte weder Alt noch Jung und überwachte mit besonderer Sorgfalt die Verbrennung der Waldenser-Priester bei langsamem Feuer. Er war dabei noch der habsüchtigste und lüderlichste Schurke, der jemals unter „heiligem" Vorwande gestohlen und gelottert — was bekanntlich viel sagen will.

Trotz aller Kämpfe aber und trotzdem der Herzog auf

Possevin's Rath zu wiederholtenmalen die schmählichsten Treulosigkeiten wider die Waldenser verübte, gelang es nicht, diese heldenmüthige Secte auszurotten, vielmehr kam im Jahre 1561 ein Friedensschluß zu Stande, welcher den Waldensern für „alle Zeiten" freie Religionsübung garantirte. Der Papst war wüthend und machte dem Jesuiten-Generale Lainez die heftigsten Vorwürfe über diese mangelhafte Bedienung — „Gottes". Der tausendfache Mordbrenner Possevin hatte nach der Meinung dieses exemplarischen „Vaters der Christenheit" noch zu milde gehandelt!

Das größte Verbrechen der „Gesellschaft Jesu" ist die Veranlassung des dreißigjährigen Krieges.

Schon 1578 hatten sie den Kaiser Rudolf II. verleitet, die den Steirern und Oesterreichern garantirte Religionsfreiheit wieder zu nehmen. Damals waren Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain fast ganz protestantisch und wären es noch heute, wenn nicht fürstliche Gewaltthat und Treulosigkeit, angeregt durch jesuitische Niederträchtigkeit, sie wieder „katholisch gemacht" hätte.

Ein Haupt-Katholischmacher war der fanatisch-bigotte Erzherzog Carl, welcher zuerst die Jesuiten in Graz einführte und von dort aus seine „Bekehrungs"-Arbeit in großartigem Maßstabe betrieb. Er ließ die Kirchen der Protestanten von Grund aus zerstören, ihre Bücher verbrennen *) und die lutherischen Prediger verjagen und durch katholische ersetzen.

Die Jesuiten dienten ihm dabei vortrefflich; sie durchstrichen in allen möglichen Verkleidungen die steierischen Ge-

---

*) Auf dem Grazer Schloßberge wurden auf einmal 12.000 protestantische Bücher verbrannt.

birge und denuncirten jede „ketzerische“ Regung. Dabei hatten sie nicht blos die „höhere Ehre Gottes“ im Auge, sondern auch die Casse ihrer Gesellschaft, die bei den zahlreich stattfindenden Güterconfiscationen das beste Geschäft machte.

Auf alle Bitten und Beschwerden des schmählich mißhandelten Volkes hatte der gewaltthätige Carl keine andere Antwort, als „Cujus regio, ejus religio“ (wessen Herrschaft, dessen Religion), und so erhob sich denn endlich das Volk der steierischen, salzburger und oberösterreichischen Berge, jagte die römischen Prediger weg und befreite die eingekerkerten lutherischen. Bei Judenburg ward 1588 der Erzherzog Carl auf der Ketzerjagd gefangen und wäre von den ergrimmten Bauern erschlagen worden, wenn nicht ein protestantischer Prediger ihn gerettet hätte.

War Carl ein grausamer „Bekehrer“ gewesen, so wurde sein Sohn, Erzherzog Ferdinand, zu einem wahren Henker des Protestantismus in Oesterreich. Väter der „Gesellschaft Jesu“ hatten die Erziehung dieses Menschen von frühester Jugend auf geleitet und ihm jenen blinden, blutigen Haß gegen alles Nichtkatholische in's Herz gepflanzt, welcher ihn später in Böhmen zu dem Ausrufe trieb: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!“

Zu Loretto in Italien (wo bekanntlich das „wirkliche, echte“ Haus der „Muttergottes“ steht, das ein „Engel“ über Länder und Meere dahin getragen haben soll, wie ein Stück Wurst), an diesem von mystischem Schwindel umnebelten Orte hatten die Jesuiten den jungen Erzherzog einen entsetzlichen Eid schwören lassen: „daß er nicht ruhen und rasten wolle, bis alle Ketzer vertilgt seien.“

Kaum hatte er sein Bekehreramt in den deutschen Län-

dern Oesterreichs angetreten, als er auch überall Galgen für die protestantischen Geistlichen errichten, die noch vorhandenen evangelischen Kirchen zerstören und sogar die Friedhöfe aufwühlen ließ, um die alten Ketzerknochen zu verbrennen.

Aber alle Gewaltthat reichte damals noch nicht hin, den Protestantismus in Oesterreich zu vernichten, vielmehr breitete er sich immer weiter und weiter aus, und die Bewegung wuchs dem Kaiser Rudolf II. derart über den Kopf, daß vielleicht damals der Katholicismus in Oesterreich untergegangen wäre, wenn ihn nicht die Erzherzoge Mathias, Leopold und Ferdinand mit aller Kraft, d. i. mit Feuer und Schwert, vertheidigt hätten.

Es war die Absicht der Erzherzoge, oder besser gesagt: der Jesuiten, den unentschlossenen Kaiser Rudolf allgemach durch seinen thätigeren Bruder Mathias zu ersetzen, und es wurden hiezu die perfidesten Mittel angewandt. Unter den Protestanten wußte man die Meinung zu verbreiten, sie würden von Mathias die volle Freiheit der Religionsübung erlangen, und hierdurch ward es Mathias möglich, ein starkes Heer zusammen zu bringen, an dessen Spitze er vom Kaiser die Abtretung Ungarns und Oesterreichs erpreßte.

Nun begann ein seltsamer Wettstreit zwischen den beiden Brüdern; zunächst opferte Rudolf, um sich der Böhmen zu versichern, die Ausschließlichkeit des katholischen Cultus und erließ den berühmten „böhmischen Majestätsbrief“ welcher den Böhmen die vollste religiöse und politische Freiheit zusicherte. Bald aber machten die Jesuiten den schwachen Mann seinem kaiserlichen Worte untreu und bewogen ihn, den Erzherzog Leopold, damaligen Bischof von Passau, mit

einem starken Glaubensheere nach Böhmen zu rufen, um dort abermals zu „bekehren".

Die Böhmen aber leisteten blutigen Widerstand, und als nun Mathias aus Ungarn heranzog, mußte der Kaiser den Erzherzog Leopold mit seinem Kreuzheere wieder heimschicken und wohl oder übel die böhmische Krone an den Biederbruder Mathias abtreten.

Nun warf dieser wieder mit Freiheiten umher, wie mit Haselnüssen — natürlich, ohne im Mindesten die Absicht zu haben, sein fürstliches Wort zu halten. Als er nach Rudolf's Tode (1612) Kaiser wurde, machte er sofort seinen Neffen, den bekannten „Katholischmacher" Ferdinand zum Könige von Böhmen. Diese „frommste" und blutigste Blüthe aus Habsburg's Stamme beschwor zwar mit gerührter Miene den „Majestätsbrief" der Böhmen, aber wohl schon während des Schwörens dachte er an die besten Mittel und Wege, diesen „Majestätsbrief" zu — zerreißen.

Mit ihm waren Schaaren von Jesuiten nach Böhmen gekommen, wo sie zunächst durch anonyme Flugschriften und sonstige heimliche Mittel auf den Vernichtungskampf gegen die Reformation und die „Wiederbekehrung" ganz Europa's vorbereiteten. Einer der Eifrigsten unter diesen Todtengräbern aller Freiheit, alles Friedens und aller Sittlichkeit, ein gewisser Pater Scioppius, verfaßte eine Schrift, genannt die „Lärmtrommel des heiligen Krieges", worin er mit der ganzen Scham- und Herzlosigkeit dieses geschorenen Himmelsgesindels versicherte: der einzige Weg zum Heile sei eine Straße von Blut!

Und für diese fromme Meinung hatte der Schurke die „klarsten, besten Beweise" aus dem „Worte Gottes" und

allen möglichen sogenannten „heiligen" Schriften bei der Hand!

Damals war noch ganz Böhmen protestantisch und blieb es auch zunächst, wenn auch Ferdinand Tag für Tag seinen auf den „Majestätsbrief" geleisteten Eidschwur brach.

Den gichtleidenden Kaiser Mathias behandelte der junge Glaubenstyrann mit schmählichem Undanke, entfernte mit Gewalt den milderdenkenden Cardinal Clesel von ihm, und bei dieser Gelegenheit war es, wo Ferdinand über Böhmen das furchtbare Wort sprach: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!"

(Die neuere Verbrecher-Geschichte der „Gesellschaft Jesu" wurde in der „Freiheit" bisher noch nicht veröffentlicht.)

Ausflüsse frommer Seelen.

(Nr. 33. — 1869.)

In Liegnitz (Preuß.-Schlesien) schmunzelte ein gewisser Diaconus Schian in seiner Weihnachtspredigt wörtlich: „Ihr christlichen Jungfrauen! was damals zwischen der Jungfrau Maria und dem heil. Geiste geschehen, war zwar für Maria eine große Ehre; — geschähe es aber Euch, so würde es eine große Schande sein."

In Constanz wetterte der Pfarrverweser Häring in seiner Lichtmeßpredigt, als er auf das Fleichessen zur Fastenzeit kam: „Wenn der Mann so ein fleischfressendes Thier ist, sündigt die Frau mit, die ihm das Fleisch kocht!"

Dieselbe Häringsseele wollte vor einigen Jahren einen sterbenden Freidenker mit dem „letzten Troste" malträtiren,

ward aber heimgeschickt und bellte retirend: „So soll er sterben wie ein Hund; ich begrab' ihn nicht!"

In Altona schwefelte am Oculi-Sonntage der Propst Lilie: „die Menschen in den Irrenhäusern seien alle vom Teufel besessen, u. zw. zur Strafe für ihre Sünden."

N. B. Der Vater dieser Himmelslilie starb in Irrsinn.

In Frose (Preußen) begann ein Pfaffe seine Rede am Grabe eines braven, jungen Mannes mit der evangelischen Blume: „Hier ruhest Du, verfluchter Sünder!" —

Wenn nun schon vier Pfaffen in so wenigen Worten so viel Dummes und Gemeines sagen konnten, welche Sündfluth von Blödsinn und Nichtsnutzigkeit muß sich da aus dem Munde so vieler Tausende lebender Oberfrömmlinge Tag für Tag in die Ohren der Menschheit ergießen!

Und doch schreitet die Aufklärung unaufhaltsam vorwärts.

Garibaldi an einen Gesinnungsgenossen.

(Nr. 34. — 1869.)

Nachfolgenden Brief schrieb Garibaldi an den spanischen Republikaner Garrido, nachdem Leute, welche nicht würdig sind, eine gelungene Revolution mitgemacht zu haben, dem Titularkönige Ferdinand von Portugal (aus dem Hause Koburg) die spanische Krone angeboten hatten, aber abgewiesen worden waren. Dieser Brief ist nun in vielen Tausenden von Exemplaren in ganz Spanien verbreitet, und die einfachen Worte des edelsten Freiheitshelden, der seit Jesus von Nazareth erstanden, werden beredter auf das spanische

Volk wirken, als hundert „gelehrte" Parlamentsreden und tausend windige Leitartikel.

Caprera, den 20. April 1869.

Mein lieber Garrido! Der Entschluß des Koburgers ist alles Lobes werth. Ich hoffe, das dies für Eure Monarchisten eine Lehre sein wird. Ich und alle Diejenigen, welche die edle spanische Nation aufrichtig lieben, möchten sie bald aus der ihrer wenig würdigen Lage der Frösche der Fabel erlöst sehen. Einen König verlangen im Momente, wo die Völker der Erde ihrer überdrüssig sind, ziemt dem stolzen Charakter Eures Volkes wenig, auf welches so viele geknechtete Bevölkerungen Europa's zählen. Griechenland beklagt die Blindheit seiner Monarchisten, welche um einen Sprößling aus königlichem Geschlechte in ganz Europa so lange gebettelt haben, bis man ihnen einen als Almosen gegeben hat. Griechenland, das nur eine wenig zahlreiche Bevölkerung hat, ist genöthigt gewesen, den Wünschen seiner großen Beschützer zu willfahren. Spanien aber will keine Beschützer, es erhebt das Haupt und sieht jeder Macht in's Antlitz, wie stark sie auch sei. Ist Spanien so arm an Männern, daß Ihr mit der Laterne des Diogenes einen auf der ganzen Erde suchen müßt? Habt Ihr nicht Espartero, Orense, Castelar, Pierrad und alle Eure republikanischen Mitbürger, welche die Bewunderung aller redlichen Leute sind? Ernennt einen von ihnen zum Dictator oder zum König (wenn Ihr für diesen Titel eine so große Zärtlichkeit habt), aber ernennt ihn sogleich und auf nicht länger als zwei Jahre. Wenn die Ayuntamientos Eurer großen Städte von Anfang an einen derartigen Entschluß gefaßt hätten, so würden wir die Metzeleien von Cadix, Malaga und Xeres nicht zu beklagen haben. Was die Junten nicht gethan haben, das müssen jetzt die Cortes thun. Ein solcher, wenn auch später Entschluß wäre des eminenten Areopages würdig, welcher jetzt die Geschicke Eures Landes lenkt. Ich bin ein Republikaner, aber trotzdem bin ich augenblicklich nicht für die Regierung einer parlamentarischen Versammlung, welche für die Dringlichkeit der Umstände, unter denen wir leben, nicht geeignet ist. Die Mauern von Constantinopel wurden von Mohamed *II.* bedrängt, als die Versammlung der 500 Doctoren in der heiligen Sophienkirche Sitzung

hielt und die Frage erörterte, ob die Communion mit ungesäuertem oder mit gesäuertem Brod gefeiert werden müsse. Nun habt Ihr heute in und außerhalb Eurer Mauern zwei Feinde, die schlimmer sind als jener Sultan: den Clerikalismus und den zweiten December (Napoleon). Wir haben schon die Hand am Hute, um den großen Triumph der Republik auf der traditionellen Erde der Intoleranz und der Tyrannei zu begrüßen. Gebt diese Freude allen Denen, welche nach der Verwirklichung der Menschenrechte streben. Ich bin für das Leben ganz der Eurige, denn Euer Verhalten war immer das des redlichen Mannes, der Ihr seid.

J. Garibaldi."

Es ist ein wahrer Trost für jeden Freiheits-Freund, daß der edle Republikaner noch rüstig und thätig, der schon vor mehr als dreißig Jahren in Südamerika sein Blut für die Sache der Freiheit vergossen, der vor zwanzig Jahren mit glorreichem Heldenmuthe die Republik Rom gegen zehnfache französische Uebermacht vertheidigte, der vor fast zehn Jahren in unaufhaltsamem Siegeslaufe das neapolitanische Königthum über den Haufen warf und der vor achtzehn Monaten nur durch kaiserlich französische Niederträchtigkeit gehindert wurde, die Welt von der unwürdigen Comödie weltlicher Pfaffenherrschaft zu befreien.

Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Garibaldi und Mazzini, diese Männer der befreienden That, um die wir deutschen Stocktheoretiker Italien getrost beneiden können, eines schönen Tages als Consuln der italienischen Republik im Vaticane frühstücken zu sehen, während im Hintergrunde die zehntausendbäuchige römische Pfaffenschaft davonlauft, wie eine alte vollgesogene Wanze vor dem goldenen Lichte des jungen Morgens.

Vom Ablaßschacher.

Angesichts des noch immer in mancherlei Gestalten florirenden Ablaßschachers ist's nicht uninteressant, zu lesen, wie man schon vor einem halben Jahrtausende über diesen Himmelshumbug dachte und schrieb. Nachfolgende Stelle aus dem uralten Gedichte „Sprüche des Frigedank“ paßt noch vortrefflich in die heutige Zeit:

„Alle Abläss' sollen liegen nieder,
Man vergüte denn und gebe wieder;
Sünde Niemand mag vergeben,
Als Gott allein, nach dem sollt streben.
Die Gnade einem Esel wohl geziemt,
Daß er vom Ochsen die Sünde nimmt;
Der Ablaß wird viel selten gut,
Den ein-Thor dem andern thut. —
Vermöchte der Papst zu erlassen wohl,
Was ich einem andern vergüten soll,
So wollt' ich alle Bürgen lassen,
Und mich mit dem Papst allein befassen.
Der Papst hätte ein schönes Leben;
Wenn Sünd ohn' Reue er möcht vergeben,
So sollte man ihn steinigen dann,
Ließ er einen einzigen Christenmann,
Einer einzigen Mutter Kind
Hinfahren wo die Teufel sind. —
Der Papst ist ein irdischer Gott,
Und trotz seiner Höh' der Römer Spott;
Zu Rom ist seine Ehre geschwacht,
In fremde Land geht seine Macht.
Sein Hof viel ofte verlassen stat,
Wenn er nicht fremde Thoren hat, —
Rom ist ein Geleit
Viel maniger Trügenheit;

Die „Heiligen“ mag man suchen dort,
Gut Bild jedoch an anderm Ort. —
Zwei Schwert in einer Scheide
Verderben leichtlich beide,
Und wenn der Papst des Reichs begehrt,
Verderben beide Schwert.
Das Netz ist nicht nach Rom gekommen,
Mit dem Sanct Peter Fische genommen;
Das Netz ist worden sehr geringe,
Das römische Netz fängt andre Dinge:
Silber, Gold und Burgen und Land,
Das war Sanct Petern unbekannt.
Der römische Hof begehrt nie mehr,
Als daß die Welt sei in Wirren sehr:
Ihm gilt es gleich, wer die Schafe schiert,
Wenn nur ihm davon die Wolle wird.“

In diesen kräftigen Versen, die ein heller deutscher Kopf vor mehr als fünfhundert Jahren gedichtet, sollten sich alle die deutschen Narren spiegeln, die noch heutzutage nichts Besseres mit ihrem mühsam erworbenen Gelde zu thun wissen, als es in den ewig klaffenden Bettelsack Rom's zu werfen. Und in der Mitte des Gedichtes sind ein paar Zeilen, die ich all' den österreichischen Blaublütlern in's Stammbuch schreiben möchte, die zur Secundizfeier in Rom den deutschen Geist so capucinerhaft verleugneten.

Vom Ablaßschwindel.

(Nr. 35. — 1869.)

Der prachtliebende, verschwenderische Papst Leo X. hat bekanntlich den Ablaßschacher bis an die äußerste Grenze des

Möglichen getrieben; er ließ 1514 eine Liste zusammenstellen, worin die „apostolischen" Taxbeträge für die Absolution von allen nur denkbaren Lastern und Verbrechen genau fixirt waren. So bezahlte man z. B. in diesem niederträchtigen Detailgeschäfte für die Absolution von:

Unzucht in der Kirche	6 Grossi
Blutschande	5 „
Jungfrauen-Verführung	5 „
Concubinat	7 „
Falsche Zeugenaussage vor Gericht .	6 „
Testamentsfälschung	7 „
Fälschung apostolischer Bücher . . .	18 „
Vater-, Mutter-, Bruder- u. Gattenmord	5—7 „
Raub, Brandstiftung und Laienmord	8 „

Das Schändlichste an dieser päpstlichen Schandtaxe aber ist die Schlußbemerkung: „Hujus modi gratiae non Concedentur pauperibus, quia non habent, ergo non possunt consolari". (Diese Gnaden werden den Armen nicht gewährt, weil sie nichts haben und daher nicht getröstet werden können.)

Solche Documente sollte man den frechen Römlingen auf die Lügenmäuler kleben, welche dem Volke weismachen wollen: die Päpste seien „unfehlbare" Nachfolger jenes großen Lehrers der Menschenliebe gewesen, jenes Nazareners, der Jedermann, auch den Aermsten tröstete, ohne sich je dafür bezahlen zu lassen!

Etwas von den „Heiligen“.

(Nr. 36. — 1869.)

Als ich ein kleiner Junge war, glaubte ich steif und fest, der „liebe Gott“ sei überall zugegen und besorge alle Geschäfte im „Himmel“ wie auf Erden selbst. Später belehrte mich ein biederer Pfaffe, daß der „liebe Gott“ ein gut Theil der Geschäfte den „Engeln“, „Heiligen“ und — Pfaffen überlassen habe. Seitdem verlegte ich mich auf's scharfe Beobachten dieser Dinge.

Ich sah sehr fromme, ja halbwegs „heilige“ Leute ganz gotterbärmlich am „Zipperlein“ leiden und wunderte mich darüber umsomehr, als ich doch wußte, daß der heil. Cyprian jeden Gläubigen auf das erste brünstige Gebet hin sofort vom Zipperlein zu erlösen pflege.

Ich sah die schönsten Kirchen und Pfarrhäuser wie Strohhaufen zusammenbrennen und frägte überrascht: „Wie zum T..... ist das möglich, da doch der heil. Florian notorischermaßen jeden Gläubigen vor Feuersgefahr schützt?“ Ich hatte gut fragen.

Ich sah eine ganze Barke voll Pfaffen und frommen Wallfahrern im grünen Rheinstrome untergehen und wäre vor Erstaunen schier selbst in's Wasser gefallen; denn ich wußte ja doch, daß der heil. Nepomuk jedem Gläubigen sichere Garantie gegen Wassergefahr leiste.

Ich las, daß ein sehr frommer Priester am Altare Salzsäure statt Wein getrunken und jämmerlich sterben mußte; und ich ward schier böse über den heil. Benedict, der doch anerkanntermaßen jeden Gläubigen vor jeder Sorte Gift bewahren kann.

Ein sehr frommer Pfarrer klagte mir, daß ihm die Mäuse schier die Hosen vom Leibe fräßen; und als ich ihn verwundert fragte: „Wie ist das möglich, da doch Sanct Ulrich den sichersten Schutz gegen Ratten und Mäuse bietet?" da machte er „Hm! hm!" und extra noch ein dummes Gesicht.

Ich sah die allerfrommsten Leute vor Zahnschmerz gleich Heuschrecken hüpfen und fragte wohl Einen oder den Andern: „Aber mein Gott, warum wenden Sie sich denn nicht an die heil. Apollonia, die ist ja bekanntlich ganz famos gegen Zahnschmerzen?" Da warfen mir aber die frommen Herren schier ein paar schweinslederne „Kirchenväter" an den Kopf und consultirten den Bader statt der heil. Apollonia!

Ich hörte von der überaus schweren und unglücklichen Entbindung einer dreiviertel „heiligen" Prinzessin und fragte verblüfft: „Wo mag da wohl die heil. Margaretha gesteckt sein, die doch bekanntlich über die schwersten Geburten hinweghilft?" Die Prinzessin war längst begraben, und ich wartete noch immer auf Antwort.

Ich sah endlich Leute in jämmerlichster Weise verkümmern, verderben und im Irrenhause sterben, die stets ein Bild von „Heiligkeit" gewesen und fast ihr ganzes Vermögen dem Papste geschenkt hatten, damit dieser sich Kanonen, Flinten, Guillotinen und sonstige Instrumente zur „Vertheidigung Gottes" kaufen könne. Darob erstaunte ich nun am allermeisten; wußte ich doch ganz bestimmt, daß der heil. Leonhardt von eminent schützender Wirkung sei auf jede Sorte Rind- oder Schafvieh.

Alle diese Erfahrungen verwirrten meine Anschauungen

von der Schutz- und Heilwirksamkeit der „Heiligen“ nicht wenig; denn so natürlich ich es fand, daß diese christlichen Halbgötter sich nicht um Ungläubige kümmerten, so wenig vermochte ich's zu billigen, daß sie auch die allerfrommsten, gläubigsten Gemüther kaltblütig in der Patsche sitzen ließen.

Vom heil. Petrus will ich gar nicht sprechen; — was könnte der nicht Alles für seinen so tief-verschuldeten und auch sonst übelsituirten Herrn „Nachfolger“ thun, wenn — das so ginge!

Die „Mutter Gottes“

hat weit mehr Titel als der titelreichste Kaiser oder König. Sie hat auch die wunderbarsten Titel; so heißt sie in der „Marianischen Litanei“: „Du geistliches Gefäß der Andacht, geistliche Rose, Thurm Davids, elfenbeinerner Thurm, goldenes Haus, Arche des Bundes, Thron Salomons, brennender Dornbusch, Honigfladen Simsons, Tempel der Dreieinigkeit, geweihte Erde, Seehafen, Sonnenuhr, Himmelsfenster“ u. s. w.

Der schwache Verstand des Menschen erschaudert vor solch' überirdischer Misculanz! Wie soll z. B. ein normalbegabter Kopf begreifen, daß ein „Honigfladen“ zu gleicher Zeit als „Sonnenuhr“ dienen könne, und wie schmerzlich-zuwider müßte sich's auf einem „Throne“ sitzen, der sich a tempo als „brennender Dornbusch“ präsentirt?! Den wahren „Gläubigen“ mag dergleichen wenig geniren; den Ungläubigen aber schreckt's für immer ab.

Christen-Demuth.

Folgende anmuthig-zerknirschten Verse sind wörtlich aus einem alten protestantischen Gesangbuche entnommen:

„Ich bin ein altes Rabenaas,
„Ein rechter Sündenkrüppel,
„Der seine Sünden in sich fraß,
„Als wie den Rost der Zwibbel!"

Man erwäge, wie sehr sich der „liebe Gott" erbaut fühlen mußte, wenn er da vernahm, welche süße Blüthen sich aus seinen „Ebenbildern" entwickelten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er die nachfolgende Bitte, wenigstens in ihrem ersten Viertel, sofort erfüllte:

„O Jesus, nimm mich Hund am Ohr,
„Wirf mir den Gnadenknochen vor,
„Und schmeiß' mich Sündenlümmel
„In Deinen Gnadenhimmel!"

Stelle man sich doch nur einen Augenblick lang ein Rudel zweibeiniger Geschöpfe vor, welches unter obigem Geheule einen vom „Himmel" herabgeworfenen „Gnadenknochen" apportirt und andächtigst beknuppert. Welcher anständige Mensch sollte da nicht wünschen, daß diese entsetzlichen „Sündenlümmel" so rasch als möglich in den „Gnadenhimmel", überhaupt irgend wohin, jedenfalls aus der civilisirten Welt hinaus geschmissen würden?

Samaritanisches.

Die Samariter waren bekanntlich ein wackeres, menschenfreundliches Völkchen, aber keine „Christen" und müssen daher leider in alle Ewigkeit hinein in der „Hölle"

braten. — Ein protestantischer Pfaffe in Tiflis (Asien) fand unlängst einen von Räubern tödtlich verwundeten Mohamedaner und übte seine Samariterpflicht sofort in folgender Weise. Er — t a u f t e zunächst den Verblutenden nach allen Regeln der Himmelskunst, sprach zum Schlusse ein schönes deutsches Gebet, das der arme Asiate natürlich nicht verstand, „aber gewiß im Geiste mitbetete", wie der Pfaffe berichtete, tractirte ihn dann mit dem „Segen", malträtirte ihn mit dem „Bruderkusse" und — verband sodann die klaffende Wunde, worauf der arme Teufel schleunigst starb. — Solche Seelenschnappereien nennt man „Christenthum", und die betreffenden „Seelenretter" werden auf Erden nicht einmal gehängt, geschweige denn in der Hölle gebacken.

Wie ein Grazer Pater die „letzten Tröstungen der Religion" applicirte.

(Nr. 37. — 1869.)

Eine sehr achtbare Persönlichkeit sendet mir soeben folgende Mittheilung:

Geehrter Herr!

Eine den hiesigen besseren Kreisen angehörige h o c h b e t a g t e Frau liegt auf dem Sterbebette und verlangt die Tröstungen der Religion. Der diesfällige Pater hört die Beichte und fragt die greise Frau: „o b s i e v o r i h r e r V e r h e i r a t u n g n i c h t s c h o n e i n e n o d e r m e h r e r e L i e b e s h ä n d e l g e h a b t h a b e?

Die Entrüstung der Todtkranken über diese Indiscretion können Sie sich denken, und theile ich Ihnen diese vollkommen wahre Thatsache mit. Achtungsvoll

Dr. M.

Es thut mir wirklich leid, daß mir der Herr Einsender den Namen dieses Pfaffen verschwiegen; der Mann verdiente in weiteren Kreisen gekannt zu werden. Also weder die Ehrfurcht vor dem Tode, noch die jedem halbwegscivilisirten Gemüthe eigene Achtung vor dem Greisenalter hinderte diesen heiligen Lümmel, die letzten Stunden seines Nebenmenschen durch solche nichtswürdige „Beicht“-Künste zu vergällen?

Vielleicht wird man mir sagen wollen, der Pfaffe habe da nur nach seiner „Vorschrift“ gehandelt. Dann erlaube ich mir aber zu sagen, daß eine solche „Vorschrift“, und wäre sie von zwanzig Päpsten oder Concilien sanctionirt, keinen Heller werth ist vor dem Forum der Nächstenliebe, des Anstandes und der Vernunft — und wäre jene Dame meine Mutter gewesen, so würde der Pfaffe seine brutale Frage nicht mehr im Zimmer, sondern in Gottes freier, frischer Luft vollendet haben.

Jede Secunde im letzten Kampfe eines theuern Wesens dünkt mir heiliger und ehrwürdiger als die ganze „Ewigkeit“ eines solchen Himmelsgelehrten, und darum würde ich nicht dulden, daß eine einzige dieser schmerz- und weihevollen Secunden durch handwerksmäßige Zudringlichkeiten entwürdigt werde.

Wann wird die Menschheit es einmal müde werden, sich um eines „Glaubensbekenntnisses“ willen von der Wiege bis zum Todtenbette besteuern und malträtiren zu lassen!

Eine trockene Frage.

(Nr. 37. — 1869.)

Die römisch-katholische Hierarchie gibt sich bekanntermaßen für etwas „von Gott Eingesetztes“ aus, nennt sich die Verbreiterin der „reinen Lehre“ Jesu, posaunt gelegentlich auch nicht wenig von Gelübden der „Armuth“, „Demuth“, „Fleischabtödtung“, „Weltentsagung“ u. s. w., versichert stets, ihr „Reich“ sei gleich dem Reiche Jesu „nicht von dieser Welt“ — kurz, diese Hierarchie ist nach ihren Worten gar nicht übel.

Nun weiß aber diese Hierarchie gleich allen übrigen Kirchenschaften über die „Gottheit“ nicht den mindesten Beweis zu liefern, hat in ihrem heutigen und früheren Wirken mit dem Streben Jesu fast gar nichts gemein, besitzt noch heutigen Tages (Dank der Schüchternheit einzelner Regierungen) Tausende von Millionen Gulden, tritt ohne alle „Demuth“, vielmehr frechtrotzend gegen die Staatsgesetzgebung auf (vor welcher sie nach Fug, Recht und Vernunft nicht mehr zu gelten hat als jeder andere Stand), documentirt ihre „Weltentsagung“ durch Sammlung von Geldern für Schießprügel und sonstigen irdischen Mordtand, durch fanatische Betheiligung an allen politischen und socialen Bewegungen — kurz, ihr „Reich“ ist (abgerechnet das höchst gleichgültige Capitel der „Verfluchungen“, „Ablässe“, „Selig“- und „Heiligmachungen“) ganz und gar von dieser Welt.

Da nun unmöglich anzunehmen ist, daß eine aufgeklärte Regierung diese krasse Weltlichkeit des Kirchenthums nicht längst erkannt habe, so kann man wohl fragen: warum

bläst sie bei ihren Verhandlungen mit der Kirche nicht von vornherein allen Himmelsnimbus weg? Warum verhandelt sie nicht mit der Kirche sowie mit jeder andern gesetzlich anerkannten Menschenunternehmung?

Vom „Ablaß".

(Nr. 37. — 1869.)

Es mag gerade ein Jahr her sein, als ich mich im hiesigen „Tagblatte" mit dem redigirenden Capuciner des „Volksblattes" über den „Ablaß" unterhielt. Der fromme Mann behauptete, es gebe keinen Sünden=Ab= oder Nachablaß, sondern nur einen Ab= oder Nachlaß der für die Sünde zu leistenden Buße. Ich bestand auf dem Sünden=Ablasse und belegte meine Behauptungen durch unterschiedliche Beweisstellen aus ungeheuer alten und frommen Büchern, mit welchen ich abwechselnd meine Seele zu erheitern und eine dreibeinige Commode zu stützen pflegte.

Heute lese ich nun zufällig von dem großen Ablasse, womit der Papst zur Feier seiner Secundiz den Gläubigen ein für ihn so billiges Vergnügen bereitete, und siehe, da heißt's klar und deutlich: „vollkommener Ablaß und Nachlaß der Sünden."

So habe ich die Genugthuung, daß mir der Papst selbst gegen jenen begriffstützigen Capuciner hilft.

Kutten-Verminderung.

(Nr. 38. — 1869.)

Tröstend für jeden Freund der Vernunft ist ein historisch-statistischer Nachweis, welchen der Deputirte Garrido jüngst in den spanischen Cortes lieferte. Danach hatte Spanien anno 1630 bei einer Bevölkerung von 7 Millionen nicht weniger als 168.000 römisch-katholische Priester (also 1 Stück Kutte auf etwa 40 Menschen). Von da an nahm jedoch die Pfaffenschaft in demselben Maße ab, in welchem die Bevölkerung zunahm, so daß anno 1861 unter mehr als 16 Millionen Einwohnern nur noch 43.000 Priester das Gebiet der Vernunft unsicher machten.

Durch die vorjährige gesegnete Revolution ist das Verhältniß ein noch weit günstigeres geworden, und es ist wohl der Tag nicht mehr gar so ferne, an welchem sich in Spanien die letzte Kutte freiwillig an den Nagel hängt. An diesem weihevollen Tage wird vielleicht im österreichischen Ministerium gerade die Frage studirt werden: „ob es wohl denkbar sei, daß sich seinerzeit einmal die Aussicht auf eine ernstliche Berathung der Umstände eröffne, unter welchen die Möglichkeit der gänzlichen Aufhebung des Concordates in reifliche Erwägung gezogen werden könnte?"

Fromme Mittel.

(Nr. 38. — 1869.)

In Steyr (Oberösterreich) wurde jüngst ein protestantischer Gottesdienst abgehalten, bei welchem zwei Katho-

liken (ein Chorsänger und ein Orgelbauer) mitwirken sollten. Der römisch-katholische Dechant Arminger verhinderte das aber, indem er den Chorsänger mit sofortiger Entlassung und den Orgelbauer mit Entziehung aller kirchlichen Arbeiten bedrohte.

Mich erfreuen solche Vorgänge, denn sie liefern ja den besten Beweis dafür, daß die Macht des Römerthums weit weniger auf dem „Glauben" als auf höchst materiellen „Geschäftsrücksichten" der Schafe basirt. — Pures Fleisch; in Mysticismus gedünstet, das ist der ganze ultramontane Seelenköder.

Vom „Hochwürdigsten" auf der Straße.

(Nr. 39. — 1869.)

Bekanntlich wird nicht überall, wie dies hier geschieht, das s. g. „Hochwürdigste" unter Schellengeläute über die Straße getragen. In den meisten Städten Deutschlands ist man von dieser allerdings sehr „frommen", aber weder dem Straßenverkehre noch dem guten Einvernehmen der verschiedenen Confessionen förderlichen Sitte längst abgekommen. Man schafft dort die zur „Versehung" eines Sterbenden nöthigen Gegenstände ganz still und bescheiden in das betreffende Haus und stellt nicht durch Priesterparade und Meßnergeklingel an vorübergehende Protestanten, Juden, Ketzer u. s. w. die fatale Anforderung, sich vor Etwas, was ihnen nicht heilig ist, zu beugen, oder eine Tracht Glaubensprügel zu riskiren.

Man kann allerdings sagen: es ist Niemand „gezwun-

gen“ das „Hochwürdigste“ zu grüßen; dem ließen sich aber tausend Beispiele entgegenstellen, welche drastisch beweisen, daß es noch immer gar viele Menschen gibt, die sich einbilden, alle Welt müsse *ihren* „Herrgott“ gerade so verehren, wie sie selbst, und die stets bereit sind, *ihren* „Herrgott“ auf Tod und Leben auch gegen Solche zu „vertheidigen“, die sich gar nicht darum kümmern.

Nun ist es aber die größte Ungerechtigkeit und eine Art überirdischer Unbescheidenheit, zu beanspruchen, daß ein Mensch *gegen die Stimme seiner Vernunft und seines Herzens* irgend welchen von Anderen verehrten Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit würdige. Und welchen Werth hätte denn auch eine Ehrenbezeugung, die nicht vom Herzen kommt? Das Princip der leeren „Höflichkeit“ wird man doch nicht auf *religiöse* Dinge anwenden wollen?

Mich wundert's wirklich, daß die katholische Geistlichkeit nicht schon freiwillig auf alle pompösen „Versehgänge“ Verzicht geleistet hat; denn heutigen Tages mehrt sich in auffallender Weise die Zahl Derer, welche nicht mehr im Stande sind, mit dem s. g. „Hochwürdigsten“ die „fleischliche Gegenwart Gottes“ zu verbinden, und welche daher den betreffenden Kirchengeräthschaften keine Ehrenbezeugung leisten. Kann es nun dem gläubigen Priester angenehm sein, wenn er *sein* Heiligstes Schritt für Schritt den gleichgiltigen Blicken „Ungläubiger“ preisgegeben sieht; oder wenn er gar bemerken muß, daß gläubige Schafe keine besseren Argumente für die „Fleischwerdung Christi“ vorzuführen wissen, als die Durchwalkung „ungläubiger“ Fleischtheile?

Ein Freund theilte mir mit, daß er jüngst beobachtet,

wie in einer hiesigen Straße auf einer Strecke von kaum zweihundert Schritten allein vierzehn Personen das unter lautem Geklingel vorübergetragene „Hochwürdigste" gänzlich ignorirten — trotz der „wüthendsten Blicke" des P. T. Herrn Meßners und unterschiedlicher „Drohungen von Seite einiger alten Weiber". Das ist jedenfalls ein Zeichen der Zeit, und diese Zeit will nicht mehr, daß sich die „Religion", die in den Tempel und in's Kämmerlein, oder am besten in's Herz hineingehört, mit Lärm und Prunk auf der Straße breitmache.

Wo sollte es denn hinführen, wenn alle anderen gesetzlich anerkannten oder nichtanerkannten Confessionen es im Punkte frommer Uebungen auf der Straße der römisch-katholischen Kirche gleichthäten, wozu sie doch jedenfalls dasselbe Recht hätten? Wie würde sich's ausnehmen, wenn eines schönen Morgens a tempo Katholiken, Protestanten, Juden, Unitarier, Griechen, Freigemeindler, Methodisten, Freie Religionsgesellschafter, Mohamedaner, Freikirchler, heidnische Zigeuner u. s. w. in hellen Haufen, mit Fahnen, Pauken und Trompeten auf „Procession" ausgingen — die Einen mit Weihrauch, die Anderen nach ihrem Vergnügen mit Tabak-, Pech- oder Schwefeldampf — die Einen mit Kreuzen, die Anderen mit Halbmonden, goldenen oder sonstigen Kälbern, — die Einen heilig singend, die Anderen schnatternd, heulend oder pfeifend — die Einen in feierlich-langsamem Schritte, die Anderen im „Dauerlaufe", räderschlagend oder gar auf dem Bauche kriechend — Alle nach der Weise, in welcher sie ihr „Heil" am meisten zu fördern glaubten und welche man jedenfalls ebenso sehr respectiren müßte, als man gegenwärtig die katholische Weise respectirt.

Ich glaube, die ganze Comödie würde sich in einer colossalen Prügelei verlaufen, an welcher weder der „Herrgott“ der Römer noch der der Zigeuner eine Freude haben könnte.

Der Säulenheilige Simeon.

(Nr. 40. — 1869.)

Bekanntlich trieb die schlichte Menschenlehre Jesu schon in den ersten Jahrhunderten zahllose Blüthen religiöser Verrücktheit. Die traurigsten darunter waren die vielen „Märtyrer“, welche in ihrer Himmelssehnsucht nicht warten konnten, bis sie auf natürliche Weise selig wurden; die komischsten waren die Wüsten- und Säulenheiligen, welche den lieben Gott durch unglaubliche Kunststücke zu erfreuen meinten. Unter den letzteren nimmt Simeon, der Sohn eines egyptischen Hirten, einen ganz besonderen Rang ein. Der fromme Glaube hat ihn mit dem Heiligenscheine umgeben, in Wirklichkeit war er der dümmste, unreinlichste Geselle, der jemals gymnastische Uebungen gemacht, um — „heilig“ zu werden.

Der Mann begann seine heilige Laufbahn mit Hungerübungen, aß nur einmal in der Woche und schnürte seinen Leib mit einem Stricke so fest zusammen, daß überall Geschwüre hervorbrachen, die so grausenhaft stanken, daß Niemand in seiner Nähe bleiben konnte.

Vielleicht hätte diese Pestilenz schon hingereicht, ihm den „Geruch der Heiligkeit“ für immer zu sichern; aber er erweiterte alsbald sein Programm um eine vier Ellen hohe Säule, auf welcher er Tag und Nacht stand und unter zahl-

losen tiefen Verbeugungen betete. Allmälig erhöhte er diese Säule bis auf vierzig Ellen, und in dieser Höhe stand er dreißig Jahre lang, bedeckt mit Schmutz und Ungeziefer — aber hochverehrt von allen „Gläubigen".

Offenbar hatte er gleich anderen Pferden und Eseln die Gabe, stehend schlafen zu können.

Das ist Alles, was dieser „Heilige" für die Menschheit geleistet; man müßte es ihm denn zum Verdienste anrechnen, daß noch Hunderte von Narren sein Kunststück nachahmten.

In Deutschland etablirte sich nur ein einziger dieser Himmelsgymnastiker, und der war aus Trier, aus jener „gutgesinnten" Stadt, in welcher noch vor 25 Jahren der römisch-katholische Bischof Arnoldi die Schamlosigkeit haben konnte, seine Schafe mit dem „echten, wahren Rocke Christi" zu beschwindeln. Vor $1^1/_2$ Jahrtausend aber lebte dort ein vernünftigerer Bischof, der jenen „Säulenheiligen" einfach von seinem Postamente herunterholen und zum Teufel jagen ließ.

Ich halte solche historische Erinnerungen für praktische, damit unser Volk erfahre, was dieser oder jener hochbelobte „Heilige" in Wirklichkeit gewesen. Ich gedenke demnächst auch nachzuweisen, daß man „Heilige" verehrt, welche — niemals gelebt haben.

Die „Religion" auf der Gasse.

(Nr. 41. — 1869.)

Die römisch-katholische Kirche ist eine „gesetzlich-anerkannte Religionsgenossenschaft", nichts mehr und nichts weniger. Sie hat für ihre religiösen Uebungen nicht mehr Rechte zu beanspruchen, als jede andere gesetzlich anerkannte Kirche, Secte, oder wie man dergleichen religiöse Meinungsgruppirungen nennen will.

Ich frage nun, mit welchem Rechte stört die katholische Kirche durch ihre häufig wiederkehrenden Processionen den Straßenverkehr?

Jedes Privatunternehmen, welches eine Hemmung des öffentlichen Verkehres zur Folge hat, bedarf von Fall zu Fall der ausdrücklichen behördlichen Bewilligung. Wie kommt nun der Bischof von Graz dazu, seine Geistlichen und Gläubigen in Massen ausrücken zu lassen und stundenlang den Verkehr der ganzen Stadt zu hemmen, ohne dafür einen behördlichen Erlaubnißschein in der Tasche zu haben?

Es handelt sich in solchen Fragen nicht um Gewohnheits- und Pietätsduselei, sondern um Erkenntniß des Rechtes, welches für Alle gleich sein soll. Durch die stundenlange Beschlagnahme von Straßen und Plätzen tritt aber die römische Kirche in anmaßendster Weise den Rechten Anderer nahe, welche für „Dreifaltigkeits-", „Frohnleichnams-" und sonstige Processionen keinen Sinn haben und keinen Sinn zu haben brauchen.

Daß die römische Kirche pompöse Aufzüge und Schaustellungen, kurz, Einwirkungen auf die Sinnlichkeit zu

ihrem Geschäftsbetriebe nöthig hat, ist ihre Sache; daß aber um dieses Kirchengeschäftes willen kein anderes Geschäft, und sei es das des letzten „Standlweibes", gestört werde, das ist Sache der Behörde. Die Zeit des Privilegiums für eine Secte, welche nicht mehr Recht auf Existenz hat, als jede andere, diese für Oesterreich und die Welt so unglückliche und schmähliche Zeit, ist vorüber, und wenn auch noch in Wien der ganze Hof, das ganze „Bürgerministerium", sämmtliche „Feldherren" und sonstigen „Spitzen" der alten Staatsmaschine an dem von der römischen Geistlichkeit veranstalteten „Fohnleichnams"-Aufzuge theilnehmen, so ist damit für die Berechtigung solcher eigenmächtiger Verkehrsstörungen nicht das Mindeste bewiesen. Das Gesetz weiß nichts von solchen Vorrechten, und die Behörden sind zur Aufrechthaltung des irdischen Gesetzes da — nicht zur Verherrlichung des römischen Himmels. Darum stelle ich hier (gewiß im Namen vieler vernünftiger Menschen) das Ansuchen, daß die katholische Kirche wie jede andere Privatgesellschaft verhalten werde, für ihre öffentlichen, den Straßenverkehr und die freie Haltung Andersgläubiger schädigenden Aufzüge von Fall zu Fall die behördliche Erlaubniß zu erwirken.

Mit dem Wesen der „Religion" haben solche Processionen doch nichts zu schaffen; sie sind bloße Aeußerlichkeiten, von Priestern erfunden und berechnet auf die Sinnlichkeit des Volkes. Den meisten Corporationen oder Individuen, welche solche Prachtmärsche mitmachen, ist es dabei doch nur um's Aeußerliche zu thun: — man will „paradiren"; das ist Alles.

Die Freude am „Paradiren" treibt so viele Mägdlein

trotz Kälte oder Feuchtigkeit in's dünne, weiße Kleidchen, die Freude am Paradiren läßt oft die Zunftfahne von demselben Biedermanne schwenken, der sonst „von den Pfaffen gar nichts wissen will" u. s. w. u. s. w. Wer jemals (zumal in Wien) eine „Frohnleichnams"-Procession mit nüchternem, unvernageltem Sinne beobachtet hat, der muß wohl zur Erkenntniß gelangt sein, daß an der ganzen Sache nichts ist, als hohler, äußerlicher Pomp — kindliche Eitelkeit auf der einen, sehr unkindliche Speculation auf der andern Seite.

Ich kenne das wüste Geschrei von „Frivolität" u. dgl., mit welchem kirchliche Fanatiker solche trockene Darlegung der Wahrheit zu erwidern pflegen; aber ich werde darum nicht ablassen, den römischen Geschäftsbetrieb zu kritisiren, wo er mit solcher Anmaßung in den öffentlichen Verkehr eingreift, in den er nimmermehr gehört. Glauben diese Leute wirklich, daß sie den „Himmel" in Pacht haben, so mögen sie auf d i e s e m Felde wirthschaften, wie sie wollen; sobald sie sich aber in's i r d i s c h e öffentliche Leben hineindrängen, müssen sie sich's gefallen lassen, daß man ihnen das Schaffell lüftet und den darunterſteckenden Fuchspelz zu Tage fördert. —

Ich habe von der am letzten Sonntage stattgehabten s. g. „Dreifaltigkeits"-Procession gelesen, welche eine Art Generalprobe für die „Frohnleichnams"-Procession zu sein scheint.

Ich möchte nun wissen, ob sich der Herr Statthalter von Steiermark nebst vier Statthaltereiräthen an dieser Procession o f f i c i e l l als Vertreter der Regierung des „confessionslosen" Staates oder nur privatim als der Katholik Baron Mecsery betheiligte. Ebenso möchte ich wissen, ob in

dem Herrn Bürgermeister und einigen Gemeinderäthen die Gemeinde Graz ihren frommen Gang machte oder ob jene Herren nur ihrer persönlichen Frömmigkeit Genüge thaten.

Processionirten alle diese Herren officiell, so läßt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß sie sich mit derselben officiellen Innigkeit an Protestanten-, Türken- oder Juden-Processionen anschließen würden, wenn nämlich auch diese Religionsgenossenschaften einmal auf die Idee gerathen sollten, den öffentlichen Verkehr zu stören. —

Wie man heutigen Tages es noch wagen kann, die Armee des „confessionslosen" Staates zu Dienstleistungen bei den Feierlichkeiten einer einzelnen Religionsgenossenschaft zu commandiren, das begreife ein Anderer. Ich sehe darin abermals nur einen Fußtritt auf den Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle" und auf das Gesetz, welches ausdrücklich verbietet, daß irgend Jemand zu religiösen Handlungen gezwungen werde.

— — — — — — — — — —

Wann wird einmal die „Religion" aus dem Sumpfe der groben, hirn- und herzbetäubenden Sinnlichkeit emporsteigen? Wann wird einmal die reine Menschenlehre Jesu in den Köpfen und Herzen freier, guter und vernünftiger Menschen wohnen, statt so kläglich entstellt und so traurig verkörpert durch die Gassen spazierengetragen zu werden?

Frommer Erzblödsinn.

(Nr. 41. — 1869.)

Unter dem Landvolke ist noch heutigen Tages ein Büchlein nach Tausenden verbreitet, welches im Punkte des frommen Blödsinnes getrost mit der ersten besten Predigt gegen vernünftige Staatsgesetze concurriren kann. Es ist dies das s. g. „Romanusbüchl", gedruckt bei Christian Bezold in Breslau und empfohlen durch alle privilegirten Meuchler des gesunden Menschenverstandes. Dieser Schwindel „bewahret Menschen und Vieh (was in diesem Falle keiner Unterscheidung bedürfte) vor Unglück und Krankheit, Feuer- und Wassergefahr, Diebstahl, Verwundungen durch Waffen aller Art, wie vor Zauberei in und außer dem Hause".

Hier eine kleine Probe:

„Eine Festigkeit vor allen Waffen.

Jesus Gott und Mensch, behüte mich N. N. vor allerlei Geschütz, Waffen und Gewehre, behalte dein Feuer, wie Maria ihre Jungfrauenschaft behalten hat vor und nach ihrer Geburt; Christus verbinde alles Geschütz, wie er sich verbunden hat in der Menschheit voll Demuth (?), Jesus vermache alle Gewehre und Waffen, wie Maria der Mutter Gottes Gemahl (?) vermachet gewesen, also behüte die heil. 3 Blutstropfen, die Jesus Christus am Oelberge geschwitzt hat (!). Jesus Christus behüte mich vor Todtschlag und brennenden Feuer, Jesus laß mich nicht sterben, viel weniger verdammt werden ohne Empfang des heil. Abendmahles (!); das helfe mir Gott der Vater, Sohn und h. Geist. Amen."

Das ist nur eine gelinde Probe aus dem „Romanus-

büchl", und das Büchlein selbst ist nur ein kleiner Tropfen in der colossalen Fluth von Dummheit und Schwindel, welche oberfromme Speculanten im Laufe der Jahrhunderte über die Menschheit ausgegossen haben.

Vom „irdischen Tande".

Ich habe nie begriffen, woher so ein recht fettdotirter „Kirchenfürst" die Dreistigkeit nimmt, seinen Schafen die Verachtung desselben „Erdentandes" zu predigen, in welchem er sich selbst so behaglich wälzt. — Da ist z. B. der Cardinal-Fürstbischof von Olmütz, der jährlich seine 200.000 fl. für Hofstaat, Tafeln, Jagden und sonstige fromme Zwecke verwendet und der bekanntlich vor einiger Zeit mit dem päpstlichen Nuntius so irdischfidel auf die Jagd rasselte, daß die Equipage der beiden „Knechte Gottes" ein junges Mädchen zu Tode räderte. — Da ist auch der Fürsterzbischof von Breslau, der die fünfzig Schritte von seinem Palaste bis zum Dome stets in prachtvoller Equipage zurückzulegen pflegt, als sei der sündhafte Erdboden nicht würdig, von den rothstrumpfigen Himmelsbeinen dieses „demüthigen Gotteskuechtleins" berührt zu werden. — Da sind die Herren Cardinal-„Knechte Gottes" zu Rom, welche stets in prächtigen Carrossen mit einem monströs-verzierten Kutscher vorn und drei reichgallonirten Lakaien hinten durch die Straßen der „heiligen Stadt" rasseln — echte Musterbilder himmlischen Eifers und irdischer Faulenzerei. — Da ist aber vor Allen der „Knecht der Knechte Gottes", auch „Papst" genannt, dessen bescheidene Clause (der Vatican)

nicht weniger als 20 Höfe und 11.000 Säle, Capellen, Zimmer und Kammern enthält. Dieser gründliche Verächter alles „irdischen Tandes" pflegt in rührender Erinnerung an seinen „Vorgänger" Jesu (dessen Transportsmittel bekanntlich in den eigenen Füßen oder, wenn's hoch kam, in einem Eselein bestanden) in sechsspänniger, totalvergoldeter Carrosse, umgeben von gold- und silberstarrenden „Nobelgardisten", dahin zu rasseln und die in Staub und Koth knieenden Schäflein mit vieler Salbung zu „segnen".

In seinen Mußestunden wechselt er seinen „geistlichen Gnadenschatz" in ganz irdisch klingende Petersmünze um, besichtigt seine höchst weltlich knallenden Kanonen und Hinterlader und stärkt (laut „Eingesendet" in fast allen „großen" Blättern) seinen schwachen Magen durch einige Portionen „Revalescière Du Barry", welche, nebenbei bemerkt, ein großer irdischer Schwindel ist.

„So leben sie... so leben sie alle Tage bei der allerlustigsten — Himmelscompagnie!"

Frommer Blödsinn.

(Nr. 42. — 1869.)

Es liegen mir zwei sehr hübschgemachte Bildchen vor, wie sie in christkatholischen Schulen als Prämien verwendet werden.

Das Eine (ein Kupferstich) führt den merkwürdigen Titel: „Unbekanntes Leiden Christi", und zeigt uns eine höchst beklagenswerthe Menschenfigur, welche in folgender Weise malträtirt wird:

Der Mann sitzt auf den scharfen Kanten einer trogartig ausgeschnittenen Bank, was das Sitzfleisch des Zehnten nicht verträgt. Seine Hände und Füße sind mit schweren Ketten an einen dicken Block gefesselt, eine andere Kette ist um seinen Hals gelegt, lauft durch einen an der Wand befestigten Ring und wird durch eine schwebende, colossale Steinplatte so entsetzlich angespannt, daß man von Secunde zu Secunde das Abreißen der Kette oder des Menschenkopfes erwartet. Der so in Ewigkeit zerrissene Mensch hat hinter seinem Kopfe eine große, weiße Scheibe, die ich für einen Laib Schweizerkäs hielt, bis mir ein Sachverständiger versicherte, das sei — „Heiligenschein".

Aus einem Winkel der Folterkammer fliegt mit einer um den Bauch gewickelten Wolke ein schönfrisirter „Engel" hervor und schwenkt vor dem verzweifelten Gesichte des Gepeinigten einen langen Papierwisch mit dem daraufgedruckten Versprechen: „Am jüngsten Tage wird es geoffenbaret".

Nach der Miene des Gefolterten zu urtheilen, tröstet ihn diese billige Himmels-Annonce nicht im Mindesten, was auch sehr begreiflich ist, denn bis zum „jüngsten Tage" ist's noch lange her, und an das Gehängtwerden gewöhnt man sich so schwer.

Das ist nach dem Titel das „unbekannte Leiden Christi!" Also nicht genug, daß heidnische Römer diesen edlen Volkslehrer gekreuzigt, müssen ihn auch noch die ausgesuchtesten Dummköpfe von christkatholischen Römern am Halse aufhängen, um ein Kraftstückchen mehr in ihrer Riesensammlung von mystischem Blödsinn zu haben? —

Das zweite Bildchen weist ein monstranzartiges Ding in Rosenroth und Gold, in dessen Mitte ein braunes, zackiges

Hölzchen abgebildet ist. Darunter steht in rosenrothen Lettern folgender aschgraue Blödsinn:

„Wahre Abbildung des heiligen (!) Dorns aus der hochwürdigen (!) Krone Jesu Christi, so auf der hochfürstlich Lobkowitzischen Herrschaft Neundorf ehrerbietig aufbehalten und jährlich den 4. und 5. Sonntag in der Faste zur andächtigen Verehrung ausgesetzt wird.“

Ich weiß nicht, ob der Fürst Lobkowitz Kenntniß von diesem hölzernen Schwindel hat; jedenfalls aber weiß die betreffende Geistlichkeit davon, und diese möchte ich gefragt haben, ob sie mit solchem des dümmsten Hottentotten und Kaffers unwürdigen Götzendienste baldigst abräumen will oder nicht?

Bezüglich beider (und ähnlicher) Bildchen aber wünschte ich zu wissen, ob man an „maßgebender Stelle“ nicht dafür sorgen will, daß fleißige und gescheidte Schulkinder vor der Betheilung mit dergleichen gedrucktem oder gemaltem Unsinne bewahrt werden?

Der Papst.

Der Papst verlästert in seinen drolligen Allocutionen die Gesetze Oesterreichs, welche ihn von Rechtswegen so wenig angehen, als den ersten besten Rabbi; der Papst richtet Trost- und Beifallsschreiben an ultramontane Redacteure, welche ebenfalls die österreichischen Gesetze verlästerten und dafür eingesperrt wurden; der Papst ermahnt in einem Briefe den angeklagten Bischof von Linz zu beharrlicher Widersetzlichkeit gegen die österreichischen Gerichte; — kurz, der Papst führt sich so auf, daß man ihn bei etwaiger

Ueberschreitung der österreichischen Gesetze sofort einsperren sollte.

Am Hofe desselben Papstes aber unterhält die österreichische Regierung nach wie vor der puren „pietätvollen Höflichkeit" wegen einen Botschafter, der nichts thut, als zuweilen dieselben heiligen Füße küssen, welche bei jeder Gelegenheit gegen Oesterreich ausschlagen! Und diese christliche Unterhaltung kostet dem österreichischen Volke jährlich über 40.000 fl.!

Vom „heiligen" Macarius.

Unter den vielen frommen Käuzen, welche in der ersten Zeit des Christenthumes in die Wüste liefen und dort dem lieben Gott zu Ehren die größten Dummheiten trieben, zeichnete sich der heil. Macarius durch anmuthige Originalität aus, indem er sich zur Unterdrückung sündlicher Gelüste mit unbekleidetem Reserve tagelang in einen Ameisenhaufen setzte — natürlich unter rastloser „Anschauung Gottes". Kein Wunder, daß solche Beschäftigung dem heiligen Manne alsbald die Sympathien aller Wüstenbestien gewann und Hyänen, Löwen u. dgl. sich in allen bedenklichen Fällen vertrauensvoll an seine Wunderkraft wandten. So kam eines Tages eine Hyäne an die Thüre seiner Klause und klopfte mit der diesem Gethiere eigenen Bescheidenheit leise an. Als der heilige Macarius öffnete, legte sie zu seinen Füßen ein augenkrankes Junges und zugleich als Pränumerando-Honorar für die Cur ein Lammfell nieder. „Du hast dieses Fell geraubt; ich mag es darum nicht!" wetterte der Heilige

die bestürzte Hyäne an, welche darob helle Reuethränen vergoß. Das rührte den frommen Mann und milde sprach er weiter: „Wenn Du gelobst, kein Lamm mehr zu rauben, so will ich das Fell nehmen und Dein Junges heilen."

Zerknirscht nickte die gläubige Hyäne „Ja!"; der Heilige curirte nun das Junge und gab der Alten den Segen. Diese trollte sich vergnüglich von dannen und — raubte von nun an keine Lämmer mehr.

Diese hocherbauliche Geschichte ist nicht etwa der schlechte Witz eines gewöhnlichen Narren; — nein, sehr fromme und sehr gelehrte Kirchenschriftsteller theilen sie unter Garantie der Wahrheit mit.

Wissen und Glauben.

(Nr. 43. — 1869.)

Der berühmte Geologe und Botaniker Professor Dr. Unger sprach unlängst bei Eröffnung der Jahresversammlung des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark folgende bemerkenswerthen Worte:

„Himmel und Hölle, Zauberei und Wunder haben eben jetzt eine ganz andere Bedeutung als früher. Glaubt die Kirche wirklich, mit derlei Verschanzungen und Festungsthürmen dem Andrange der Begriffsklärung Stand halten zu können? Sie thun sehr übel daran, das als unantastbare Wahrheit festhalten zu wollen, was der menschliche Verstand längst in das Bereich der Fabeln verwiesen hat. Das starre Beharren in Anschauungen, die dem Kindesalter der Menschheit entnommen sind, kann doch weder ihrem Berufe, noch ihrer Würde angemessen sein! Und ob die Sonne steht oder sich bewegt, was geht es zudem die Kirche an? Ob das Licht, das

sie uns mittheilt, diesem oder jenem Processe seinen Ursprung verdankt, wie kann eine Religion sich in die Frage darum mischen? Oder was hat es auf sich, wenn der Mensch nicht aus Lehm fabricirt, sondern gleich den übrigen belebten Wesen ohne besondere „göttliche Intervention" zur Welt kam? Soll Friede zwischen Wissen und Glauben einkehren, dann entfalte die Kirche auf dem Gebiete des Gefühls und der Willenskraft ihr Siegespanier, nicht aber auf dem Boden der Erkenntniß, zu dem sie weder eine Mission, noch die gehörigen Mittel besitzt. Sie maße sich nicht an, die Geister zu bevormunden, die nur im Elemente der Freiheit gedeihen können, sie schlage den geraden Weg nach dem gelobten Lande der Tugend ein! Einzig auf diesem Wege, einzig durch christliche Liebe und Duldung kann sie Eroberungen machen und ein Reich begründen, größer als der winzige Kirchenstaat, ein Reich, das sich über den ganzen Erdenrund ausdehnt!"

Das ist ehrlich und gut gesprochen; das ist nicht jenes flaue, feige und unaufrichtige Versöhnlichkeitsgeschwimmel, wie wir es so oft in „freisinnigen" Zeitungsartikeln und Parlamentsreden gefunden. Der treue Diener der Wissenschaft maskirt seine wohlbegründeten Ansichten nicht durch heuchlerische Phrasen, wie: „Gerade weil ich ein guter Katholik bin" . . . „Aus innigster katholischer Ueberzeugung" . . . . „Aus wahrer Liebe zur katholischen Kirche" u. s. w. — nein, der ehrliche Mann des Wissens, d. i. der Wahrheit, sagt der Vermittlungsanstalt des „Glaubens" frisch und frei heraus, daß er mit ihr nichts zu schaffen haben kann, und daß sie kein Recht hat, sich auf Grund ihrer Fabeln und Vernunftwidrigkeiten ein Urtheil über das Streben der Menschheit auf dem Gebiete der positiven Wahrheit anzumaßen.

Gibt es auch etwas Widrigeres, als zu sehen, wie der römische Bischof Pius IX., ein notorischermaßen weder be-

sonders talentirter noch unterrichteter Mann, sich anmaßt, in seinem „Syllabus", seinen „Bullen" und „Allocutionen" frechweg die großartigsten Leistungen des Menschengeistes „Lügen", „Thorheiten", „Frevel", „Unsittlichkeiten" u. dgl. zu nennen, blos weil alle diese herrlichen Errungenschaften nicht in seinen veralteten, niemals nützlich gewesenen und jetzt doppelt unnütz gewordenen Kram passen? Haben so viele Tausende der besten, edelsten Menschengeister darum in heiliger Liebe zur Menschheit so viel gedacht, geforscht und gelitten, daß ihre Werke von unwissenden oder heuchlerischen Römlingen beschimpft oder gar vernichtet werden? Nein, aus der grauen Ferne vieler Jahrtausende her zieht, sich immer und immer erweiternd, ein klarer, herrlicher Strom, segenbringend den gegenwärtigen, segenverheißend den künftigen Geschlechtern; und vor diesem ewigen, gewaltigen Strome bersten die Felsblöcke der Dummheit, zerreißen die Dämme der Gewalt und löst sich auf der schlüpfrige, gleißende Schlamm des Betruges und der Heuchelei.

Das ist der Strom des befreiten und befreienden Menschengeistes, dessen ewig vorwärtsdrängende Wogen schon so manche „Religion", so manchen Tempel und so manche Priesterherrschaft für immer begraben. Und dieser unwiderstehliche Strom des Geistes wird auch dereinst über all' das kleinliche Damm- und Pfahlwerk hinwegbrausen, womit die Priesterzünfte unserer Tage noch seine Ufer zu verengern suchen; er wird auch das „Schifflein Petri" verschlingen, welches dem Zuge der Wellen nicht folgen mag, sondern mit morschen Planken und halbzerrissenen Ankerketten dem Strome trotzt — diese absonderliche „Arche", in der alles Mögliche zu finden, nur keine Friedenstaube!

Kein Wunder, daß unsere römischen Finsterlinge mit Grauen und Zorn dem Brausen jenes Stromes lauschen und Zeter schreien, wenn ihnen so eine recht frische, klare Welle in die gleißenden Gesichter springt. Daher ist's auch begreiflich, daß sich das bischöfliche „Volksblatt" sofort die gesalbten Hörner an der Rede Professor Unger's abstößt.

In einem Artikel, überschrieben: „Arroganz auf Kosten der Wissenschaft", wendet sich dieses Blatt mit verbissener Wuth nicht nur gegen den Professor Unger, sondern auch ganz besonders gegen „eine nicht unerhebliche Anzahl von Priestern der katholischen Kirche", welche Mitglieder des naturwissenschaftlichen Vereines sind.

Bemerkenswerth ist an der ganzen Salbaderei nur die stets wiederkehrende Clausel: „abgesehen von der Religion."

Daß der Capuciner da von seiner „Religion" beharrlich „absieht", wo es sich um das Wissen handelt, freut mich. Er kommt damit der vernünftigen Welt entgegen, welche von der „Religion" des Capuciners schon längst „abgesehen" hat auf Nimmerwiedersehen. —

Angespornt durch jenen Artikel meldete sich im „Volksblatt" schon Tags darauf unter der Rubrik „Eingesendet" irgend ein römisch-dunkles Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereines von Graz und behauptete mit eherner Unverschämtheit, daß die dem Vereine angehörigen Geistlichen unmöglich gegen Professor Unger protestiren konnten, weil man sie von der Verlegung der Versammlung vom 29. auf den 22. Mai gar nicht verständigt habe. Nun wurde aber diese Verlegung bereits im April d. J. durch Professor Unger in der Vereinsversammlung selbst publicirt; sodann

brachte das Morgenblatt der „Tagespost“ vom 20. Mai Programm und Einladung zu der auf den 22. verlegten Versammlung, und schließlich war auch noch in dem Nachmittags erscheinenden Abendblatt der „Tagespost“ vom 22. Mai eine diesbezügliche Anzeige enthalten. Es hat demnach eine dreimalige ordentliche Publication der Versammlung stattgefunden, und die gegentheiligen Behauptungen jenes „eingesendeten“ Dunkelmannes sind simpliciter erlogen. Dessen Forderung aber, daß man die Versammlungen des „naturwissenschaftlichen Vereines“ auch in dem „Organe der anderen Partei“ (im „Volksblatte“ nämlich) annonciren solle, ist kindlich. Seit 6 Jahren annoncirte der Verein nur in der „Tagespost“ und nun soll er auf einmal dem Capuciner zu Liebe auch in jener bischöflichen Papierverschwendung annonciren, die außer der schwarzen Garde Rom's Niemand zu genießen pflegt, als etwa ein paar lachlustige Ketzer! Nein, die Naturforschung kann sich dazu herbeilassen, die Unnatur in der Entstehung, Fütterung und Fortpflanzung eines bischöflichen „Volksblattes“ zu constatiren — aber darin *inseriren*, das kann sie nimmer.

Hochnothpeinliches.

(Nr. 43. — 1869.)

„Ganz im Vertrauen“ wird mir mitgetheilt, der Bischof von Graz gehe mit dem Gedanken schwanger, mich wegen des in Nr. 41 der „*Freiheit*“ enthaltenen Aufsatzes „*Die Religion auf der Gasse*“ gerichtlich zu belangen. Sollte sich diese Nachricht bestätigen, so wüßte ich

nicht genau, über was ich mich mehr freuen sollte: über die Nachricht oder über den Umstand, daß wir heute nicht 1569 schreiben. Wäre mir diese Geschichte um 300 Jährchen früher passirt, so hätte sich die ganze Procedur etwa in folgender christlich-präcisen Weise abgewickelt:

1. Der Ketzer L. R. Z. wird einem hochnothpeinlichen Halsgerichte zu gefälliger „scharfer Befragung" überliefert. (Abführung des Ketzers durch die Annastraße, Murgasse, 1. und 2. Sack in das bekannte Loch im 3. Sack. — Freude aller Capuciner.)

2. Der Ketzer wird „scharf befragt". — Während man ihm alle Gelenke ausreißt, die Daumen zerquetscht und einzelne Theile in siedendem Oele badet, erzählt ihm ein hochwürdiger Priester, der liebe Gott sei die Liebe und Barmherzigket selbst und die römische Kirche sei die süßeste Tochter dieses lieben Gottes.

3. Der bereits halbtodte Ketzer wird ob seines fluchwürdigen Mißfallens an „Frohnleichnams"-Processionen bestimmt, selber ein Leichnam zu werden, und in feierlicher Procession durch die Stadt geführt. — Die mitziehenden, hochwürdigen Priester lobsingen dem ewigen Gotte der Liebe und Güte. — Die Gläubigen ergötzen sich höchlichst.

4. Der Ketzer sitzt auf einem Haufen Holz, Stroh und Pech und brennt, daß es prasselt. — Der fromme Bischof blickt empor zum ewigen, blauen Himmel, als warte er auf einen Engel, der ihm meldet: „Bravo, Ew. Gnaden, der liebe Gott freut sich ungeheuer!"

Hiermit wäre dann der Gerechtigkeit Genüge geschehen, und ein P. T. Publicum könnte ruhig weiter — glauben.

„Polizei! zu Hilfe für den „Glauben“!“

(Nr. 44. — 1869.)

Es gibt nichts Kläglicheres, als wenn Pfaffen die Hilfe der weltlichen Gerichte zum Schutze ihres „Glaubens“ beanspruchen; und das thut Monsignore Hebenstreit, Redacteur des sogenannten „Katholischen Wahrheitsfreund“, Liebling aller Betschwestern von Graz, in Nr. 22 seines Blattes in deutlichster Weise. Unter Berufung auf den „Volksfreund“, das verlogenste Jesuitenblatt Oesterreichs, bespricht dieser fromme Biedermann die bekannte von Professor Unger im naturwissenschaftlichen Vereine gehaltene und von Dr. Holzinger in der „Tagespost“ trefflich commentirte Rede und schließt mit folgendem erbärmlichen Schreie nach der Polizei:

„So darf man in der neuen Aera die Fundamentalsätze des christlichen Glaubens ungestraft öffentlich leugnen, die Kirche und das allgemeine Concil mit den gemeinsten Schmähungen überhäufen, natürlich Alles — zur größeren Ehre der Wissenschaft. Was liegt daran, wenn das religiöse Gefühl von Millionen österreichischer Katholiken gekränkt wird, die katholischen Herzen müssen ihren Gefühlen Schweigen gebieten, sie müssen sie als Opfer darbringen auf dem Altar der Wissenschaft. Ja, die Wissenschaft, sie muß in der neuen Aera zum bequemen Deckmantel für die Angriffe auf Religion und Glauben dienen, denen gegenüber das Strafgesetz ein todter Buchstabe bleibt, sobald man sich zu seiner Vertheidigung darauf beruft, daß man nicht den fehlbaren Glauben angegriffen, sondern blos die unfehlbare Wissenschaft gepredigt habe.“

Diese römischen Geschäftsleute waren seither gewohnt, den Polizeimann hinter sich zu haben, wenn irgend ein vernünftiger Mensch ihre Waaren für gefälscht und verpfuscht

erklärte, und sie wollen darum jetzt nicht begreifen, daß man „öffentlich die Fundamentalsätze ihres (nicht des wahrhaft „christlichen") Glaubens leugnen" könne, ohne dafür — eingesperrt zu werden. Sie wollen und können nicht begreifen, daß ein „Glaube", der schon einmal des materiellen Schutzes bedarf, überhaupt keinen Pfifferling werth ist. Sie wollen nicht begreifen, daß es wahrlich nicht unbescheiden ist, wenn man heutzutage unter dem Schutze freisinniger Gesetze die Lehren derselben katholischen Kirche öffentlich leugnet, welche jahrhundertelang jede andere noch so vernünftige Lehre verdammt und verflucht hat und noch heute verflucht, welche jahrhundertelang um ihres Geschäftes willen mordend, verheerend und entsittlichend in den Herzen aller civilisirten Völker gewüthet hat.

Glauben Sie, römischer Monsignore Hebenstreit, daß Sie und Ihr Bischof und Ihr Papst allein das Recht haben, andersgläubige Leute des „Luges", „Betruges" und des „Irrglaubens" zu beschuldigen? Nein, Sie müssen sich's gefallen lassen, wenn der erste beste von Ihnen, Ihrem Bischofe oder Papste verfluchte und beschimpfte vernünftige Mensch all' diese blöden und frechen Beschimpfungen auf Sie, Ihren Bischof und Ihren Papst zurückschleudert und kaltblütig fortfährt, jene „Fundamentalsätze" zu leugnen, welche der Welt mehr Blut, Thränen und Elend gebracht haben, als irgendeine Lehre in irgendwelcher Zeit der menschlichen Geschichte. Ihrem Papste, der die Wissenschaft, die Humanität und die Freiheit in „Syllaben", in Todesurtheilen und in tyrannischen Gesetzen mit Füßen tritt — Ihrem Bischofe, der in seinen sogenannten „Hirtenbriefen" den „Teufel" beschreibt, als habe er mit ihm schon einen ganzen

Scheffel Salz gegessen, und Ihnen, der Sie in Ihrem „Katholischen Wahrheitsfreund" die Potenz des menschlichen Blödsinnes gedruckt herausgeben, hat längst schon jeder frei und vernünftig denkende Mensch den Rücken gekehrt. Es ist hohe Zeit, daß man auch öffentlich und in Masse gegen Sie Alle Front mache.

Schreien Sie immerhin mit heiserer Inquisitorenstimme nach der Polizei; — ich möchte das Gericht sehen, welches es heute mit seinem Gewissen verantworten könnte, der menschlichen Vernunft und Wissenschaft das Recht der Vertheidigung gegen das Meer von Lästerung und Blödsinn zu nehmen, das man von Rom aus noch immer über sie ergießt.

Lernen Sie, schwarze Herren, auch die Meinungen Anderer achten, und beanspruchen Sie nicht mehr das Privilegium der „Unfehlbarkeit" für Das, was Sie oder Ihre Vorgänger erfunden; — dann wird sich mit Ihnen in versöhnlicher Weise unterhandeln lassen. Ich meine nun (genau so wie Professor Unger), daß Sie der Welt allerhand Fabeleien vormachen, und wenn Sie mich darum wegen Störung Ihres Geschäftes gerichtlich verklagen, so — verklage ich Sie vor aller Welt wegen Störung des Geschäftes der menschlichen Vernunft.

Frommer Blödsinn.

(Nr. 44. — 1869.)

Ich habe schon hin und wieder darauf aufmerksam gemacht daß der hier erscheinende „Kathol. Wahrheitsfreund" sich mit Vor-

liebe auf die Production eines ganz besonderen Glaubensinstrumentes verlegt; — es ist dies der s. g. „Finger Gottes".

So oft der „Wahrheitsfreund" eine ganz besonders blöde Wundergeschichte erwischt, läßt er jenen „Finger Gottes" gespenstisch winken und ruft dazu aus dem Hintergrunde sein grausenhaft-frommes „Hu! hu! seht Ihr ihn?"

In seiner Nr. 22 bringt er nun folgendes Prachtstück, welches einem norddeutschen Muckerblatte entstammen soll:

„Dieses protestantische Blatt enthält die Erzählung einer in Westpreußen vorgefallenen Begebenheit, die ganz sicher auch „unter die Zufälle, die nicht Zufälle sind" zu rechnen ist. „Zu einem dort wohnenden Förster kommt ein Doctor zum Besuch und Beide gingen auf die Jagd. Ein am Wege stehendes Crucifix passirend, sagt der Doctor in gotteslästerlicher Weise, sie wollen dasselbe herunterschießen, und als Letzterer wirklich danach schießt, so fließt Blut heraus. Bei dem zweiten Schuß fällt das Crucifix herunter, aber auch der Doctor stürzt auf's Angesicht todt zur Erde nieder mit ausgebreiteten Armen, wie am Kreuze hängend, und es war unmöglich, ihm die Arme an den Leib zu bringen, so daß er natürlich in dieser Stellung in den Sarg gelegt werden mußte. Sollte es wohl möglich sein, daß ein Mensch so frech sein könnte, sich zu solcher Gotteslästerung hinreißen zu lassen?"

Ich möchte das breitbehagliche Schmunzeln gesehen haben, mit welchem der Monsignore-Redacteur Hebenstreit diesen prächtigen Fund seinem Blatte einverleibte.

Ein Doctor, der wegen Schießens auf ein hölzernes Bildniß sofort in Kreuzesgestalt erblassen muß, während das alte Stück Holz in gerechter Entrüstung „blutet"!! Das ist eine gar erbauliche Historie für Jungfrauen- und Gesellenvereine. Welche fromme Seele wird nun noch zweifeln, daß der Gott der Liebe, der Gnade und Barmherzigkeit jede Verletzung eines ihm geweihten höl-

zernen Bildnisses sofort durch den Tod eines Menschen rächt?!

Wahrhaftig, fühlte ich irgendwelchen Beruf in mir, den „lieben Gott" gegen die menschliche Dummheit zu vertheidigen, ich würde feierlich gegen alle die grausamen Henkerstückchen protestiren, die man ihm unter dem Titel „göttliches Strafgericht" verleumderischer Weise nachsagt.

Welchen armseligen Begriff müßt Ihr frommen Herren von Eurem „Gotte" haben, daß Ihr ihn der niederen Gefühle der Rache und des Zornes gegen seine winzigen Geschöpfe für fähig haltet!

Hätte ich mich jemals vor einer zweiten „Sündfluth" gefürchtet, so könnte ich das jetzt nicht mehr; denn wo es noch so stark vernagelte Köpfe gibt, da dringt kein Tropfen Wasser durch.

Vereitelte Himmelsparade.

Der Cardinal-Patriarch von Venedig soll bekanntlich heldenkühn erklärt haben, daß er die übliche „Frohnleichnams"-Procession auf dem Marcusplatze veranstalten wolle, „wenn auch der ganze Platz mit Blut und Leichen bedeckt werde". Alle Welt erstaunte über diese Märtyrer-Courage des frommen Mannes und machte sich schon kummervoll darauf gefaßt, ihn sammt allen seinen Untermärtyrern mausetodt auf dem Marcusplatze liegen zu sehen.

Aber der Glaubensheld mochte wohl das Todtherumliegen auf dem Platze lieber den Feinden der Kirche gönnen; denn er erbat sich vom Festungscommandanten gleich die — ganze Garnison als Escorte, und als der General trocken erklärte, daß er für dergleichen Comödien keinen Mann hergebe — unterblieb die Comödie. —

Das kommt vom „Glauben."

In einem wallachischen Dorfe hat man dieser Tage auf Befehl des betreffenden griechisch-katholischen Pfaffen eine verstorbene alte Frau ausgegraben und — „noch einmal todtgemacht", weil sie eine „Hexe" war und „umging"! — Wie sollen da die Schafe Menschen werden, wenn ihre Hirten solche Esel sind?

Protestantische Pfafferei.

Wo ein König seine Krone „vom Tische des Herrn" nimmt, wie ein Stück Oblate, da muß den Herren Pfaffen allerdings der fromme Kamm schwellen, und es ist darum nicht zu verwundern, daß dieser Tage in Berlin das unschuldige, neugeborne Kindlein eines Schneidermeisters verurtheilt wurde — zwangsweise getauft zu werden, weil sein verstockter Papa meinte: „es jinge ooch ohne det Jewässer". Die protestantischen Schwarzkünstler aber meinten: „es jeht niche;" worauf dann der tapfere Schneider in den Zeitungen erklärte: er werde gegen jeden ungebetenen Gevatter sein „volles Hausrecht" gebrauchen, was soviel heißt, als — „rrrraus!" — O, was ist das für eine Religion der „Liebe und des Friedens", in deren Namen man darauf besteht, einem kleinwinzigen Kindlein gewaltsam den Kopf naß zu machen, der ja doch vom ganzen „Christenthum" noch nicht die leiseste Ahnung hat!

Der „heilige" Franz von Assisi.

Dieser interessante Kauz, welcher die Welt mit dem Franciscaner-Orden beglückte, hieß eigentlich Johann Bernardoni und war seines ursprünglichen Zeichens ein verdorbener Kaufmannssohn. Später wurde er Soldat, verfiel in eine sehr schwere Krankheit und — stand als „Heiliger" wieder auf. Er trieb sich zunächst unter anderen Vagabunden und Aussätzigen umher, denen er zur höheren Ehre Gottes die Geschwüre küßte. Beschützt durch den Bischof von Assisi zog er auf großen Bettel zum Baue einer Kirche aus und verfiel dabei auf den Gedanken, einen eigenen Bettelorden zu stiften. Als er dem Papste Honorius seinen Plan mittheilte, sagte ihm dieser: „Ihr seid ein Einfaltspinsel", und der folgende Papst Innocenz III. nannte die von Franz aufgestellte Ordensregel „eine Regel für Schweine" — bestätigte sie aber doch.

Der Duft seiner „Heiligkeit" stieg bald der ganzen Christenheit in die Nase; — dafür leistete er aber auch Erstaunliches. Nichts war ihm angenehmer, als sich mit Füßen treten zu lassen; er nannte das „Christendemuth".

Einst fing er auf seiner Kutte eine Laus (ein von der damaligen „Heiligkeit" unzertrennliches Thier), packte sie behutsam, küßte sie und sprach die unsterblichen Worte: „Liebe Schwester Laus, lobe mit mir den Herrn!" Dann setzte er sie wieder auf seinen ewig ungeputzten Kopf, woher sie gekommen war. Oft hielt er den Gänsen, Enten und Hühnern stundenlange Predigten. Seinen Körper aber nannte er „Bruder Esel", und wenn diesen Esel der Hafer stach, malträtirte er ihn gräulich. Die „Wunder" Jesu

sind reiner Spaß gegen die, welche dieser heilige Narr nach Dutzenden lieferte. Dafür kam aber auch eines schönen Tages ein „Seraph" vom Himmel herunter und drückte ihm die „fünf Wundmale Christi" auf. Seit dieser officiellen Stempelung hieß er dann der „seraphische Vater".

Sein Orden wuchs wie der Sand am Meere, und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte er 7000 Mönchs- und 900 Nonnenklöster!

Bischof und Unglaube.

(Nr. 45. — 1869.)

Der Bischof von Graz hat zu dem am 6. d. M. stattgehabten „Herz-Jesu-Feste" einen Hirtenbrief veröffentlicht, in welchem der „entsetzliche" Drache des Unglaubens so arg mitgenommen wird, daß ich nicht umhin kann, darüber mit dem Herrn Bischof zu zanken.

Also zu Ehren des „Herzens Jesu", dessen Milde, Liebe und Versöhnlichkeit Sie so emsig rühmen, haben Sie, Herr Bischof, einen „Hirtenbrief" in die Welt geschleudert, welcher Alles, was nicht Ihre römischen Sachen glaubt, mit den gräuelichsten Titeln belegt? Wissen Sie nicht, daß die Pharisäer es einstens mit dem edlen Nazarener gerade so gemacht haben; daß sie ganz Jerusalem mit ihrem Geschreie über den „Unglauben", „Verrath" und „Abfall" des Rabbi Jesu erfüllten; daß sie diesen glorreichen Rebellen gegen den „angestammten Glauben" für alles Unheil, alles Elend im gesellschaftlichen Leben verantwortlich machten; — genau so, wie Sie, Herr Bischof, es

mit Jenen thun, die in unseren Tagen nach bester, ehrlichster Ueberzeugung gegen jenes Chaos von Vernunftwidrigkeiten ankämpfen, welches man von Rom aus als das „wahre, einzige Heil“ bezeichnet.

Bedenken Sie doch, Herr Bischof, daß gerade Jesus einer der eifrigsten Gegner des Kirchen- und Priesterthumes war, welches überall und zu jeder Zeit die menschliche Seele als Eigenthum beanspruchte. Bedenken Sie, daß Jesus von einem „Glauben“, wie ihn die römische Geistlichkeit im Laufe der Jahrhunderte geschaffen, gar nichts wissen konnte. Wie mögen Sie nun das große, liebevolle Herz dieses Jesus zum Vorwande Ihres fanatischen Gezeters gegen uns Ungläubige nehmen? Wie können Sie, ohne zu erröthen, im Namen dieses Jesus den aus ehrlichem Forschen und Denken hervorgehenden Unglauben für die sittlichen Schäden der Gesellschaft verantwortlich machen; da Sie ja doch wissen, daß gerade die gegenwärtig in Vollkraft stehende Generation fast ihre ganze Jugenderziehung der Kirche zu verdanken hat?

Blicken Sie zurück in vergangene Jahrhunderte, in denen Ihre römisch-katholische Kirche in unumschränkter Machtvollkommenheit über der Menschheit waltete, in denen diese Kirche den spärlich aufkeimenden Unglauben sofort in Blut und Asche ersticken konnte; — wie jämmerlich war es damals um die Sittlichkeit der menschlichen Gesellschaft bestellt?

Blicken Sie endlich in das Ländchen Ihres Papstes, wo doch die Bevölkerung unmittelbar an der Quelle des Glaubens sitzt und wo viele Tausende von Priestern ihres

Amtes walten; — welcher Sumpf von Verbrechen, Laster und Elend aller Art starrt Ihnen da entgegen!

Sie müssen das Alles wissen, Herr Bischof, denn Sie sind ein „gelehrter" Mann; und doch bürden Sie mit heiligem Blinzeln dem freien, bewußten Unglauben (der doch gewiß ehrlicher, sittlicher ist, als der auf Unwissenheit und Unfreiheit basirende Glaube) alle Schuld an dem Unglücke der Menschen auf!

Doch lassen wir Sie selbst sprechen. Nach wenigen frommen Phrasen gelangen Sie auf das allen Dienern Roms so geläufige Thema von den „Bedrängnissen, unter welchen die heil. Kirche Gottes seufzt", zeigen uns, wie rechts die Rettung durch den Glauben winkt und links „ein entsetzlicher Drache mit seiner zahlreichen, giftigen Drachenbrut droht". Nachdem Sie so dem gläubigem Gemüthe den ersten nöthigen Schrecken eingejagt, fahren Sie dreist fort:

„Wer ist aber dieser schreckliche Drache mit seiner giftigen Drachenbrut? der Drache ist der Unglaube, und seine giftige Brut sind alle Bedrängnisse der Kirche und alle Arten von Elend in der menschlichen Gesellschaft.

Gegen die Kirche zeigt sich aber der Unglaube nicht wie bei den Heiden, welche nur deshalb ungläubig sind, weil sie die wahre Glaubenslehre nicht kennen, sondern wie bei abgefallenen Rebellen, welche die Kirche hassen und bekriegen."

Daß wir Gegner der Kirche nicht wie die Heiden aus Unkenntniß ungläubig sind, hat seine volle Richtigkeit. Gerade weil wir die „wahre Glaubenslehre" und ihre Entstehung kennen — glauben wir nicht daran. Wir bekennen das frei und offen und suchen begreiflicherweise unsere Meinung möglichst zu verbreiten. Es ist das eine in der

geistigen Entwicklungsgeschichte des Menschen so selbstverständliche Erscheinung, daß ich mich nicht genug verwundern kann, wie Sie, Herr Bischof, sich darüber wundern können.

Sie, Herr Bischof, vertheidigen Ihren Glauben — ich vertheidige meinen Unglauben. Sie möchten, daß alle Welt Das glaube, was kein Mensch wissen kann — ich möchte, daß kein Mensch glaube, was er nicht weiß. Sie nennen den Unglauben, diese mir theure Quelle freien Denkens und wahrer Humanität, einen „giftigen, schrecklichen Drachen" u. s. w. — ich, nun, ich bitte Sie nur, sich nicht so sehr zu ereifern; denn wenn Ihr Glaube wirklich von „G o t t" eingesetzt ist, so können Sie es wohl, gleich mir, ruhig dem Ermessen dieses Gottes überlassen, uns Ungläubige zu „bekehren" oder zu „züchtigen". Wenn Sie, Herr Bischof, sehen könnten, wie ruhig und heiter es in dem Gemüthe so manchen Ketzers (z. B. in dem meinigen) ausschaut, Sie würden Ihren frommen Pinsel gewiß in mildere Farben tauchen, als Sie dies bei nachstehendem Molochgemälde gethan:

„Und nachdem so der wahre Gott verlassen ist, werden an an seiner Statt drei Götzen angebetet: der Erwerb, der Genuß und die Gewalt, Götzen, so hohl und grausam, wie in alter Zeit der Moloch. Das war eine aus Erz gegossene Götzenstatue mit einem Ochsenkopf, einwendig hohl, zum Heizen, wie ein Ofen. Und war diese Statue glühend geheizt, so kamen die Götzendiener herbei und beteten sie an, und warfen dann als Opfer die eigenen Kinder in die glühenden Arme des Ungeheuers, worin sie zu Hunderten dieses entsetzlichen Feuertodes starben."

Warum solch' düstere, entsetzliche Bilder heraufbeschwören, die ja doch an nichts so lebhaft erinnern, als an die Geschichte I h r e r K i r c h e, jener Kirche, welche am Fuße desselben Kreuzes, das der Welt Versöhnung, Frieden und

Liebe bringen sollte, ihre Glühöfen, Scheiterhaufen und Folterkammern errichtete, jener Kirche, welche dem Moloch ihrer Herrsch- und Habsucht das Glück, die Habe und das Leben von Millionen Menschen in den ewigklaffenden Rachen warf. — O, Herr Bischof, malen Sie keinen glühenden Ofen mehr an die Wand!

Damit sind wir aber schon übergegangen, die zerstörenden Folgen des Unglaubens bei der menschlichen Gesellschaft überhaupt zu betrachten. Siehe da, um den Götzen des Erwerbes, welch' eine athemlose Hetze der Hunderttausende, welche Alle blos durch Schwindel erwerben, nicht durch ehrliche nachhaltige Arbeit verdienen wollen!"

Gewiß, Herr Bischof, es gibt ungeheuer viele Menschen, die nur schwindeln und nicht ehrlich arbeiten wollen. Ich habe darüber nirgends so erschreckende Erfahrungen gesammelt, als in Rom, der sogenannten „heiligen Stadt".

„Und um den Götzen des Genusses, welch' ein maßloses Rennen nach schmachvollen Genüssen, bei welchen die Menschenwürde nicht blos untergeht, sondern auch bewußt und absichtlich verleugnet wird!"

In der That, ein abscheulicher Götze, der des Genusses! Wenn ich bedenke, wie viele Millionen und Millionen allein in dem Ländchen des Papstes durch die Prälaten der Kirche verlottert und verpraßt werden, wenn ich der grenzenlosen Liederlichkeit und Verschwendung so vieler Päpste gedenke, — dann nimmt's mich kaum Wunder, daß gerade in den von der römischen Kirche am längsten beherrschten Ländern der Götze des Genusses noch heute am üppigsten haust.

„Und endlich welch' ein unverantwortliches Untergraben aller Grundsätze des Rechtes, das zuerst im Großen zwischen Reichen und Völkern gewaltsam umgestürzt wurde, und seitdem in allen

Schichten der Gesellschaft wankt und stürzt. Und auf diesen Trümmern des Rechtes wird das Götzenbild der Gewalt aufgerichtet; darum stehen sich die Reiche in Waffen und die Nationen in Haß einander gegenüber."

Wenn Sie, Herr Bischof, die Geschichte der Päpste, vor Allem aber die der Jesuiten, mit Ruhe und Unbefangenheit prüfen wollten, so müßten Sie sich wohl gestehen, daß das Untergraben aller Grundsätze des Rechtes und die Herrschaft der rohesten Gewalt gerade in den Blüthezeiten des Glaubens ebenfalls in Blüthe gestanden.

„Diesem schmachvollen Götzendienste entsprechend, zieht der Unglaube auch die Erkenntnißkräfte seiner Bekenner vom Streben nach höherer Erkenntniß ab und beschäftiget sie damit, jeden höhern Standpunkt der menschlichen Gesellschaft zu untergraben, bis der Mensch in raschem Absturze dahin kommt, nichts anders mehr zu sein als ein Stück Maschine bei der Arbeit, und in den übrigen Beziehungen ein Thier, noch unglücklicher, als die übrigen Thierarten, weil er allein vor denselben die Fähigkeit zur Verzweiflung und zum Selbstmorde voraus hat."

In diesem Satze, Herr Bischof, zeigen Sie einmal den echten Jesuiten und sagen mit kalter Ueberlegung die ausgezeichnetsten Unwahrheiten. Sie müssen als gebildeter Mann recht wohl wissen, daß das Streben nach höherer Erkenntniß, nach einem menschenwürdigeren Standpunkte durch nichts so sehr gefördert wurde, als durch die Philosophie; und da Sie gewiß die Geschichte der Philosophie kennen, müßten Sie auch wissen, wie wenig diese letztere je mit dem kirchlichen „Glauben" gemein hatte.

Was haben die großen Principien des Rechtes und der Sittlichkeit, die allein den Menschen so hoch über das Thier erheben, mit dem „Glauben" zu schaffen? Nichts, Herr Bischof; — denken Sie doch nur an die Prügelknechte des

Glaubens in Stainz und Schlanders. Diese Leute waren doch gewiß außerordentlich „fromm“; aber nach einem „höheren Standpunkte“ haben sie sicher nicht gestrebt, als sie Andersgläubige — niederschlugen.

Fragen Sie sich einmal aufrichtig, Herr Bischof, wo mag wohl das Thierische mehr vertreten sein, in dem intelligenten und liberalen Theile der Bevölkerung, oder in jenen Kreisen, aus denen Sie Ihre hunderttausend Unterschriften für fromme Adressen zusammentrommelten?

Und was das „Stück Maschine bei der Arbeit“ betrifft, so darf ich Sie wohl ersuchen, einmal mit nüchternem Auge die „Arbeit“ so manches Geistlichen zu beobachten; Sie werden da wahre Musterstücke von „Maschinen“ entdecken. —

Ich habe mich hier mit jenem Theile Ihres „Hirtenbriefes“ beschäftigt, welcher den Unglauben verdammt und daher auch mich angeht, was Sie weiter über die Behandlung der Herzen Jesu und Mariä sagen, geht nur Ihre Gläubigen an; ich will daher nur noch einer Folgerung gedenken, welche Sie aus dem Wachsen des Unglaubens ziehen, — es ist dies „das näher heranziehende Drohen schrecklicher Strafgerichte Gottes.“ Was sollen solche Schreckschüsse, Herr Bischof? Von den Gefühlen und Absichten „Gottes“ können Sie ja doch nichts wissen; — warum sprechen Sie davon?

Von der Gleichheit vor dem Gesetze.

(Nr. 45. — 1869.)

Hoch „oben" ist schon oft geklagt worden, daß tief „unten" im Volke so wenig Achtung vor dem Gesetze herrsche. Die Klage ist berechtigt; — es steht bei unserem, wie bei jedem anderen Jahrhunderte lang geknechteten, betrogenen und entsittlichten Volke noch schlecht genug mit jener hohen Achtung vor dem Gesetze, welche das sicherste und edelste Kennzeichen eines freien Volkes ist. Hoch „oben" aber hat man kein Recht, sich hierüber zu beschweren; man sollte vielmehr reuig an die eigene mehr oder minder besternte Brust schlagen und rufen: „Wehe uns; wir ernten, was wir gesäet!" Denn von hoch „oben" kamen seit Jahrhunderten so viele „Gesetze", die kein freier, ehrlicher Mensch achten konnte; — hoch „oben" hat man unter dem Titel „Gesetz" alle die schmählichen Privilegien für Adel, Bureaukraten- und Pfaffenthum geschaffen, an deren Resten wir noch heute so viel zu laboriren haben. Und als man sich hoch „oben" endlich zur Einführung guter Gesetze bequemen mußte, hat man die Achtung vor denselben von vornherein durch ungleiche Anwendung geschädigt.

Erst wenn man einmal hoch „oben" die Gleichheit vor dem Gesetze zur ernsten, eisernen Wahrheit machen wird, dann wird auch tief „unten" die Achtung vor dem Gesetze nicht ausbleiben. Heute existirt diese Gleichheit noch nicht.

Nehmen wir an, ein gewöhnlicher Handwerker sei wegen eines Vergehens angeklagt und vor Gericht geladen. Aus irgendwelchem Grunde geräth er auf die Idee, die Compe-

tenz des Gerichtes zu leugnen, und weigert sich, vor demselben zu erscheinen. Was wird man mit dem Manne machen? Wird man sich im Ministerium seinetwegen die Köpfe zerbrechen? Wird man sich in weitläufige Unterhandlungen mit ihm einlassen?

Nein, man wird ihn ohne alle Vorrede „zwangsweise vorführen" lassen.

Nun kann doch vor dem Gesetze nicht der mindeste Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Schafwollscheerer und einem Bischofe sein, und doch, wie ganz anders verfährt man mit dem Bischofe!

Als sich der Bischof von Linz weigerte, vor Gericht zu erscheinen, hat man sich im Ministerium so lange berathen, als handele es sich wirklich um etwas Berathenswerthes. Man hat endlich wiederholte „Versuche in Güte" gemacht, indem man dem widersetzlichen Pfaffen durch höhergestellte Personen zureden ließ, wie einem kranken Pferde; und als man sich endlich zur „zwangsweisen Vorführung" entschloß, war schon mehr Zeit verstrichen, als man sonst zur Arretirung eines halben Stadtviertels braucht.

So erfreulich es daher ist, daß man sich endlich entschloß, gegenüber jenem römischen Frechlinge dem Gesetze zu genügen, so tadelnswerth ist es, daß man sich darüber auch nur einen Moment besinnen konnte. Durch solches Schwanken und Zaudern könnte man es dahin bringen, daß die menschliche Dummheit wirklich noch einem dieser frommen Gesetzverächter die „Märtyrerkrone" auf den Stützkopf drückte; während man durch gerechte, prompte Anwendung des Gesetzes der ganzen Comödie die Spitze abbricht.

Wir Ultra-Liberalen, die wir in Oesterreich doch noch

immer die meiste Aussicht auf das — Eingesperrtwerden haben, wir werden es uns niemals einfallen lassen, zu solch' lächerlicher Comödie Anlaß zu geben, wie solche der Bischof von Linz veranstaltete. Geräth unsere Ueberzeugung in Conflict mit dem bestehenden Gesetze, und ruft uns darum der Richter vor, so suchen wir unser „Martyrium" nicht in kindischem Trotzen und Protzen gegen das Gericht und stellen unsere Ueberzeugung nicht hochmüthigpochend über das Gesetz. Darum haben wir aber auch ein gutes Recht, zu fordern, daß die Gleichheit vor dem Gesetze zur vollsten Wahrheit werde und daß unsere schwarzen Gegner sich nicht mehr hinter dem lieben Gotte verschanzen dürfen, so oft sie hienieden etwas Gesetzwidriges angestellt haben.

Verdammt!

(Nr. 46. — 1869.)

Das berüchtigte Concil von Trient erklärte: „Wenn Jemand behauptet, daß Ehesachen nicht vor die kirchlichen Gerichte gehören, so soll er verdammt sein." — Da nun nach der Meinung des römischen Pfaffenthums die Beschlüsse jenes Concils noch heute in voller Kraft stehen, ist unsere Regierung sammt Reichsrath und allen Verfassungsfreunden in schönster Form — „verdammt". — Ein Glück, daß die Herren vom trientinischen Concil nicht auch den menschlichen Blödsinn „verdammt" haben — es wäre kein einziger von ihnen „selig" geworden.

Ein Erbauungsstündchen.

(Nr. 46. — 1869.)

Dieser Tage hat mich wieder einmal mein alter Freund, Se. Gnaden der hochwürdigste Herr Meßner Dr. Himmelgrübel, besucht. Nachdem er mich, wie üblich, durch Vorhalten des Rosenkranzes und einige in die Luft geschlagene Kreuze unschädlich gemacht hatte, senkte er gar wehmüthig die Karfunkelnase nebst danebenliegenden Himmelwärtsaugen und seufzte einen canonischen Seufzer.

„Das ist der Kummer über den wachsenden Unglauben", dachte ich mir und sprach höllischmilde: „Courage, Ew. Gnaden, noch gibt's Esel genug auf dieser schönen Welt."

Ein mattes Lächeln glitt über die bläulichen Lippen des heiligen Mannes und schmerzlich sprach er vor sich hin: „Nein, es ist aus! . . . Der wahre, echte Slibow . . . . hopsa — Glaube ist verschwunden aus dieser schändlichen Welt! . . . Keine Achtung mehr vor Unsereinem — nicht einmal mehr vor einem Bischof . . Wehe Dir, Satan!"

Unter dem „Satan" meint der ehrwürdige Mann regelmäßig mich; — er muß das irgendwo in frommen Kreisen gehört haben. Nun besitzt aber Se. Gnaden einen erstaunlichen Schatz der wirksamsten „Gnadenmittel": Kreuze, Rosenkränze, bunte Bildlein, Reliquien, wunderkräftige Gebete u. s. w., während ich nichts für mich habe, als die paar höllischen Künste, welche man bekanntlich dem Teufel zur Sicherung seiner Existenz noch gnädigst gelassen. Ich befinde mich damit im entschiedensten Nachtheile gegenüber den gewaltigen Glaubensmitteln des Dr. Himmelgrübel.

Will ich z. B. ein bischen Feuer speien, so hält mir der Mann ganz ruhig eine wässerige Litanei vor die Nase, und ich muß meine Feuergarben wieder hinunterschlucken, was gerade nicht sehr angenehm. Versuche ich ihm eines mit dem Pferdefuß zu versetzen, so hat er zehn Wundersprüche zur Hand, welche — etwas volksthümlich gesprochen — „ein Roß umbringen“, geschweige denn einen einsamen Pferdefuß. So kann mir gegen den Dr. Himmelgrübel nichts helfen — höchstens ein Trinkgeld.

Das gab ich denn auch diesmal, und stimmte damit Se. Gnaden nicht nur milde, sondern sogar gewissermaßen vertraulich.

„Schau, Satan“, sprach er kummervoll, „unter uns gesagt: die heilige Sache geht total aus dem Leime .... In Linz ist das Entsetzlichste geschehen .... Denke Dir, dort hat man den Gesalbten des Herrn zwangsweise in's Landesgericht geführt. O, Sodoma-Linz! O, Linz-Gomorrhu!“

„Aber bedenken Sie doch, wie heilsam solch ein Martyrium für alle Gläubigen sein muß“, wandte ich tröstend ein.

„Nichts nützt's, gar nichts!“ stöhnte Himmelgrübel, „schauens das katholische Volk von Linz an ... hat's etwa Sturm geläutet? ... hats etwa dies ketzerische Landesgericht gestürmt?“ ...

„Aber der Kammerdiener des Bischofs und die 15 verwahrlosten Mädchen haben doch viel Glaubens- und Lungenstärke bewiesen.“

„Was nützt das!“ klagte der fromme Mann; das ganze Volk hätte sich zur Vertheidigung Gottes erheben

müssen . . . . in Strömen hätte das Blut der Ketzer fließen müssen!“

Staunend blickte ich in das von allzuvielem „Heil. Maria!“ schiefgezogene Antlitz — es leuchtete darin etwas aus der Zeit der heil. Inquisition.

„Himmelgrübel“, sprach ich, „Sie haben Recht, es ist aus mit Ihrer Sache. Sehen Sie, früher ließ sich das katholische Volk noch nach Tausenden für einen Pfaffen todtschlagen, jetzt — lacht sich's halbtodt über tausend Pfaffen . . . Gehen Sie, Himmelgrübel, wir leben in der Zeit der Entreprise des pompes funèbres“ . . .

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Ehrwürdige empor; — ich hatte ihn an der wundesten Stelle getroffen, am „Geschäft“, und im frommen Eifer gegen die verhaßte Concurrenz ließ er den ganzen Vorrath von „Gnadenmitteln“ fallen — Rosenkränze, Reliquien, Gebetlein, Bildlein u. s. w. lagen buntdurcheinander vor mir und blitzschnell setzte ich den Pferdefuß darauf — jetzt war der heilige Mann verloren. Ich konnte nun wieder Feuer, Schwefel und Pech speien — kurz, alle die merkwürdigen Teufelskünste üben, die ich aus den Hirtenbriefen des Herrn Bischofs von Seckau gelernt zu haben glaube.

Himmelgrübel entrann mit genauer Noth, und seitdem bin ich im Besitze aller seiner „Gnadenmittel“, wovon die meisten so überraschend blödsinnig sind, daß ich sie dem Leser in den nächsten Nummern vorführen muß.

An Herrn Caplan Zwicker, Katechet an der Dominikanerschule (St. Andrä).

Sie kennen gewiß das liebreiche Wort Jesu: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“ u. s. w. Sie sind auch gewiß der Ansicht, daß Jesus die Kleinen nicht darum so freundlich zu sich rief, um sie — zu prügeln und an den Ohren zu reißen?

Wie verhielten Sie sich nun zu jenem großen sanften Kinderfreunde, als Sie am 10. v. M. während des Unterrichtes in der Religion der „Liebe“, der „Milde“ und des „Friedens“, ein neunjähriges Knäblein an dem ohnehin kranken Ohre blutig rissen?

Sollten Sie dergleichen (bei Ihnen keineswegs vereinzelt dastehende) Brutalitäten für eine Art „frommer Casteiung“ halten, so werden Ihnen die betreffenden Eltern gewiß recht dankbar sein, wenn Sie diese Casteiungen an Ihren eigenen Ohren üben. Nehmen Sie doch als „demüthiger“, „reumüthiger“, „unwürdiger“ „Knecht Gottes“ (und wie Sie, fromme Herren, sich sonst noch zu nennen belieben) die etwaigen Sünden ihrer kleinen Schüler auf sich und hauen Sie sich dafür in Gottes Namen daheim in Ihrer stillen Klause, daß Sie an der Wand hinaufspringen; — das kann Ihrem erwachsenen, gesunden Körper wenig schaden und ist nach der Versicherung vieler „heiligen“ Kirchenschriftsteller überaus heilsam und verdienstlich für die — Seele. Warum denn immer auf Kosten fremder Ohren, Haare und Hände „fromm“ sein, Herr Religionslehrer Zwicker?

Sollten Sie übrigens außer dem Bewußtsein auch

noch den Beweis für Ihre frommen Heldenthaten gegen winzigkleine Bübchen benöthigen, so kann ich Ihnen damit dienen.

Von den „göttlichen" Anmaßungen der Päpste und Bischöfe.

(Nr. 47. — 1869.)

Mit unerhörter Frechheit versuchen es in neuester Zeit wieder einzelne Pfaffen, sich über die Gesetze des Staates zu erheben und dem Volke weiszumachen, das geschähe Alles genau nach dem Willen „Gottes". Ich halte es für meine heilige Pflicht, nach Kräften dazu beizutragen, daß solchen handgreiflichen Betrügereien am Verstande des Volkes die Maske heruntergerissen werde, auf daß auch dem Volke klar werde, wie alle diese „göttlichen" Vorrechte frommer Gesetzverächter nichts anderes sind, als das Ergebniß jahrhundertelang fortgesetzter Betrügereien oder Diebstähle am Rechte des Staates, d. i. am Rechte der menschlichen Gesellschaft.

Jahrhundertelang nach Jesu Tode fiel es keinem Lehrer oder Prediger der christlichen Gemeinden ein, irgendwelches Ausnahmsrecht für seinen Stand zu beanspruchen, und am allerwenigsten fiel es den weltlichen Regierungen ein, ihnen ein solches Recht zu bewilligen. Damals war von dem s. g. Heidenthume der Griechen und Römer noch zu viel gesunder Menschenverstand übriggeblieben, als daß die Kaiser und Fürsten sich zu solch' unwürdiger

Unterwerfung unter pfäffische Herrschsucht herbeigelassen hätten, wie dies später der Fall war.

Damals hatte die „Christenheit" von einem Papste heutigen Begriffes nicht die leiseste Ahnung. Alle Bischöfe nannten sich selbst und untereinander Papa (d. h. „Vater"), und der römische Bischof hatte vor den übrigen gar nichts voraus. Daß der römische Bischofssitz allmälig der beneidetste und angesehenste wurde, war nur der kaiserlichen Gnade zu verdanken, in welche man sich durch Lug, Trug und hündische Servilität einzuschleichen wußte. Ein absonderliches Beispiel hiervon gab in den Jahren 590—604 der römische Bischof Gregor (seit Erfindung des Papstthums bekannt unter dem Namen Gregor I. oder auch „der Große"). Dieser bereits von allerhand Papstgelüsten angewehte Erzheuchler geberdete sich den römischen Kaisern gegenüber wie der niederste, demüthigste Knecht. In seinen Briefen an den Kaiser Mauritius schreibt er u. A.:

„Was bin ich, der ich zu meinem Herrn rede, anders als Staub und Wurm", und den Kaiser nennt er seinen „frommen Herrn, dem die Gewalt über alle Menschen vom Himmel herab ertheilt wurde." Sich selbst nennt er stets des Kaisers „unwürdigen Diener", was er wahrhaftig auch gewesen. Als der edle Mauritius durch das Scheusal Phokas entthront und sammt seiner ganzen Familie in grausamster Weise hingerichtet wurde, legte sich der schurkische Pfaffe Gregor sofort demüthig wedelnd dem neuen Herrscher zu Füßen und verlästerte das Andenken des Ermordeten, von dem er zahllose Wohlthaten empfangen, indem er an den Mörder

Phokas schrieb: „Bisher sind wir hart geprüft gewesen: der allmächtige Gott aber hat Euere Majestät erwählt und auf den kaiserlichen Thron gesetzt, um durch Euere Majestät barmherzige Gesinnung aller unserer Noth und Traurigkeit ein Ende zu machen“ u. s. w.

(Dieser Gregor ist, nebenbei bemerkt, der Erfinder des „Fegefeuers“, mit welchem er und seine Nachfolger den gläubigen Schafen so viele Tausende und Tausende von Millionen aus der Tasche lockten.)

So war ursprünglich das Verhältniß zwischen den Bischöfen und dem Staate; wie ganz anders wurde es später und wie ganz anders ist es noch heute!

Mit unglaublicher Geduld trägt man die frechste Beschimpfung der Staatsgesetze und der Wissenschaft von Seite des römischen Bischofs und setzt ihm noch einen überaus kostspieligen Botschafter hin, der nichts zu thun hat, als fromme Gesichter zu schneiden, Kreuze zu schlagen und heilige Füße zu küssen! Mit Lammsgeduld läßt man in seinem eigenen Lande von römischen Knechten die verlogene Lehre predigen: das Volk müsse dem wälschen Priester und Fürsten mehr gehorchen, als dem österreichischen Gesetze!

Wahrhaftig, wenn man sich da nicht endlich einmal zu einer Radicalcur entschließt, so sind die furchtbarsten Lehren der Geschichte umsonst gewesen, so hat man hoch „oben“ schon all' des geistigen und materiellen Elendes vergessen, welches pfäffische Herrsch- und Habsucht so viele Jahrhunderte lang über alle Staaten Europas gebracht hat! So hat man auch des leuchtenden Beispieles vergessen, welches der edle Kaiser Joseph II. gegeben und dessen

Nachahmung der heutigen Zeit gewiß ganz angemessen wäre.

Die „kindliche Ehrfurcht" und den „gläubigen Respect" vor anmaßenden Finsterlingen à la Bischof von Linz hat man doch gewiß schon längst bei Seite gelegt — so lege man auch noch die eigene Zaghaftigkeit und Halbheit dazu.

Heilige Leinwand!

(Nr. 47. — 1869.)

Wo der erhabenste Blödsinn sich mit dem niedersten Schwindel zu einem frommen Compagniegeschäfte vereinigt, um den gläubigen Schafen das Fell über die Ohren zu ziehen, da müssen Vernunft und Ehre ein schneidiges Wort d'reinreden — möge darob auch sämmtlichen pantentirten Nachteulen das Herz im Leibe wackeln.

In Philippsdorf in Böhmen treibt seit 1866 unter specieller Protection des Pater Storch, Stiftcaplans zu Georgswalde, und unter der Nase einer k. k. Behörde eine gewisse „Jungfrau" Magdalena Kade folgenden längst abgestandenen aber bei vollendeten Dummköpfen noch immer verfangenden Schwindel:

Die Person war krank und — „fromm"; der Pater Storch war „fromm" und — schlau; so ward das „Wunder" fertig. Eines Tages kam die „Mutter Gottes" mit einem ungeheueren Heiligenscheinkragen um den Hals vom „Himmel" herunter und machte die Kade gesund.

Das wäre nun für bescheidene Schwindler genug gewesen; aber nun wollte man auch seinen klingenden Profit

aus der Sache ziehen, und es entwickelte sich ein schmählich betrügerischer Handel mit „wunderthätiger" Leinwand aus dem „Gnadenhäuschen" der „Jungfrau" Kade. Die Stelle, wo damals die „Mutter Gottes" „erschienen", ist nämlich für ewige Zeit mit „Wunderkraft" geheizt, und nach der Versicherung des Pater Storch sind dort schon viele Gläubige von allerhand Uebeln genesen. Legt man nun auf diese Stelle ein Stück Leinwand, so zieht sich ganz natürlicher Weise etwas Wunderduft hinein, die Leinwand wird sodann verpackt und nach allen Weltgegenden an Agenten versandt, welche damit einen Detailhandel treiben.

So hat sich denn auch in Graz eine unter dem Namen „Lini" bei allen Betschwestern bekannte Person gefunden, welche jenen leinwandenen Schwindel gegen Baarzahlung von 20, 30, 40, 50 und mehr Kreuzern portionenweise verbreitet. Diese Person macht famose Geschäfte; bereits ist die 4. Sendung aus Philippsdorf ausverkauft und die 5. unterwegs, was Se. Gnaden den hochwürdigsten Herrn Meßner Dr. Himmelgrübel mit dem tröstenden Bewußtsein erfüllen mag, daß der Blödsinn noch gar nicht so hoffnungslos darniederliegt in Graz an der Mur. Nur Courage, Ew. Gnaden, wo's noch so viele Leute gibt, welche ihr Kopf-, Hals- oder Bauchweh mit einem kleinwinzigen Leinwandfetzchen zu curiren glauben, da wird nöthigenfalls auch noch an ein Dogma der „Unfehlbarkeit" des Papstes geglaubt werden.

Freilich treibt auch der „Teufel" sogar mit „heiliger Leinwand" sein grausames Spiel, und so gerieth denn auch ich in den beseligenden Besitz eines solchen Wunderlappens sammt heiligem Bildnisse.

Das Bildchen trägt die Ueberschrift „Wunderbare Heilung der M. M. Kade in Philippsdorf“ und ist Verlagseigenthum eines gewissen Ignaz Langer. Es weist den Moment, in welchem die „Mutter Gottes“ mit einem ganz nach rechts verschobenen Heiligenscheinkragen zur „Jungfer“ Kade hereinspaziert, die im Bette liegt und beide Hände vor's Gesicht hält, als weine sie über ihre eigene Dummheit. Neben dem Bette sitzt noch ein kleines dickes Weibsbild und beschäftigt sich mit dem Schneiden eines schlichten Schafsgesichtes. Das Bildchen hat die Größe eines Hühnereies und mag einer Gans immerhin gefallen.

Das heilige Leinwandläppchen zeichnet sich durch nichts Besonderes aus. Um sich mit Anstand die Nase putzen zu können, brauchte man wenigstens zwölf Portionen. Im Interesse der „heiligen Sache“ machte ich damit die verschiedensten Experimente. Ich nahm eine soeben verstorbene, dicke Fliege, wickelte sie sorgfältig in das Läppchen und wartete andächtig eine gute Viertelstunde. Vergebens, die Fliege blieb mausetodt. Ich begab mich mit dem Wunderdinge zu einem (wirklichen) Esel, der nach der Versicherung seines Besitzers ein gar „frommes“ Thier aber an allen Vieren lahm war. Ich dachte mir, die „heilige Leinwand“ müsse selbst den ärgsten Esel laufen machen; aber vergebens legte ich das Läppchen bald da, bald dort auf — der Esel blieb ruhig stehen, und sein spöttischer Blick schien zu sagen: „Versuch's bei zweibeinigen; mir ist's zu dumm.“ Ich folgte diesem Rathe und schickte die „heilige Leinwand“ einem heiligen Herrn, der die „Freiheit“ im Magen und das Zipperlein in den Beinen hat. Wie's Dem bekommen ist, weiß ich nicht, — vielleicht befindet er sich schon mit

Muschelhut und Bauchstrick auf der Wallfahrt nach Philippsdorf oder Rom.

Jedenfalls haben meine frommen Freunde: der Herr Bischof, der Monsignore „Wahrheitsfreund", der „Volksblatt"-Capuciner u. s. w. längst Kenntniß von diesem gräuelichen Leinwandschwindel, und so hoffe ich's denn recht bald zu erleben, daß diese Herren mit dem glühenden Stahle des Glaubens jene Leinwand des Betruges — niederbügeln, bis kein Faden mehr übrigbleibt. Es wird das ein gutes Werk sein; denn es sind ja doch meist nur arme, geistesschwache Schäflein, die man mit jenen Wunderfetzen um ihre sauerverdienten Kreuzer prellt.

Soeben höre ich noch, daß man an Stelle und zu Ehren des „Gnadenhäuschens" zu Philippsdorf eine Kirche bauen will. Ich mag das nicht glauben; man wird dort wohl ein Narren- oder Zuchthaus errichten wollen, worin die Urheber solcher Wunderschwindeleien auf Lebenszeit anzuhalten wären, solide wunderlose Leinwand zu weben.

Chinesische Poesie.

(Nr. 48. — 1869.)

Einem soeben aus China zurückgekehrten Deutschen verdanke ich nachstehende Uebersetzung eines chinesischen Liedes, welches sich gegen das confucianische Priesterthum wendet. Der Reisende versicherte mir, der in diesem Gedichte ausgesprochene Standpunkt habe bei dem dummen Chinesenvolke viele Anhänger, wie denn überhaupt die geistige — oder geistliche — Entwickelung der Chinesen unendlich tief unter jener

der tiroler oder kärntner Landbevölkerung stehe. Von jener klaren Weltanschauung, von jener gründlichen Bildung des Geistes und des Herzens, wie wir sie bei unserer von Rom erleuchteten Landbevölkerung finden, sei unter den von dem „entsetzlichen Drachen des Unglaubens" angefressenen Chinesen keine Spur zu finden; — und in der That kostet es nur einen Blick in die nachstehende Sammlung kindlich-materialistischer Irrthümer, um zu erkennen, wie sehr wir stolz sein dürfen auf den hohen Entwicklungsgrad unserer deutschen Brüder in Schlanders u. s. w.

Freundchen — ei — was suchest Du dort oben
Ew'gen Lohn für dieses Lebens Harm?
Weißt nicht, daß die Extrawurst dort oben
Nur ein — windgefüllter Pfaffendarm?

Wir sehen hier, wie sich der Ideenkreis der Chinesen um nichts Anderes bewegt, als um die niedersten Lebensbedürfnisse: Wurst — wenn's hoch kommt „Extrawurst". Dabei scheinen jene Halbwilden nicht den mindesten Sinn für die Annehmlichkeiten einer einstigen Vergütung (Trinkgeld) für überstandene Fatalitäten zu haben und dem auch unter deutschen Ketzern verbreiteten Irrwahne zu huldigen: „Man müsse das Gute um des Guten willen thun" und „die Erwartung einer Vergütung sei unmoralisch".

Mach' die Augen auf, die frommen, blöden;
Zeit ist's, zu erwachen aus dem Traum!
Höre auf der wahren Freunde Reden:
Gutes Geld gib nicht für leeren Schaum!

Hier sehen wir die volle Rücksichtslosigkeit der chinesischen Natur, die den Menschen nicht einmal schlafen und träumen lassen will — was doch nach der Versicherung Sr. Gnaden des hochwürdigsten Herrn Meßners Dr. Himmelgrübel und anderer Autoritäten dem Menschen so gesund ist.

Freundchen, schau wie sich gewisse Herren
Amüsir'n in diesem „Jammerthal“!
Wie sie flott von deinem Schweiße zehren,
Deiner lachend heimlich überall!

Der Chinese ist bekanntlich von Haus aus neidisch, und das erklärt zur Genüge diese an's Social-Demokratische grenzende Strophe.

Wirf hinaus den Quark, den eingebläuten,
Der das Hirn so lange Dir verwirrt;
Kehr' den Rücken all' den heil'gen Leuten —
Die am Narrenseil Dich stets geführt!

Unter Chinesen mögen solche Aufforderungen noch irgendwelchen Sinn haben; Angesichts der eminenten geistigen Selbstständigkeit der tiroler und krainerischen Landbevölkerung wären sie lächerlich.

Wirst an's Wahre Du Dich einst gewöhnen,
Das ja täglich Dir in's Auge sticht —
Hört von selbst dann auf das blöde Sehnen
Nach des Priesters wind'gem Schaugericht.

Die armen Chinesen haben allerdings erst noch das „Wahre“ zu suchen; während unsere braven Tiroler, Krainer, Kärntner und Obersteirer nach der Versicherung sämmtlicher † † † „Volksblätter“ und „Wahrheitsfreunde“ das „Wahre“ schon längst gefunden haben.

Freundchen, schau, es ließ' sich herrlich leben,
Frei und recht — wenn diese Nacht sich hellt;
Denn für Das, was wir den Pfaffen geben,
Bau'n wir selbst den „Himmel“ in die Welt.

Wir haben hier eine Probe chinesischen Unternehmungsgeistes. Während unsere braven Tiroler u. s. w. es vorziehen, den von einer hochw. Geistlichkeit errichteten „Himmel“ gegen Erlag gewisser Gebühren miethweise zu beziehen,

wollen diese Chinesen ihren „Himmel" in eigene Regie nehmen und schmeicheln sich, dabei billiger auszukommen.

Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich diese Probe chinesischer Poesie nur zum abschreckenden Beispiele vorgeführt habe.

Heilige Studien.

Wenn unsere „gelehrtesten" Gottesmänner noch heutigen Tages so viel frommen Blödsinn treiben, darf uns das nicht wundern; — in der „alten, guten Zeit" trieb man's noch ganz anders. Da war ein gewisser Pater Suarez, römischer Gottesgelehrter ersten Ranges, welcher in einem dicken Werke mit tiefstem Ernste und wahrhaft ergreifendem Eifer die Frage behandelte: „Ob die Jungfrau Maria mit oder ohne — Nachgeburt entbunden habe?" (!)

Da waren grundgelehrte Pfaffen, welche mit heiliger Erbitterung wochenlange öffentlich darüber disputirten: „Ob Adam, (der doch bekanntlich nicht geboren, sondern frischweg „erschaffen" wurde) einen — Nabel gehabt habe oder nicht?" — „Ob Pilatus sich die Hände mit — Seife gewaschen habe, als er Jesum verurtheilte?" — „Wie viel Wein auf der Hochzeit von Cana getrunken wurde?" — „Wie etwa Jesus das Erlösungswerk habe vollbringen können, wenn er als — Kürbis auf die Welt gekommen wäre?"

Es ist hierbei wohl zu bemerken, daß nicht gewöhnliche, sondern sehr fromme und heilige Narren alle diese

gigantischen Dummheiten trieben. Katholische Priester waren es, welche mit Aufwand colossaler „Gelehrsamkeit „die Frage erörterten: „Ob Gott — bellen könne wie ein Hund?" Geschorene und gesalbte Köpfe waren es, welche durchaus dahinter kommen wollten: „Ob Gott im Himmel stehe oder sitze?" — „Ob Gott einen Berg ohne Thal oder ein Kind ohne Vater hervorbringen könne?"

Lustige Kerls müssen Die gewesen sein, welche sich noch im vorigen Jahrhunderte darüber stritten: „Ob die Engel vor dem Angesichte Gottes — Walzer oder Menuett tanzen?"

Köstlich sind die zahllosen Disputationen über die Taufe: Da stritt man mit heiligstem Bocksgesichte darüber: „Ob auch der — Teufel rechtmäßig taufen könne? — „Ob man im Nothfalle auch mit Bier, Wein, Essig, Sand u. s. w. taufen könne?" — „Ob im alleräußersten Nothfalle das bloße — Anspucken genüge?" Und endlich: „Ob eine Maus, wenn Sie vom Taufwasser gesoffen, als — getauft zu betrachten sei?"

Der Bischof von Regensburg, Albertus Magnus (gestorben im Jahre 1280), schrieb eine ganze Reihe der dickbauchigsten Bände über die weltwichtigen Fragen: „Ob Maria blond oder brünett, blau- oder schwarzäugig, schlank oder dick, groß oder klein gewesen sei?" u. s. w.

Mit solcher „Wissenschaft", o frommes Christenvolk, haben römische Pfaffen Deine Voreltern beglückt, während sie alles wirklich Wissenswerthe verdammten und verfluchten. Blicke zurück nach dieser unerschöpflichen Quelle heiligen Blödsinnes und wundere Dich nicht allzusehr, wenn etwa

noch in diesem Jahre einige hundert „grundgelehrte" Bischöfe in Rom die erhabene Dummheit verkünden: „Der Papst ist unfehlbar!"

An einen Caplan der Pfarre St. Peter in Graz.

(Nr. 49. — 1869.)

Am 19. d. M., halb 2 Uhr Nachmittags, kam ein hiesiger Werkarbeiter, dessen Gattin zwei Stunden zuvor gestorben war, in den Pfarrhof, um daselbst „die Leiche anzusagen". Als der Mann eintrat, hatten Sie und Ihre Herren Amtscollegen soeben zu Mittag gespeist und zogen sich zu einem sanften, gottgefälligen Schläfchen in Ihre respectiven Gemächer zurück.

Der Arbeiter dachte gewiß mit Recht: „Gottesdienst" gehe vor Bauchdienst, und erkühnte sich, an die soeben erst geschlossene Thüre des Herrn Pfarrers zu klopfen. Tiefe, heilige Stille. Der Arbeiter klopfte nochmals, und da stürzten Sie, junger Herr Caplan, in höchst anmuthigem Neglige, aber zornig wie ein geneckter Bock, aus Ihrer nebenan liegenden Clause hervor und schrieen: „Was wollt's Ihr?"

Nun hätte der Arbeiter gewiß alles Recht gehabt, Ihnen begreiflich zu machen, daß sie wohl mit den „Engeln" und „Heiligen" per „Ihr" oder auch per „Du" fabeln dürfen, keineswegs aber mit Parteien, welche in Ihr Geschäftslocal kommen, um Ihnen ihr sauer verdientes Geld so bequem zu verdienen zu geben; — aber der schmerzgebeugte Mann dachte nicht daran, mit Ihnen zu hadern, sondern sagte ganz bescheiden, daß er den Herrn

Pfarrer zu sprechen wünsche. Hierauf schnauzten Sie ihn an: „Jetzt is kan Zeit — er schlaft!" Und als der Arbeiter bescheiden einwendete, daß er die „Leiche" seiner Gattin anmelden wolle, thaten Sie den merkwürdigen Ausspruch: „Warum seid's nit' gestern ansagen kommen?" Total verblüfft über solche Weisheit, sagte der Arbeiter: „Aber, Hochwürden, wie hätt' ich denn gestern schon die Leich' ansagen können, wenn meine Frau erst heut' zu Mittag gestorben ist."

Ein vernünftiger Mensch hätte nun die schlagende Richtigkeit dieses Grundes sofort eingesehen; Sie aber schrieen im unheiligsten Zorne den leidtragenden Mann an: „Packt Euch! . . . Marsch hinaus!"

Daß der Arbeiter nun sogleich wegging und die Leiche bei der durch höfliche, anständige Geschäftsleute geleiteten und nicht durch bengelhafte Pfaffen unsicher gemachten „Leichen-Aufbahrungs- und Beerdigungs-Gesellschaft" anmeldete, ist wohl höchst begreiflich.

Sie, Herr Caplan, haben also mit der ganzen Ungezogenheit eines vollgegessenen und schlummersüchtigen Bauches nicht nur einen trauernden Familienvater gröblichst verletzt, sondern auch eine Kundschaft aus Ihrem heiligen Geschäfte vertrieben. Ich vermuthe, daß Sie an jenem Nachmittage mit Ihren schwarzen Hosen zugleich Ihr ganzes Christenthum ausgezogen und für ein Stündchen an den Nagel gehängt hatten.

Ein letztes Mittel.

(Nr. 49. — 1869.)

Eine Anzahl „Kirchenfürsten", das heißt Leute, welche violette oder rothe Strümpfe tragen, sollen auf Anregung des Cardinals Schwarzenberg ein Schreiben an den Martyr-Bischof von Linz gerichtet haben, worin sie denselben zu fernerem Widerstande gegen das österreichische Gesetz brüderlichst ankitzeln.

In Folge dessen hat sich nun der berühmte „Himmelsstreiter" Se. Gnaden der hochwürdigste Herr Meßner Dr. Himmelgrübel mit einem eigenhändigen Schreiben an den „lieben Gott" selbst gewendet und einfach um die „Vertilgung des ganzen Liberalismus" gebeten. Der Mann sieht gar nicht ein, warum man mit einem bischen Teufelszeug lang unterhandeln oder streiten soll, wenn man ja doch 1. Gott den Vater, 2. Gott den Sohn, 3. Gott den h. Geist, 4. die Mutter Gottes, 5. alle Erz- und sonstigen Engel, 6. alle Propheten, Apostel, Heiligen und Seligen ganz und gar für sich hat; während wir Liberale uns höchstens auf den „Teufel" verlassen könnten, wenn — wir an ihn glaubten.

Als mir Himmelgrübel seinen summarischen Vertilgungsplan mit gewohnter Offenheit mittheilte, konnte ich ihm meine innige Bewunderung nicht verhehlen und rief begeistert: „Drauflos, Ew. Gnaden! Es wird zwar auch meinen Kragen kosten — aber was gibt man nicht gern für ein „Wunder"! Nur vorwärts, Himmelgrübel, gleichviel ob mit Pech, Schwefel oder Rattengift oder rostigen Erzengelsäbeln — nur ein „Wunder" her und ich will glauben, daß

der „Himmel“ einst aus Bileam's Eselin gesprochen und daß er heute noch aus dem Papste spricht . . . . Sechszehn (a)dressirte Esel für ein einziges „Wunder“!

„Wart' nur, Satan, s' wird schon kommen“, tröstete mich der fromme Mann und sandte einen so glaubenmächtigen Blick gen Himmel, daß mir's einen Moment lang schien, als sähe ich einen „Engel“ herunterfliegen. Es war aber leider nur ein Stückchen Hirtenbrief, worin irgend ein Christ seine Abendwurst nach Hause getragen.

„Es ist höchste Zeit, Ew. Gnaden“, sprach ich, auf das entweihte Glaubenspapier weisend, „sehen Sie, der Menschheit ist schon das Heiligste — Wurst.“ Da schwur Himmelgrübel, daß er noch selbigen Tages an den lieben Gott um Vertilgung des ganzen Liberalismus schreiben werde — und wenn er seitdem nur eine Viertelstunde lang nüchtern war, kann der Brief schon expedirt sein.

Der „heilige“ Benedict.

(Nr. 49. — 1869.)

Dieser merkwürdige Kauz, dem die Stiftung des Benedictiner-Ordens zur Last fällt, ward im Jahre 480 in Nursia, einem Städtchen Mittelitaliens geboren. Fromme Kirchenschriftsteller berichten über ihn die allererbaulichsten Sachen. So sang er schon im Mutterleibe die schönsten Psalmen und wenn er später als kleiner Schlingel zuweilen weinte, brachten ihm die „Engel“ lauter Bischofsmützen, Krummstäbe und sonstiges Kinderspielzeug zur Beruhigung. Auch spielten sie ihm die schönsten Arien auf allerhand Instru-

menten vor, welche erst viele Jahrhunderte später erfunden wurden.

Als Benedict ein bischen größer war, mußte er begreiflicher Weise auch ein „Wunder“ thun, und man muß gestehen, er bestand dieses erste Rigosorum prächtig; — er betete einen zerbrochenen Kochtopf wieder ganz.

Als er sich nach damaliger Sitte aller heiligen Narren in die Einöde zurückzog, ward er dort gar arg durch den Teufel sekirt, der ihm in Gestalt einer Amsel rastlos um den verrückten Kopf flatterte.

Als er später Abt eines Klosters wurde, brachte der „Teufel“ sieben schöne, splitternackte Mägdlein in den Klostergarten, worüber sämmtliche Mönche halb verrückt wurden; nur Benedict behielt seine Himmelsruhe und verbot den Herren Patres und Fratres, jene allerliebsten Höllenerscheinungen zu — „bannen“. Darob ergrimmten die Mönchlein so sehr, daß sie den Heiligen zu vergiften suchten; aber vergebens, denn bald betete St. Benedict die Giftbecher entzwei, bald kam ein Rabe angeflogen, der die vergifteten Speisen in die Wüste trug.

Es sei hier übrigens bemerkt, daß es unter den Zeitgenossen Benedict's noch manchen „Heiligen“ gab, der in der „Kraft“ des Gebetes bedeutend mehr leistete. So erhoben sich einige Kerls vor lauter „Inbrunst“ 5—10 Schuh hoch in die Luft und blieben so während des ganzen Gebetes frei hängen.

Alle diese lieblichen Blüthen christlicher Frömmigkeit sind wohlverbürgt durch sehr „gelehrte“ Kirchenschriftsteller.

Der Fluch des vielen „Feierns“.

(Nr. 50. — 1869.)

Die katholische Kirche hat eine Unzahl von „Feiertagen“ geschaffen, deren demoralisirende Wirkung, zumal auf das Landvolk, sattsam bekannt ist. Man mache einen Rundgang durch jene Gegenden, in denen der „Glaube“ und das „Feiern“ noch am schönsten blühen, und überzeuge sich, wie dort an s. g. „heiligen Tagen“ die gläubigen Schafe die Vormittage in blöder Gedankenlosigkeit in der Kirche, und die Nachmittage und die Abende in Völlerei und Rauferei im Wirthshause zu verbringen pflegen.

Um so bedauerlicher ist es nun, wenn aus allerhand Anlässen, z. B. bischöflichen Firmungsreisen, die übergroße Zahl von Feiertagen noch vermehrt wird, wie dies auf dem Lande noch überall Gebrauch ist, ohne daß man jemals gehört hätte: die Geistlichkeit habe gegen solchen Unfug gesprochen.

Am 12. d. M., als an einem Samstage, besorgte der Herr Bischof Dr. Zwerger die „Firmung“ in Wundschuh, welcher an sich doch wahrlich nicht bedeutende Umstand von den „Gläubigen“ benützt wurde, um den der Arbeit gewidmeten Tag zu einem „heiligen“, d. i. zu einem Tage der Faullenzerei zu machen. Der „alte, schöne, heilige Brauch“ sollte nicht zu Schanden werden; „erster Segen im Gotteshaus, zweiter im — Wirthshaus“.

Nun ist der frommste Mann jener Gegend der Graf d'Avernas, Mitverfasser jener unsterblichen Papst-Adresse, welche unter dem Namen „Sechszehner-Adresse“ die Herzen aller Frommen und die Zwerchfelle aller Vernünfti-

gen rührte. Dieser edle Römer hält strenge darauf, daß sein Dienstpersonale täglich den „Rosenkranz" betet und auch sonst Alles mitmacht, was „Gott wohlgefällig".

Leider aber geschah es, daß an jenem dem Herrn Bischofe zu Ehren „heilig" gemachten Samstage ein schon lange im Dienste des Grafen d'Avernas stehender Leibkutscher, ein sonst wohlbeleumundeter Mann, dem „alten, schönen Brauche" gemäß nach der Kirche ebenfalls in's Wirthshaus ging, dort in eine Rauferei gerieth, und aufgeregt durch den Weingenuß, seinen Gegner — erstach.

Dieser traurige Vorfall beweist wohl gleich hundert ähnlichen, daß auch die allersorgfältigste Beobachtung christkatholischer Gebräuche (wie sie im gräflichen Schlosse auf der Tagesordnung ist) nicht vor höchst unchristlichen Ausbrüchen der Rohheit schützt und daß daher das „Grazer Volksblatt" die perfideste Heuchelei treibt, wenn es zuweilen die gerade unter dem „gläubigen" Landvolke seit alter Zeit üblichen Raufexcesse, Todtschläge u. dgl. unserer neuen Zeit und ihren humaneren, sittlicheren Ideen aufzubürden versucht.

Das „Volksblatt" möge seine Krokodilsthränen über jene heilige Sippschaft weinen, welche jahrhundertelang das Volk absichtlich in Dummheit und Rohheit erhalten und hierdurch jedem sittlichen Fortschritte entzogen hat. Der bischöfliche Leibcapuciner denke vor Allem einmal darüber nach, wie sehr Faulheit, Lüderlichkeit und Rohheit durch die gewissenlose Einführung so vieler „Feiertage" gefördert wurden; dann wird er begreifen, warum trotz aller Beterei, Wallfahrerei und Opferei die gläubige Landbevölkerung sich noch immer am allereifrigsten rauft und todtschlägt. —

Der Herr Bischof aber thäte wohl auch besser, wenn er seine Firmungsfahrten so einrichtete, daß die Bevölkerung hierdurch n i c h t v o n d e r A r b e i t a b g e h a l t e n w ü r d e.

Die rechte Erbin.

Avarus lag im Todeskampfe
Und sah mit letztem, starrem Blick
Und hielt mit letztem, starrem Krampfe
Noch seinen Mammon, all' sein Glück!

Der Priester betet ihm zur Seite,
— Er hört die frommen Worte nicht;
Was kümmert ihn des Himmels Freude!
Was kümmert ihn sein Strafgericht!

„Ehrwürd'ger Herr, ich muß wohl sterben",
So spricht er endlich mühevoll,
„Wem soll ich meinen Schatz vererben,
„Auf daß er ewig dauern soll?

„Laßt ab mit schönen, frommen Reden
„Und sprecht vernünftig, sprecht reell,
„Für meine Seele frommt kein Beten —
„Sagt mir, wie ich mein G e l d bestell'!

„Der Hohe könnte es verprassen,
„Der Arme müßte davon zehr'n:
„Wem, sagt mir, wem die vollen Cassen,
„Auf daß sie ewig sich nicht leer'n?"

Den schlauen Pfaffen juckt die Freude;
Weg Litanei! . . . . hier gilt's Verstand!
Das Geld? . . . der Zunft als gute Beute,
Die Seele? steh' in Gottes Hand!



Druck von August Wepner.
Graz.



Abonnements-Einlad

„FREIHEIT“

Motto: